Die Kirche und die Götter.

Ein Roman.

Erſter Band.

OFFNERSCHE LEIHBIBLIOTHEK
1228

Penig 1804
bey F. Dienemann und Comp.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Die Kirche und die Götter.

Erſter Band.

Erstes Buch.

Buch der Richter, Cap. XVI.

Jauchzend führen sie den kahlen
Sohn des Manoah, gebunden,
Den mit List sie überwunden,
In der Mühle soll er mahlen.
Halt o Volk mit deinem Prahlen!
Ist ihm heut die Kraft verschwunden,
Wachsen Locken ihm die runden —
Wird er doch die Schmach bezahlen.
Ach er steht an ihren Säulen,
Und sie schauen auf ihn nieder,
Spottend der erzwungnen Lieder. —
Doch nicht lange wird er weilen,
Euch mit Spielen zu erbauen;
Einst sollt ihr die Proben schauen
Höherer Kraft in seinen Gliedern.

OFFNERSCHE
LEIHBIBLIOTHEK

Erſtes Capitel.

In der Nähe einer Stadt, unweit Rom, begegneten ſich zwey Jünglinge, der eine fremd an Kleidern und an Geſtalt, ſchien in den Mauern ein Nachtlager zu ſuchen. Es war heitrer Abend, der Himmel ſo klar und tief, wie er dem Auge nur in Italien ſcheint, und der lezte Abendſchein erleuchtete ein altes Gebäude, das in der Nähe auf einem freyen Platze ſtund. In der Bauart ſeines alten Gemäuers, in der Zuſammenſtellung der einzelnen Theile, ſchien ein hoher tiefer Sinn zu liegen. Der Vorübergehende

fühlt sich nach den großen, hochgewölbten Thoren hingezogen, und wenn alles schweigt, glaubt man aus den Wänden eine Stimme zu vernehmen, welche in dem Gemäuer eigenthümlich wohnt. Alte Gestalten in Stein gehauen, deren Bedeutung und Urbild niemand erkennt, sehen mit herabhängendem Körper auf den Boden nieder, und andre Bilder groß und wunderbar dienen statt der Pfeiler, und tragen das Dach auf ihrem Haupte. Des Thurmes alte Zinnen scheinen sich herabzuneigen, und wanken doch niemals.

Es band der fremde Jüngling sein Roß an dem eisernen Gitter fest, und näherte sich dem hohen Gebäude, und der andre folgte ihm. Ueber dem Hauptthore der Kirche sah man seltsam verschlungne Gestalten, deren Bedeutung leicht zu erkennen war. Eine hohe Pyramide ist es, deren untrer Grund mit Corallenbäumen, Seethieren und hohen Wogen, des Meeres tiefsten Abgrund bedeutet. Die Mitte der Pyramide, geebnet und mit

Thier- und Pflanzengestalten bedeutet das feste Land, und ihre hohe Spitze mit Wolken umgeben bedeutet Luft und Himmel. An der Spitze der Pyramide, in ihrer Mitte und in dem Grund — an den Aesten der Corallenbäume — hat der alte Baumeister Engelsköpfe angebracht.

O schöne Dichtung, frommer Sinn dieser Bildungen, rief der fremde Jüngling aus — ja überall in Luft und auf der Erde, und im tiefsten Abgrund wohnt der Geist Gottes, und in den Gebilden der Tiefe, des Landes, und der höchsten Höhen, lebt der ewige Hauch. Rührende Einfalt der alten christlichen Zeit, wie bewegt mich — sey es barbarische Blindheit — deine Dichtung eben so sehr und mehr fast, als die heitre, göttliche Kunst des hellenischen Bodens, deren Tempel ich freylich nur erst von fern gesehen. Ja das alte Gebild deutet meinen innren Willen, meine eigenthümlichste Meynung an. So ist in Luft und Meer und Land das allmächtige Leben, und

ich will die alte ewig unveränderliche Pyramide, in ihrer ganzen Höhe und Tiefe schauen. Fern geht mein Weg, und wer weiß wenn ich ihn ende? —

War es der heitre Schein des Abends, oder die Nähe des alten Gemäuers, welche das Herz erhebt, beyde Jünglinge schienen sehr bewegt, sie näherten sich einander, und bald wendeten sie ihre Augen von dem Gebäude ab, einer auf den andern. Die Gestalten schienen sich bekannt, ja sehr nahe und innig bekannt, aber keiner wagte bey so sonderbarem Zusammentreffen, an einem Ort so fern von der Heymath, den andern zu nennen. Der Fremde suchte auf dem Gesicht des andern die alten bekannten Züge, aber wie sollte Antonio, der in einem fernen, fremden Welttheile war, ihm in Italien begegnen? wie kam der Antonio, der Soldat war, zu diesen bürgerlichen Kleidern? — Auch der andre schien das Gesicht des Fremden mit einem längst bekannten zu

vergleichen, aber beyden band der Ernſt und die Ungewißheit die Zunge.

Wenn ſich befreundete Menſchen begegnen, und die Geiſter ſich auch ahndend erkennen, ſind oft Zungen und Mienen gebunden, Geſtalt und Kleidertracht ſcheiden ſie von einander. Unſre Verbindungen gehen nicht aus irrdiſchem Willen hervor, ſondern es iſt ein höher Verhängniß, nach welchem wir uns vereinen. Es finden ſich, die einander beſtimmt waren, und ſie finden ſich nur zur beſtimmten Stunde. Andre Bündniße aber, auch wenn ſie dem menſchlichen Auge ſehr geſchickt ſchienen, laßen ſich nicht ſchließen, auch jene ſchönſten und glücklichſten nicht, zur andern Stunde. Sind doch alle unſre Schickſale mit uns gebohren, und nach unabänderlich beſtimmtem Geſez wechſeln die ſchönen, und hohen Stunden mit den gleichgültigeren, es blüht und welkt unſer Glück — zu ſeiner Zeit.

Der eine der beyden Jünglinge, eben der, welcher ſeinem Aeußern nach zu ſchließen ein-

heimisch war, wendete sich endlich von dem Gebäude weg, und gieng den Thoren der Stadt zu, ohne sich weiter nach dem Fremden umzusehen. Dieser fühlte sich durch das kalte, schnelle Scheiden wunderbar gekränkt, denn ob es ihm gleich ganz unmöglich schien, daß der Jüngling, der ihm hier begegnete, mit seinem Jugendfreunde Antonio Eine Person sey, so hätte er doch von so geliebter Gestalt, von den Mienen, die jenen glichen, welche ihm einst so theuer waren, wenigstens einen Gruß, ein freundlich Wort erwartet. Er sah dem Weggehenden lange mit gerührten Sinnen nach, bis er ihm hinter den Thoren der Stadt verschwunden war. Hierauf sezte er sich auf einer der obersten Staffeln nieder, die zum Hauptthore des Gebäudes führen. Die alten Mauern, die Kühle des Abends, und das nahe und ferne Läuten der Vesperglocken, weckten wehmüthige Erinnerungen in ihm auf, seine Augen waren nach den fernen blauen Bergen gerichtet, von welchen er gekommen war. Er

zog ein geſticktes Band aus ſeinem Gewand hervor, das er lange betrachtete und küßte, und auf ſeinen Lippen ſchien ein heiliger Nahme zu ſchweben, der beßer noch in ſeinem Herzen lebte. Woher? (rief er) dieſe Wehmuth ſo zur Unzeit. Todt iſt todt, hin iſt hin. Habe ich mich doch ſelber erſt losgeriſſen, beym Scheiden war ich hart, und nun die Trennung unwiederruflich iſt, fühle ich erſt ihren ganzen Schmerz. Aber in welche wunderbare Gegend bin ich auch gekommen? ſpricht es nicht hier aus den hohen Bäumen mit mir von meinem Verluſt, das alte Gemäuer blickt mich an, als wollte es mich an die hohe Kirche meiner Vaterſtadt, an die ehrwürdigen Mauern erinnern, in welchen ich ſie ſo öfters ſahe, und die ſchnellen Abendwolken ziehen wie meine Sehnſucht nach der Gegend hin, wo ſie iſt. Wo ſoll ich das wiedergewinnen, das ich willig verſäumte, welcher zukünftige Tag, welcher Abend, welches neue Land, in das ich ziehen werde, bietet mir für meinen Verluſt den neuen

Ersaz an? Nicht mit Unrecht glaubte ich um des höheren Gewinnes willen alles verlaßen zu müßen, das mein war, aber seit ich von ihr gegangen bin, däucht mich, sey diesem Höheren das Beste und Höchste entgangen. Ach und kein Wünschen, kein Hoffen ist mir nun weiter vergönnt.

Der Jüngling wurde in seinem Selbstgespräch durch einen Mönch unterbrochen, welcher nach dem Gebäude zugieng, denn es war eben die Zeit des Spät-Gottesdienstes herbeygekommen. Auch der Mönch glich einer ehrwürdigen Gestalt, die er einst gekannt und innig verehrt hatte. Sein Gang war eben so herrlich, so glichen sich auch die ehrwürdigen Züge und die weißen Locken, Gewand und Gürtel.

Durch welches sonderbare Ungefähr (sprach der Jüngling) müßen mir hier fremde Gesichter so lebendig die ewig theure Vergangenheit zurückführen? Soll heute mich alles an das erinnern, was ich verlaßen mußte? verlaßen

vielleicht auf immer, als ich diese Wallfahrt antrat. Leicht ist es, irrdische, gemeine Güter hinter sich zu laßen, und nach einem gelobten Lande zu wallen, aber ich habe viel theurer Gut hinter mir gelaßen, und mein gelobtes Land liegt fern, wer weiß, ob ich es je anders betrete, als in den Träumen des Morgens.

Das ferne Meßlesen des Priesters kam halbvernehmlich zu ihm herüber, der Mond erhob sich, und ein ruhiges Sinnen brachte ihm endlich das Vertrauen wieder, das ihn aus seiner Heymath geführt hatte. Er stand muthiger auf, bestieg sein treues Roß, und ritt langsam nach der Stadt zu. Unterwegs sang er ein Lied, das er auf seiner Reise öfters gesungen hatte.

Wandelnd unbekannte Wege
Führt mich hohes Hoffen weiter
Nach dem Ziele schau ich heiter —
Doch im frommen Förderwallen
Wird die alte Sehnsucht rege.

Plözlich iſt der Muth gefallen. —
Wer zerreißt die alten Ketten?
Wer kann mich von Gram erretten?
Schauend vieler Städte Zinnen
Freut mich eine nur von allen.

In der Fremde zu gewinnen,
Hab' ich in der Heymath Thoren
All' mein beſtes Gut verlohren.
Heimwärts nun mit leichten Winden
Zieht mein Sehnen weit von hinnen.

Wenn die Abendwolken ſchwinden,
Kömmt die Nacht zurück, die treue,
Und mein Gram erſcheint aufs neue.
Wenn ſich hoch die Sterne zeigen,
Fühl' ich neu den Schmerz entzünden.

Doch die Klagen alle ſchweigen,
Wenn zurücke kehrt die Helle;
Muth und Kraft erwachen ſchnelle.
Fern die hohen Palmen winken,
Und ich will ſie einſt erreichen.

Er war ſchon in die Stadt gekommen, deren altgothiſche Gebäude und Straßen ihn vollends ganz in ſeine Vaterſtadt verſezten, an welche ihn alle die Aehnlichkeiten mit frü-

her gekannten und geliebten Gestalten, die ihm heute aufgefallen waren, so lebhaft erinnert hatten. Er sehnte sich nach der Herberge, indem er nun erst, der Ruhe nahe, seine Ermattung nach dem schwülen mühevollen Tage ganz fühlte. Man wies ihn auf sein Nachfragen nach einem ansehnlichen Gebäude hin, das hell erleuchtet war.

Fröhliche Musik kam ihm daraus entgegen. Viele Soldaten und einige Harfenspieler saßen darinnen, er aber wählte sich den hintern Theil des Zimmers, in welchem nur die alte Wirthin, mit ihren zwey Töchtern saß. Sie begrüßten den Fremden mit vieler Freundlichkeit.

Unter den Gästen, welche die vordern Tische besezt hielten, befand sich unter andern einer, welcher eben als der Fremde herein trat, mit einigen vornehmen Männern aus der Stadt in eifrigem Gespräch begriffen war. Er hatte jenen aber kaum bemerkt, als er daßelbe abbrach, und mehrere male bey ihm

vorübergieng, indem er ihn aufmerksam betrachtete. Doch war der fremde Jüngling zu sehr in süße Träume der Zukunft versunken, zu sehr war er von wehmüthigen Erinnerungen ergriffen, als daß er auf die Neugier des andern einige Rücksicht genommen hätte.

Jezt weckte ihn der Ton einer Stimme, die ihm einst sehr bekannt war, aus seinen Träumen. Es war der nämliche Jüngling, der ihm heute vor der alten Kirche begegnete, welcher ihn jezt anredete. Der Ueberraschte antwortete nur halb und zerstreut auf einige gleichgültige Fragen, und jener brach das Gespräch wieder ab. Diese neue Aehnlichkeit der Stimme machte den Fremdling immer aufmerksamer, aber es war gewiß nur eine neue Täuschung, welche seine Sehnsucht nach jenem früh von ihm gegangnen Jugendfreund, dem der Jüngling glich, nur noch bittrer machte. Denn wie konnte sein Antonio, der mit ihm in der deutschen Muttersprache aufwuchs, und in jenem Alter, wo in der männ-

lichen Bruſt die Sehnſucht nach der Fremde erwacht, über das ferne Meer gieng, ſo einheimiſch mit Zunge, Kleidern, und Mienen ſogar, in Italien geworden ſeyn? —

Die beyden Jünglinge hatten ſich eine Zeit lang aufmerkſam betrachtet, endlich näherten ſie ſich wieder einander, und der vermeintliche Antonio fieng ein Geſpräch über Reiſen und fremde Länder an. Es ſprach der Fremde mit vielem Feuer, und mit Liebe ſchilderte er einige ferne Welttheile, in die er zu reiſen gedachte. Sein Herz öfnete ſich ſchnell dem Jüngling, der ſeinem geliebten Jugendfreund ſo ähnlich war, und faſt konnte ihn nur der italiäniſche Anſtrich, der über das Aeußre des andern ausgegoßen war, abhalten, ihn als den Antonio anzureden. Denn es ſprach der andre ſo fließend italiäniſch, als ob nie ein andrer Laut über ſeine Lippen gegangen wäre, wie der welſche, und mit allen den anweſenden Bürgern der Stadt war er ſo bekannt

und vertraut, als ob er in den Mauern gebohren wäre.

Die Wirthin wußte dem Fremden nichts anders zu berichten, als daß jener seit einigen Wochen hier angekommen sey, und daß er viel Geld, viele Diener und Pferde mit sich gebracht habe, so viel sie wisse, sey er aus Pisa gebürtig, und von vornehmer Familie.

Die Harfenspieler, welche unter den Gästen saßen, begonnen jezt frölich zu spielen und zu singen. Die Jünglinge standen neben einander, und ihre Augen begegneten sich oft. Ein Lied wurde endlich gesungen, deßen Inhalt folgender war:

Es stand ein Mann vor unsern Thoren
In fremder, wundersamer Tracht,
Als ob ihn fernes Land gebohren,
Und schnelle Schiffe hergebracht.
Schon führt man ihn zur Stadt hinein,
Sollt' es dein Bruder Gerhard seyn?

„Den kenn' ich bald am kühnen Gange,
An heitrer Stirne, frey und klar,
Am hohen Purpurroth der Wange
Und dunklen Locken-reichen Haar,
An Kraft und Würde seiner Glieder,
Kenn' ich den Langersehnten wieder."

So wirst du jenen schwerlich kennen.
Bleich ist die Wang', die Locken weiß,
Nur jung und heiß die Thränen brennen,
Am Stabe kraftlos wankt der Greiß,
Der ohne Hülfe, ohne Rath
Im schlechten Kleid als Bettler naht.

Sey welk die Wang' und grau die Haare,
Das Auge muß — sich immer gleich —
Aus Tausenden den offenbaren,
Der Blick so kühn und Glaubens-reich.
Ob Gluth und Leid ihn hart verstellen,
Die Augen kenn' ich noch, die hellen.

Ach weit von hier von wilden Händen,
Das Auge ihm entrissen ward.
Ich mußte mich zur Seiten wenden,
Wie grausend leer die Höhle starrt.
Den Blinden führt des Fremdlings Hand,
Wie wird der von dem Freund erkannt?

Indem hört man die Thüren gehen,
Man führt den blinden Greiß herein.
Stumm bleibt er an den Schwellen stehen,
Schaut in den hohen Saal hinein.
Es staunt der Fürst und seine Söhne —
Das sollte Gerhard seyn der Schöne?

Kein Blick, der zu dem Freunde spräche,
Kein Gruß die theure Nähe zeigt,
Doch bald wird alte Liebe rege,
Und fromme Treu nicht lange schweigt.
Laut weint der Fürst vor Schmerz und Lust
Und stürzt dem Bettler an die Brust.

Während dieses Liedes, deßen Melodie ganz besonders rührend war, sahen sich die beyden Jünglinge unverwandt in die Augen. Beyde erinnerte die sanfte Weise an die Abschiedsstunde, welche sie einst von einander gerißen hatte. An jene Morgenstunde, an der Küste des Meeres, welche beyden so lange sie sind, unvergeßlich bleiben wird. Da erkennen sich beyde an der gemeinschaftlichen Rührung, und sie traten näher und wieder zurück — sollte das der theure Freund

seyn? — länger halten sie sich nicht zurück, und so sind sie sich endlich mit dem Ausruf: Antonio! Romanus! in die Arme gestürzt.

Es waren wirklich die beyden Freunde, die sich so oft nach einander gesehnt, geforscht, so oft ihre Trennung beklagt hatten, welche nur der wunderliche Zufall einander wiedergab. Lange Zeit konnten sie sich nicht von der heftigen Freude des Wiedersehens erholen, denn die Trennung war lang und schmerzlich gewesen, lange Zeit vermochten sie nichts als immer wiederholte Ausrufungen: Romanus! Antonio! hervorzubringen, und statt zu reden, konnten sie nur stammlen. Die Gäste waren alle aufgestanden, die Harfen verstummten, und alle Anwesenden hatten sich um die beyden gedrängt. Diese bemerkten aber niemand um sich her, und sahen nur sich. Auch die waren gerührt, welche sonst bloß Neugier, nicht innige Theilnahme, und Mitleid empfinden können, und jeder Mund sprach die beyden

Nahmen: Antonio und Romanus aus. Einige weinten und seufzten, alle aber ahmten unwillkührlich die hohen Ausbrüche der Leidenschaft, — in den Mienen wenigstens — nach, welche sie an den beyden Freunden gewahr wurden. Die Harfner hatten ihre Instrumente von sich gelegt, und nur der eine von ihnen, der ein Jüngling war, schien dieses erschütternde Schauspiel mit Tönen begleiten zu wollen, und spielte, so wie sein Inhalt war, eine rührende Weise. Hierauf als die beyden Freunde etwas ruhiger, und zusammenhängender zu sprechen vermochten, spielte er, welcher unter allen die zugegen waren, ihre wehmüthige Freude am lebendigsten nachempfand, ein Lied vom Wiedersehen, das er mit bewegter Stimme begleitete, allein jene hörten Töne und Worte nur wenig, ihre Sinne waren noch immer für die übrige Welt verschloßen, und nur dem einen Wiedergefundnen offen. Endlich kamen ihre bewegten Sinnen wieder zu sich selber, und

die beyden Freunde ſehnten ſich einſam zu ſeyn.

Kaum waren ſie auf einem ſtillen Zimmer allein, als die Ausbrüche der Freude aufs neue begonnen, und mit halbausgeſprochnen Fragen und Antworten ſich vermiſchten. Die Töne der Harfen und der Geſänge kamen halbvernehmlich aus dem untern Theil des Haußes herauf und ſchlichen ſich in ihre innigen Reden ein.

Die Geſtirne hatten ihre nächtliche Bahn ſchon lange begonnen, und freundlich erleuchteten einige Kerzen das ſtille Zimmer. Einige Becher des feurigen italiäniſchen Weins berauſchten ſie, die freudigen, noch mehr. Ein ſolcher Abend war noch nie in dem kleinen Zimmer gefeyert worden.

Bald fand Romanus Urſach genug das ſtattliche Ausſehen, und den vornehmen Anſtand ſeines Freundes zu bewundern, den er, ſeit ſie den Gränzen des Knabenalters ent-

wachsen waren, nicht mehr gesehen hatte, bald bemerkte er viele Züge, worin er noch ganz der Alte war. Auch Antonio bewunderte anfangs den stillen Ernst, und die Schwermuth, welche in seines Freundes Aeußerem unverkennbar lag, und fand erst später die Züge seiner unvergänglichen Heiterkeit wieder auf, an der sie sich beyde einst so oft erfreut hatten. Bald dachten sie des Zwischenraums, der sie von einander getrennt hatte, nicht länger mehr, er war so ganz vergeßen, daß sie beyde wieder an der einheimischen deutschen Küste zu seyn glaubten, noch Mitschüler und unzertrennliche Gefährten. Unter allen jungen Edelleuten, welche damals in Haarlem mit einander erzogen wurden, waren diese beyden am innigsten verbunden gewesen, und Tag und Nacht fand man sie bey einander. Beyde waren aus den ansehnlichsten Familien in Holland, beyde hatten die besten Aussichten für die Zukunft. Es waren nun schon viele Jahre vergangen, seit sie von einander

gerißen wurden. Um deſto herrlicher war das Wiederſehen.

Die Mitternacht war vorübergegangen, ohne daß einer bemerkt hätte, daß die Abendröthe ſchon untergieng.

Endlich fragten ſie ſich wechſelſeitig, welches Ungefähr ſie hier zuſammengeführt habe, und wie es jedem in der Zeit ergangen ſey? Ich müßte mich ſehr täuſchen ſagte Antonio, wenn dich nicht in der Zeit, die ich fern von dir zubrachte, viel hartes Leid betroffen hätte, dein Auge iſt ernſter und kummervoller geworden, als ich es ſonſt zu ſehn gewohnt war. Auch deine innere Bildung iſt zu einem Grad der Reife gediehn, und du ſtehſt, wie ichs deutlich fühle, um ſo viel höher als ich, daß ich mich gar nicht mit der ſonſtigen Zuverſicht neben dich ſtellen könnte. —

Obgleich du dich ganz gewiß in dem lezteren irrſt, antwortete Romanus, ſo kann ichs doch mit Zuverſicht behaupten, daß du mir augenſcheinlich in der Zeit, an äußerem Anſtand

und Würde, und wohl an Welterfahrenheit und Klugheit sehr überlegen worden bist.

Der Morgen dämmerte schon, und die Nacht war wie ein Traum vergangen. Aus den Fenstern ihres Zimmers gieng die Aussicht in einen angenehmen Garten, dahin giengen die Freunde. Bey einem steinernen Bogen sezten sie sich nieder, der einsam noch aus den andern Trümmern eines alten Gebäudes dastand.

Hier begann endlich Antonio, die Fragen seines Freundes zur Gnüge zu beantworten, indem er seine Geschichte, von da an, wo sie sich trennten, bis zu ihrem heutigen Zusammentreffen, erzählte.

Nicht unwichtig an Einfluß, nicht arm an Folgen waren die Begebenheiten des Freundes für unsern Romanus, weshalb wir ihre Erzählung ganz, und unverkürzt aufzeichnen wollen.

Zweytes Capitel.

Ich ward wie du weißt, fing Antonio an, von meinen Verwandten schon frühzeitig zum Soldatenstand bestimmt, und schon in den ersteren Jahren unsrer gemeinschaftlichen Schule war mir diese meine zukünftige Bestimmung nicht mehr fremd. Eigne Neigung — da ich von meinem zukünftigen Stande nur wunderliche, und unbestimmte Begriffe hatte, doch geschickt genug, meine Einbildung reich und anmuthig zu ergötzen, — kam dem Willen meiner Verwandten zu Hülfe, und als die Zeit nahe gekommen war, da ich wie es vortheilhaft schien, in einem Schiffe, das einer unsrer Vettern commandirte, Dienste nehmen

sollte, stand dem lezten Entschluß von meiner Seite nichts mehr entgegen, und nichts hielt ihn noch auf, als die Unvermeidlichkeit des Abschieds von dir und meinen Verwandten. Von dir aber vor allen. Denn so jung ich war, und so ungebildet, so habe ich dich schon damals vor allem, was mir nahe stund, der inbrünstigsten Liebe am würdigsten gehalten, und niemals hat mich nach irgend einem Genuß, der sonst Jünglinge anzulocken vermag, so sehr verlangt, als nach deinem Umgang.

Der Abschied von den andern allen, selbst von Eltern und Geschwistern, hätte mich wenig Schmerzen gekostet, denn der ferne Welttheil, den ich bald sehen sollte, und die Neuheit der gewählten Lebensweise, hätte mich sehr getröstet, aber von dir wegzugehen, das konnte ich nicht ohne viele Thränen ertragen, noch als es bloßer Gedanke war. Wie soll ich davon reden? wie mich mein grauer Vater noch einmal in seine Arme genommen, und noch einmal segnete, wie meine Mutter und

meine Schwestern untröstlich weinten; — ich verließ meinen Geburtsort wie du weißt, und du allein warst mit mir.

Als nun die lezte Nacht wirklich gekommen war, und der lezte Morgen, den ich mit dir zubringen konnte, schon heraufkam, ließ mich der heftige Schmerz die Tiefe des menschlichen Gemüths, die Größe unsrer Kräfte, und unsers Strebens, so mächtig wie noch nie zuvor, empfinden, und hierin lag selber wieder für meine Wunde Balsam. Schon hörte ich vom Strande schreyen und rufen, die Seegel schwellte der günstigste Wind, man lichtete mit Jubel die Anker, und so gieng ich von dir, du bliebst und warst den ruhigen Wißenschaften bestimmt, mich trieb es zum Heere.

Wohl konnte ich von Schmerzen, und unaufhörlichen Thränen blind, die Küste kaum sehen, und der helle Morgen war mir dunkel, wohl verlohr ich, als schnell das Schiff aus dem Hafen gieng, dich, und die Küste bald aus den Augen, aber mich, den jungen, den Gesunden,

heilte bald der Anblick des hohen Meeres, und die meinen Wünschen nun offne große Welt, sammt allen den ungeheuren Dingen, welche auf ihr wachsen und geschehen. So oft ich jedoch, wenn mich in der Einförmigkeit der langen Fahrt die starre Dumpfheit umfieng, nach Thränen Verlangen trug, durfte ich nur an unsre weite, und lange Entfernung denken, und wie ich niemand auf der Erde so zu lieben vermöchte denn dich, keiner aber mich, gleich dir.

Ich Sorgloser ahnete nicht, wie ich bald der Thränen so satt werden sollte, und wie es keiner Erinnerung bedürfte, um mir die alten Wunden wieder aufzureißen, da größere meiner warteten. Denn daß ich von dir weit entfernt war, galt noch kein Scheiden, da unsre Liebe ewiger und klärer ist, denn daß sie selber der Tod wegnähme, und da wir auch immer in, und miteinander leben. Aber bittrere Leiden treffen den, welcher seine Neigung nicht zu der ewigen und unvergänglichen Liebe selber, sondern an irrdisch und vergänglich Gut wendet,

denn das Vergängliche hält weder Glauben noch Treu, und was dir gewiß schien, erweist sich nichtig, was wahr — falsch, was gut schien aus dem quillt das Schlimme, so lange dein unvergänglich Sehnen bey dem stille hält, was der Zeit und dem Ort unterworfen ist. Denn diese wachen wie neidische Tyrannen über jenen schönen Früchten, wornach dich gelüstete, und oft sind sie genommen, ehe du die Hand nach ihnen ausstrecktest. Wer nach den Früchten der Erde dürstet, der gebrauche der geringern Mittel, wer aber mit der himmlischen Sehnsucht, welche in uns liegt, jenen nachgeht, der wagt seinen besten Schaz an unedel und erdichtet Geschmeide. Wie oft habe ich dieses in Verlauf meiner Jugend erfahren, ja wie theuer die Lehre bezahlt: edle Kraft an nichts Unedles, ewig Sehnen an nichts Hinfälliges zu wenden.

Wir mochten ohngefähr neunmal den Tag haben wechseln sehn, seit wir von der vaterländischen Küste ausliefen, als ich zuerst auf

einen jungen Reisegefährten aufmerksam wurde, welcher später auf mein Geschick von grosem Einfluß war. Er war schöner als alle Jünglinge, die ich bis dahin gesehen, und ob er gleich von zarter Jugend schien, verriethen doch seine Mienen, und der Ernst seiner dunklen Augen, einen Verstand, und ein klares, ruhiges Bewußtseyn, welches diesem Alter fast niemals eigen ist. Da wir an Alter wenig ungleich waren, hatte ich mich schon oft zutraulich an ihn gewendet, allein ich (dem Anschein nach der Aeltere) war doch in seiner Nähe nicht anders als im Vergleich mit ihm, kindisch, ungeschickt, und des Lebens ungewöhnter, denn jener. Dies erfüllte mich mit Ehrfurcht gegen ihn, da aber sein Ernst den Ausbrüchen meiner jugendlichen Munterkeit oft lästig war, entfernte ich mich wieder von ihm, als von einem Wesen andrer Natur, mit welchem ich wenig gemeinsam hätte. Mit dem jungen Menschen war gewöhnlich eine alte Dame, und ein schon bejahrter Diener.

Woher dieſe drey Perſonen gekommen, und wohin ſie giengen? das war nicht auszuforſchen, der Sprache nach hätte der junge Menſch eben ſowohl ein Deutſcher, als ein Franzos, oder Spanier ſeyn können, ſo fertig war er in dieſen Sprachen. Wer ſie auszufragen Verlangen trug, den pflegten ſie mit undeutlichen Worten, und unſichern Mienen von ſich zu weiſen, und wer zudringlicher war, den verjagte ein ernſtlicherer Unwille. Nur der Befehlshaber des Schiffs ſchien mehr zu wißen, und behandelte den jungen Menſchen ſo achtungsvoll, daß hiernach zu ſchließen der Stand deßelben hoch ſeyn mußte.

Es war die liebliche Frühlingszeit, als wir uns der Nordküſte von Spanien näherten. Mehrere Tage vorher, hatte ich eine ungewöhnliche Traurigkeit in dem Geſicht meines jungen Reiſegefährten geleſen, ja an dem Abend, als wir die ſpaniſchen Küſten fern und blau dem Meer entſteigen ſahen, bemerkte ich das Geſicht des Knaben, der ſich

unbemerkt glaubte, in Thränen gebadet. Mitleid und Zuneigung, die ich vom Anfang zu ihm trug, trieben mich ihn zu fragen.

Ich hielt seine Hände in den meinen, und bat ihn, er möchte doch meine recht treue, und innige Theilnahme, an allem was ihn beträfe, nicht länger übersehen, und einer treuen Brust, was ihn so zu klagen treibe, offenbaren. Der Knabe hub seine schönen weinenden Augen gen Himmel, als wollte er sagen, wie gern er alles ausspräche, wäre es vergönnt; — er drückte meine Hände, aber nach einem Geräusch das gehört wurde, verließ er mich eilend, der staunend zurückblieb.

Es war schon lange die Stunde gekommen, in der alle, welche ihre Pflicht nicht wach hielt, zur Ruhe giengen, als ich noch immer sinnend an dem Ort stund, wo der Knabe mich verließ, und wie? und woher? ich so heftig bewegt sey, davon wußte ich mir keine Rechenschaft zu geben.

In dem besten Zimmer des Schiffs, neben

dem des Commandanten wohnte der junge Mensch mit der alten Dame, außen vor der Thür schlief der alte Diener. Ich gieng spät an der Thür des Zimmers noch vorüber, um selbst mich zur Ruhe zu begeben, und höre drinnen die Stimme des Knaben, welcher klagt und weint, die der Alten, welche ihn zu beruhigen sucht. Ich dränge mich von Mitleid und Neugier getrieben, hinter einige Kisten an die bretterne Wand des Zimmers, wo mein schlanker Cörper eben nothdürftig Raum fand, und stehe lauschend an einer Spalte. Noch sah ich so wie ich stund niemand, doch hörte ich von der Alten meinen vermeintlichen Knaben bald Gebieterin bald Fürstin nennen. Mein Staunen war nicht gering, und die neue Entdeckung hatte mich so ergriffen, daß ich meynte, mein tiefes Athmen und die laute Brust würden mich verrathen.

Die drinnen bewegten sich, und ich konnte nun meinen jungen schönen Fremdling beym

Glanz der Nachtkerze in der lieblichen Nachtkleidung, für ein schönes junges Mädchen erkennen. Vieles wurde mir nun erklärlich, was mir früher aufgefallen war. Von dem Gespräch der beyden Damen hatte ich nur den lezten Theil mit angehört. Die Alte suchte das Mädchen zu beruhigen: Sie möchte doch nicht vor der Zeit das was nur möglich, nicht einmal wahrscheinlich sey, wie ein unvermeidliches Unheil fürchten." Jene aber erwiederte, wie dem älteren abgestumpfteren Sinne das minder fühlbar sey, was dem jüngeren unerträglich abscheulich erschiene, und nur ihr sey es deutlich, wie das was nun kommen müße, bittrer als der Tod sey.

Ich stand, und kein Seufzer, keine Thräne der schönen Jungfrau entgieng mir, bis endlich die Kerze verlöschte, und im Zimmer alles stille wurde.

Mich hätte der Morgen und der andre Abend noch an meinem Schlupfwinkel getroffen, hätte ich mich nicht an die Nähe so vieler lau-

schender Ohren und Augen erinnert. Mein Geheimniß war mir so theuer, daß ich es vor allen Augen gern verbergen wollte. Ich schlich mich leise auf mein Lager, aber in Nachsinnen ist mir die Nacht wie ein Augenblick vergangen. Ich wußte nicht wie mir geschehen sey, ich hätte klagen mögen und weinen, und in demselben Augenblick sehr fröhlich seyn.

Der nächste Morgen fand mich schon zeitig vor der Thür der Jungfrau, die erst lange hernach (so däuchtete es meiner Ungedult) geöffnet wurde. Die alte Dame trat heraus, und gieng ins Zimmer des Commandanten. Bey dem Oefnen der Thür bemerkte ich, daß die Jungfrau, die ich nun bey ihrem Nahmen Lucie nennen will, wieder in Mannskleidern war. Ein Augenblick Bedenken, und ich war verwegen genug, in das Zimmer hineinzutreten.

Mein geliebter, mir nun doppelt theurer Knabe, saß und betrachtete durchs Cajüten-

fenſter das Meer, Thränen füllten ſeine Augen. Er trocknete ſie ſchnell, und frug mich: woher kömmſt du Freund Antonio? ſo früh und eilig? Ich — ſonſt wenig ſcheu — ſtand vor dem verkleideten Knaben nicht ohne viele Verlegenheit. Die alte Weiſe mit ihm umzugehn war ſehr verändert, und ich konnte keine Worte finden. Lucie bemerkte wohl meine Verwirrung, aber ſchwerlich mochte ſie ihre Urſach errathen, ſchwerlich mochte ſie rathen, daß ich ſo genau um ihre Kleidung, und um ihr Geſchlecht wüßte, das ſie ſo ſorgfältig verbarg.

„Du biſt immer traurig, und ich darf nicht um deinen Kummer wißen, den ich doch viel lieber ſelber trüge ehe er dir bliebe.“ Dies und Mehreres hatte ich zu ihr geſprochen, und ſo einfältig meine Rede war, ſchien ſie doch ſehr gerührt. Wollte Gott — ſprach ſie — du Antonio wärſt mein Bruder, oder in einer Provinz mit mir gebohren, daß der Freund immer um mich wäre. Dein guter Wille würde

mich dem harten Schickſal entreißen, das mir nun droht.

Indem ſie ſo mit mir ſpricht, wird ſie, ich weiß nicht wodurch? unterbrochen, eben da ſie mir ihr Innres ganz eröffnen will. Sie hält einen Augenblick ein, und eben hört man die Nebenthür aufgehn, aus welcher die Alte heraustritt, die unſer Geſpräch für diesmal ganz abbrach. An der ſchnellen Veränderung die nun mit Lucien vorgieng, bemerkte ich wohl, daß ſie vor der Alten große Scheu hatte, ſie wich ſchnell und ängſtlich zurück, und ihre Mienen, zuvor ſo freundlich gegen mich, wurden nun kalt, und zurückhaltend.

Ich hätte wohl gethan mich nun zu entfernen, aber die nun noch heftiger gewordne Leidenſchaft heftete mich an Luciens Seite feſt. Die Alte frug bald mich bald die Jungfrau mit mehr als einem grimmigen Blick, was ich hier wolle? Mienen und Worte gaben ihren Aerger über dieſes unvermuthete Begegnen zu

erkennen. Ich entfernte mich endlich, den lezten liebevollen Blick auf Lucien gewendet.

Ich blieb den ganzen Tag in der Nähe des Zimmers, darin sie wohnte. Man hatte seit heut früh ein aufmerksames Auge auf mich, die Alte und der Diener betrachteten mich mit Sorgfalt, der gar sehr wünschte, daß ihn lieber die schönen dunklen Augen der jungen Fremden, mit solcher Aufmerksamkeit betrachten möchten. Den ganzen Tag war nichts von Lucien zu erblicken. Am Abend endlich öfnete sich die Thür, und die Alte mit dem Diener giengen zugleich mit Lucien heraus. Wie sollte ich hier vor so lästigen Zeugen, welche selbst Blicken eine harte Zurückhaltung auflegten, ein einziges Wort wagen?

Nur das einzige: wohin gehst du? wünschte ich sie zu fragen, und die freundliche Offenheit, mit der sie mir heut entgegen kam, ließ mich treue Antwort hoffen. Denn es ahnete mir, nach dem was ich in der lezten Nacht vernommen, daß Lucie nicht lange mehr auf

dem Schiffe seyn würde, und unerträglich hart war es, mich von ihr zu trennen, ohne nur zu wißen wohin sie käme?

Lucie kam mit ihren beyden Begleitern an mir vorüber, schien aber mehr die Augen nach der blauen Küste gewendet, in deren Nähe wir den ganzen Tag seegelten, als auf mich. Plözlich macht sie eine geschickte Wendung, und mit einem bedeutenden Blick auf mich, ließ sie, ohne daß ihre Lauscher es bemerkten, ein Papier fallen, das ich nicht aufzuheben säumte.

Ich barg es in meinem Busen, bis die drey an das andre Ende des Verdecks gekommen waren, dann entfaltete ich es an einem einsamen Platze. Ich finde ein Bildniß, um welches die Inschrift war: ‚folge meiner Spur. Es schien aus einem französischen Ritterbuch gerißen. Vermuthlich hatte sie, beobachtet von ihren Lauschern nicht schreiben können, und wählte statt des Briefs diese schickliche

Inschrift, die sie noch mit dem Griffel unterstrichen hatte.

Das Bild selber, ob es gleich nicht zur Hauptsache gehörte, enthielt eine Vorstellung, welche auf das, was mich leider betreffen sollte, üble Vorbedeutung war: Wie eine weibliche Gestalt von dem Vogel Greif in der Luft entführt wird, und ihr Ritter, der herzueilt, kann nur zusehen. Doch die Worte las ich tausendmal mit inniger Liebe: „folge meiner Spur."

Nun wurde ich mir erst recht bewußt, wie alle meine Wünsche, mein ganzer Wille mit ihr gehen würde, (wohin sie auch zöge), so fest hatte der kurze Umgang mich schon mit ihr verbunden. Ich gelobte ihr in meinem Herzen, ihr, sobald sie das Schiff verlaßen würde, zu folgen wohin es sey. Denn wenig oder nichts hatte ich in meiner Meynung daran zu setzen, wenig zu verlieren, und vielleicht viel mehr zu gewinnen. Ich war frey und in jenem Alter, wo man sicher ist, das Glück überall zu

finden. Ob ich, wie es freylich anfänglich mein Wille war, in dem fernen neuen Welttheil Proben meines Muths oder Glücks gäbe, ob dies in Europa, oder an welchem Ort der Erde geschähe, schien mir von wenig Unterschied, wenn nur Lucie sich in meiner Nähe befände.

Ich hatte in schneller Eil die wenigen Kostbarkeiten, die ich unter dem was mein war, am meisten werth hielt, einige Kleider und Waffen zusammengebracht, und diese Vorsorge erwieß sich nicht unnöthig, denn ich war noch über dem Zusammenräumen, als unser Schiff in dem Hafen von Lißabon vor Anker legte. Ich war von nun an voller Aufmerksamkeit und Sorgen, denn nun schien mir kein Augenblick sicher genug, der mir nicht Lucien auf immer rauben könnte.

Noch an demselben Abend — nachdem ich vernommen hatte, daß unser Schiff einige Tage hier bleiben würde — bat ich mir von dem Commandanten Erlaubniß aus, heute oder morgen ans Land gehen zu dürfen. Dieser

war ein alter holländischer Edelmann, und verwandt mit unserm Hauß. Seit vielen Jahren waren unsre Familien in genauer Freundschaft verbunden, da sich beyde gleich fanden an altem und erlauchten Adel, Ansehen, und Reichthümern. Der alte Seemann, bieder und rauh, hatte mich stets in großer Liebe gehalten, und meine Bitten vermochten bey ihm alles. Aber jezt, gleich als ob er ahnete, daß er mich nie wieder würde zurückkommen sehen, wenn er diesmal mich ließe, schüttelte er bedenklich sein graues Haupt, warnte meine unerfahrne Jugend vor allen Gefahren einer so großen, und damals so verdorbnen Stadt, und bat mich, wenigstens zu erwarten, bis eine sichre Begleitung — er selber, oder einer seiner erfahrnen Freunde — mit mir gienge; ich aber gab, ich weiß nicht mehr welche? wichtige und nothwendige Angelegenheiten vor, die mich bald ans Land zu gehen zwängen.

Der Alte gab endlich, wiewohl ungerne, meinen Bitten nach, und ich erhielt die er-

wünſchte Erlaubniß. Dieſen Abend und die ganze nachfolgende Nacht beſchloß ich, genau Acht zu haben, ob Lucie fortgebracht würde, denn allen Umſtänden nach ſchien mirs nicht ganz unwahrſcheinlich, daß ſie noch heute Nacht von dem Schiffe Abſchied nehmen würde. Meine Vermuthung war nicht unrichtig.

Es war noch nicht ganz heller Tag, als ich Lucien nebſt ihren beyden Begleitern ans Land gehen ſah. Die Wache hatte Befehl, mir, zu welcher Zeit es ſey, freyen Weg zu laßen, und ich war troz den ſcheelen Blicken des alten Dieners und der alten Frau gleich hinter ihnen.

Luciens freundliche Augen, die voll Thränen ſtunden, als ſie ſich dem Lande näherte, ihr ſehr bemerkbares Zittern, ihre Seufzer und das bleiche vieles fürchtende Geſicht zogen mich ihr ſehr mächtig nach. Sie warf oft bedeutende Blicke auf mich, in denen ich den Dank für mein ſchnelles Nachfolgen zu leſen glaubte.

Wir waren kaum an den Strand gekom-

men, als wir in der Nähe des Thurms, welcher nahe am Hafen steht, einen Wagen halten sahen, auf welchen Lucie und ihre Begleiter zueilten. Jene wendete sich noch einmal nach mir um, aber kaum waren sie in den Wagen gestiegen, als dieser — von vier schnellen Pferden bespannt — so eilig weggetrieben wurde, daß ich ihm kaum lange mit den Augen folgen konnte.

Ich begann schnell zu laufen, aber vielleicht war es die Ungewohntheit des Gehens (da ich mich seit einiger Zeit auf dem Schiffe befand, und zwar zum erstenmal in meinem Leben) daß ich mein Ziel schlecht erreichte. So früh ich auch in der Stadt zu seyn glaubte, so viel zu spät war ich dem schnellen Wagen nachgekommen. Hier war eine große Anzahl Straßen nach allen Richtungen vor mir, welche sollte ich nun als die rechte wählen? Ich frug wohl nach den Weg, den der Wagen, welchen ich so genau ichs wußte beschrieb, genommen habe, allein war Nachläßigkeit, oder was

ſonſt? die Urſach, niemand wollte dieſen Wagen geſehen haben.

Ich wählte, ſo wie ein Ungefähr mir es eingab, eine der vorliegenden Straßen, die aber, je mehr ich gieng, je länger ſich zu dehnen ſchien, weshalb ich unwillig, da ich den Wagen, ſo lang die Straße reichte, nirgends erblickte, und voller Sorge, ich möchte hier einen unnöthigen vergeblichen Weg machen und indeß das, was ich verfolgte nach andrer Richtung hin entweichen, nach einer andern Straße umkehrte. Kaum war ich einige hundert Schritte vorwärts gekommen, als ich gerade vor mir in der Nähe eines großen Gebäudes einen mächtigen Auflauf bemerkte.

Eine wilde Volksmenge, die aus allen Gegenden der Stadt herbeyzurennen ſchien, hatte den ganzen Platz hart verengert, ein wild Geſchrey: nieder mit den Spaniern! Ich näherte mich begierig dem Haufen, denn in der Mitte deßelben glaubte ich den langgeſuchten Wagen zu erblicken.

Es schien ein hartes Gefecht zwischen einigen Bewaffneten und der Schaarwache zu seyn, welches durch das Geschrey des Volkes nur noch grausamer und furchtbarer wurde. Ein junger Mensch besonders focht sehr tapfer, war aber an vielen Orten tief verwundet, und Pöbel und Kriegsleute mishandelten ihn um die Wette. So schien er der überwiegenden Menge zu unterliegen, der Arm sank, das bleiche Gesicht neigte sich auf die blutige Schulter, er wäre gesunken, wenn nicht der arg herandringende Pöbel den ohnmächtigen Cörper aufrecht hielt.

Ich halte die Augen mitleidig auf den blutigen Jüngling, und indem ich die Züge seines Gesichts genau betrachte, glaube ich, o Himmel, meinen theuren Bruder zu erkennen, welchen — einige Jahr älter als ich — wir damals in Spanien unter des Herzogs Alba Truppen glaubten. War es eine trübe Ahndung, daß mir nun bald die Ermordung des an jenem Tage längst beerdigten Bruders offenbar würde, war es, weil ich seit einiger

Zeit immerwährend meines Bruders gedacht, und jede Nacht von ihm geträumt hatte, oder eine andere Sinnestäuschung, welche meinen Augen betrügerisch das Bild des Verstorbnen vorstellte, und mich hierdurch selber dem Verderben nahe brachte, genug ich glaubte meinen Bruder vor mir zu sehen, hülflos und in Blute schwimmend.

In rascher Eil entblöße ich den Degen und habe ein Feuergewehr auf den Soldaten losgedrückt, der meinem Bruder am nächsten steht, jener stürzt todt nieder, und fast in demselben Augenblick bin ich bis zu meinem vermeintlichen Bruder vorgedrungen, und haue und stoße so weit ichs vermag auf die umhergedrängte Menge, unwißend welches die Gegner, welches die Vertheidiger meines Bruders wären? suche ich den Schmerz in fremdem Blute zu kühlen.

Das Geschrey wird sehr heftig, denn keiner hatte sich dieses schnellen Ueberfalls versehen, allein es waren noch nicht viele durch meinen

Arm in das Schattenland gesendet, als mich eine neu herbeydringende Schaarwache so umzingelt, daß mir — der ihnen an geschicktem Fechten überlegen ist — das Ausparriren selber unmöglich ist. Ich habe schon einen mächtigen Hieb über den Kopf bekommen und bin dem Niederstürzen nahe, als ein großer bärtiger Mann zu Pferd dazwischen sprengt, vor dem die andern alle ehrerbietig zurückweichen.

Ich höre nur noch den ersten Theil seiner Fragen, welch Getös dies sey, und von welcher Ursach aufgeregt? allein es ist anfangs keiner da, welcher Antwort zu geben wüßte, und der große Theil ist erst zum Gefecht gekommen, als dieses schon lang gedauert haben mochte.

Sieben oder neun liegen ohne Bewegung auf dem Boden, dem Scheine nach getödtet, der, welchen ich für meinen Bruder halte, lehnt halb ohnmächtig an einer Säule, ich scheine noch der einzige unter allen, die sich der Schaarwache widersezten. Einige aus dem Pöbel, welche vielleicht um den bösen Handel

wußten, drängen ſich furchtſam zurück und wollen fliehen, aber der bärtige Reiter bemerkt ihre Abſicht und läßt ſie fangen.

Hierauf wandte er ſich an mich, den er aufmerkſam betrachtete, und fragte mich, welcher Grund mich bewogen hätte, den Frieden dieſer Stadt zu ſtören.

Einer aus der Menge drängte ſich hervor und ſprach: Herr, ehe du weiter in dieſen dringſt, laß dir den ganzen Kampf und ſeine wunderbare Urſache von einem, der von Anbeginn dabey geweſen, erzählen: —

Indem der Bürger ſeine Erzählung begann, wovon ich nur die erſten Worte hörte, mußte ich mich vom Blutverluſt entkräftet zur Erde neigen, und in wenig Augenblicken ſtürzte ich ohnmächtig dem, welchen ich für meinen Bruder hielt, und ſizend an der Säule lehnte, auf den Schooß.

Was hier weiter mit mir und mit jenem Getümmel vorgieng, wie es endigte, und was die Erzählung jenes Augenzeugen enthielt, da-

von wußte ich nichts; ohne zu wißen, wofür wir stritten, hatte ich mich zu der brüderlichen Gestalt gewendet, und nach einem kurzen Kampf war ich ohnmächtig hingefallen.

Als ich die Augen wieder öfnete, befand ich mich in einem kleinen Zimmer, deßen Fenster von grünen Bäumen, die nahe stunden, fast bedeckt waren, auf einem Feldbett, und ein Arzt schien sehr mit mir beschäftigt. Ein altes Frauenzimmer, das gerade meinem Lager gegenüber stund, rang die Hände über mein Unglück, und schien in Thränen zu zerfließen. Kaum aber hatte ihr Kummer ihr Zeit gegeben, mein Wiederaufleben zu bemerken, als sie laut ausrief: Gottlob er lebt! —

Der Doktor, der an solchem Lärm eben nicht sonderlichen Gefallen fand, rief der Alten mürrisch zu: „Lange genug habt ihr ungezognes Weib unser Ohr mit eurem Geschrey beleidigt, das schon für ein gesundes Gehör lästig genug ist, wie viel drückender, ja nie-

derſchmetternder für einen halb ohnmächtigen Kranken. Entfernt euch.“

Die alte Frau, die ihre ſonderbare Freude ſo unterbrochen ſah, gieng murrend aus dem Zimmer, indem ſie ſich noch einige Male theilnehmend nach mir hinwendete. Ich hatte die alte Matrone, die übrigens von gemeinem Stande ſchien, ſchon ſeit ich wieder bey Beſinnung war, forſchend betrachtet, hatte aber keinen einzigen Zug auf ihrem Geſicht bemerkt, der mir bekannt war, auch ihre Stimme und Geſtalt war mir gänzlich fremd. Um deſto mehr wunderte mich die groſſe Theilnahme, welche mir die Alte bezeugt hatte. Ich wollte den Doktor um das Nähere hierüber fragen, aber dieſer ſchien nicht geneigt mir viel zu antworten, und verbot mir das Reden ganz.

Als der Arzt meine Wunden alle verbunden hatte, entfernte er ſich, nachdem er einem jungen Menſchen, den ich bis jezt noch gar nicht bemerkt, und welcher mir zur Aufſicht und Bedienung beſtimmt war, aufs ſtrengſte

verboten hatte, das alte Weib wieder zu mir zu laßen.

Ich fühlte mich sehr schwach, und der unmäßige Blutverlust hatte meinen Cörper so sehr aller Kräfte beraubt, daß ich für jede Leidenschaft unfähig schien. Ich erinnerte mich der kurzen Liebschaft nur wie im Traume, wie im Traume des heutigen Gefechts, ich wußte es nur noch dunkel, daß ich derselbe sey, der vor kurzem so sehr braunte, den fernen Welttheil zu sehen. Nur das Andenken an dich und meine Eltern, und das heutige Zusammentreffen mit meinem geliebten Bruder, war meinem Gemüth lebendig. Ich fühlte kein andres Bedürfniß mehr als nach freundlicher Theilnahme meiner Verwandten, und deiner Nähe. Ich frug den Aufwärter mit schwacher Stimme, wo mein Bruder wäre? aber dieser, sey es nun wirkliche Unkunde, oder bloße Verstellung, versicherte auf seine Treu, daß er von meinem Bruder nichts wiße.

Ich fiel bald wieder aus Entkräftung in

Schlummer, woraus mich erſt am andern Morgen der Schmerz meiner Wunden wieder aufweckte. Ich hatte in der Nacht von meinem Bruder und von der vorgehabten Reiſe nach Amerika geträumt — ſo däuchtete mich — aber der Wärter erzählte mir, daß ich heftig geraſ't habe.

Der Doktor war einige Male bey mir, weiter ſah ich außer meinem Wärter niemand um mich, aber ich bedurfte fremder Menſchen nicht, denn zur Genüge beſchäftigten mich in heitern Stunden die ungemeine Leichtigkeit und ich möchte ſagen Cörperloſigkeit meiner Gedanken, und die fieberhaft rieſengroßen Bilder, die meine Einbildungskraft erfüllten. Nur bisweilen wurde dieſe Heiterkeit von groſſen Schmerzen, und Dumpfheit unterbrochen.

Endlich gegen Abend fühlte ich mich von heftigem Fieberſchauer durchdrungen, welcher bald in wilde Phantaſien wie in Träume überging. Der vorſichtige Doktor hatte dieſen hef-

tigen Fieberanfall vorausgesehen und mir noch einen Wächter bestellt.

Abwechselnd in wilder Raserey und grosser Dumpfheit brachte ich nun einige Zeit hin, wie lange? wäre mir nie bekannt worden, wenn mir nicht der Wärter und der Arzt versichert hätten, dieser Zustand, der mir wie ein kurzer Traum schien, habe gegen 9 Tage gedauert.

Ich kam nun nach und nach wieder zu Kräften, und mit zunehmender Gesundheit, wuchs auch wieder die Theilnahme am Leben und an dem, was mich umgab und zu der Geschichte der lezten Tage beygetragen hatte. Lucie wurde mir bald wieder theuer, und meine Ungedult, meinem Vorhaben gemäß ihr zu folgen — wohin es sey — wuchs wieder ungemein, mit Lucien aber theilte die Erinnerung an meinen Bruder, der mir so unerwartet erschienen als schnell verschwunden war, mein ganzes Gemüth.

Ich konnte, nachdem ich wieder zu einigen

Kräften, und zu voller Beſinnung gekommen war, nie aufhören die Wärter und den Doktor unaufhörlich zu fragen, wo der junge Mann, der neben mir kämpfte, (mein Bruder) hingekommen,? wo man alle die hingeſchaft hätte, welche Theil an dem unglücklichen Gefechte hatten? Der Arzt und alle beharrten darauf, keiner wiße, was aus denen geworden, keiner, was der Grund des ganzen blutigen Handels geweſen ſey, deßen ich übrigens, ich möchte mich ſtellen wie ich wollte, mehr kundig ſeyn würde, denn ſie alle. Aber beruhigt euch, ſagte der Doktor, war euer Bruder noch am Leben, ſo wird man ſeiner mit nicht mindrer Sorgfalt gepflegt haben als eurer, und vielleicht ſeht ihr ihn bald wieder.

Auch meine jetzige Lage, und die Folgen jenes Gefechts, noch welchem man mich hieher brachte, auch für mich, beunruhigten mich nicht wenig, ich wollte gern den endlichen Ausgang meiner Gefangenſchaft wißen, und lag deswegen allen, die um mich waren, ſehr oft an.

Ihr selber, sagte endlich eines Tages der Doktor, der sonst hartnäckig im Schweigen war, müßt am besten wißen, wie schwer eurer Vergehen war, und welcher mehr oder minder strafwürdige Bewegungsgrund diesen blutigen Lärmen in unsrer ruhigen Stadt aufgeweckt hat. Jedoch kann ich euch auch nicht verhehlen, daß sehr mächtige Personen eure Gefährten und euch in Schutz nehmen, am meisten aber der erlauchte Herzog, und selber der Cardinal.

Wer dieser Herzog, wer der Cardinal wäre, das blieb mir noch immer ein tiefes Geheimniß, allein was konnte mein Ausfragen bey dem starrsinnigen Doktor und seinen Gehülfen vermögen, da diese immer noch glaubten, ich habe Kundschaft von allem, und meine Unwissenheit sey bloß ein erheuchelter Vorwand. So oft ich ihnen auch die Geschichte, so wie sie sich wahrhaft mit mir zutrug, wiederholte, wie ich erst an demselben Tage in wichtigen Geschäften unser Schiff verlaßen hätte, und

zum erstenmal in meinem Leben in ihre Thore eingegangen sey, wie ich deshalb der Geschichten ihrer Stadt, und ihrer sämmtlichen Volksneuigkeiten so unkundig als ein neugebohrnes Kind sey, so oft ich ihnen auch dieses sagte, wurde ich doch stets für einen Lügner gehalten. Das Schiff, worauf ich kam, war nun gewiß wieder fortgesegelt, die, welche man für meine Gefährten hielt, zum Theil todt oder vielleicht entkommen, oder sonst an Orten, wo mich die, welche mich richten würden, schwerlich mit ihnen zusammenstellen könnten, wer sollte nun in so verwickelten Angelegenheiten meine Unschuld vertheidigen, wer die Wahrheit von dem bezeugen, was ich nicht anders erzählen konnte? Wie sollte meine ungerechte Gefangenschaft endigen, wenn meine Richter, so wie der harte Doktor, alles was ich erzählen würde, für leeren Vorwand hielten? womit ich mich geschickt aus dem Handel ziehen wollte.

In solcher Noth war mir die alte Matrone wieder eingefallen, die mir so große Theil-

nahme gleich am ersten Tage meiner Gefangenschaft bezeugte. Ich hatte sie seitdem nie wieder sehen können, so streng hielt sie der Doktor von mir entfernt. Von ihr hofte ich über alles, was mich beunruhigte, sichre Auskunft zu erhalten.

Allein es schien mir damals nicht bestimmt, über alles dieses genaue Auskunft zu erfahren, doch über einige Zeit hörte ich, daß der ganze Handel von den Leuten des Herzogs von Braganza, und zu seinen Gunsten aufgeregt worden war, und daß man für gut fand, das Ganze zu unterdrücken.

Einige Tage, nachdem ich wieder, so weit es das enge Zimmer erlaubte, herumgegangen war, rief man mich vor Gericht. Ich wurde mit vieler Schonung ausgefragt, und als ich alles, was sich mit mir zugetragen, und wie ich zu dem Lärm gekommen sey, erzählt und betheuert hatte, gab man mir willig Freyheit zu gehn, wohin ich wollte. Alle meine Sachen fast erhielt ich wieder.

Es war schon gegen Abend als ich das enge Zimmer verließ, der Himmel heiter, und ein kühler Wind von Norden. Mir war sehr wohl, und was mit mir vorgieng wie ein Traum. In einem nahen Dom kam ich wieder zu Thränen, und zu ganz lebendigem Gefühl meines Glücks. Lucie und mein Bruder lagen mir jeden Augenblick im Sinne.

Nach meinem Bruder hatte ich mich auch bey einem meiner Richter, welcher der gütigste schien, erkundigt. „Die Theilnehmer jenes Streits, (sagte er) welche noch am Leben blieben, sind schon vor mehreren Tagen der Gefangenschaft entlaßen worden, der, den du beschreibst — ob er dein Bruder sey weiß ich nicht — ist, wenn ich nicht irre, schon seit vorgestern mit zweyen andern jungen Edelleuten aus der Stadt, nach Madrit abgereist"

Welchen von beyden sollte ich nun zuerst, welchen hernach aufsuchen? Ich beschloß endlich, einige Tage dazu aufzuwenden, Lucien in der Stadt überall zu suchen, und gelänge es

nicht, nach einiger Zeit Dienste zu nehmen. Doch war es mir gewiß genug, daß ich sie treffen würde und müßte.

Ich blieb mehrere Tage in der Stadt, durchsuchte überall die lang gedehnten Straßen, die öffentlichen Plätze, und die Kirchen, damit ich irgendwo eines von den dreyen, Lucien und ihre Begleiter, ansichtig würde. So geschieht es, daß ich eines Abends mich dem Dom nähere, in welchem ich oft zu seyn pflege, und das eine Bild, das ich sehr liebgewonnen hatte, betrachte, als eine alte Dame, welche die einzige Betende war, beym Herausgehen vor mich tritt, und mich beym Nahmen nennt. Fast war ich erschrocken, hier an so fernem Ort, meinen Nahmen aus fremdem Munde, und so unvermuthet zu hören.

Es schien hier keine Zeit zu Fragen noch zu Antworten, so schnell und hastig winkte mir die Alte mit ihr zu gehen, und als ob wir verfolgt würden, so eilten wir durch die Gassen. An einem Hauß, das mir sehr bekannt

ſchien, halten wir ein, erſt jezt ſieht ſich die Alte, die immer voraus gegangen war, nach mir um, und winkte mir von neuem, mit ihr hinauf zu kommen.

Ich war kaum in das Hauß getreten, als ich es für daßelbe erkenne, worin ich vor kurzem an meinen Wunden krank gelegen, und noch gewißer wird mirs, als mich die Alte in das nämliche Zimmer führt, worin man mich verwahrt gehalten. Wer konnte meine heutige Führerin anders ſeyn, als jenes alte Frauenzimmer, das bey meinem erſten Eintritt in dieſes Zimmer ſo ungemeines Mitleiden gegen mich zu erkennen gab? Sie war es auch, davon konnte ich mich bald überzeugen, als ſie die Kappe, welche ihr Geſicht zum Theil bedeckte, zurückſchlug, ſich zu meinen Füßen warf und meine Hände heftig mit Thränen benezte.

Welches unglückliche Schickſal, rief ſie, hat dich, den lezten Erben des edelſten Haußes der Niederländer, auch hierher gebracht, daß

du vielleicht hier wie dein Bruder den Tod findeſt?

Dieſes Wort, ſo unvermuthet als hart, warf mich faſt zu Boden, ich will forſchen, will alles wißen, aber der Schmerz läßt mich nirgends Worte finden. Die Alte kömmt mir endlich zuvor, und verſpricht mir, ich würde morgen alles von einem Frauenzimmer erfahren, die mir ſchon in Männerkleidern bekannt worden ſey, als Reiſegefährte auf dem Schiffe, und deren Nahme Lucie ſey. Sie ſelber habe ſchon mehr geſagt, als ihr eigentlich erlaubt wäre.

So ſehr und ſo lange ich mich vorher gesehnt hatte, Lucien zu ſehen, nur einmal zu ſprechen, ſo war mirs in dieſem Augenblick des Schmerzens faſt gleichgültig. Ich hörte noch einige Mal von der Alten die Beſtätigung der Trauerpoſt, leider konnte die Alte nicht irren, ſie wußte jeden Umſtand der Geſchichte meines Bruders, wann er aus Holland gegangen war, unter welchen Truppen, an welchen Oertern er ſich aufhielt, ja ſie wußte ſogar die Ge-

schichte seiner frühsten Jugend, und nicht allein der seinigen, auch der meinen. Sie erinnerte mich an sehr viele Begebenheiten meiner ersten Kindheit, und schien vieles, was mit mir vorgieng, so genau als ich selber zu wißen.

Sie selbst löst'e mir dieses Räthsel, nach deßen Grund zu fragen ich in diesen Augenblicken zu wenig Neugier hatte.

„Erkennt ihr denn, rief sie, eure alte Amme, welche euren Bruder und euch gesäugt und erzogen hat, nicht wieder? Die Judenfrau aus Portugall, die bey euern Eltern so viele Jahre großmuthigen Unterhalt gefunden? Freylich wart ihr noch nicht sechs Jahre, als ich die Niederlande mit meinen beyden Söhnen verließ, um hier das reiche Landgut in der Nähe meines Geburtsorts zu beziehen, das mir durch eine nahe Erbschaft zugefallen war. Ich glaubte dort meine alten Tage in Ruhe zu enden, allein es war anders beschloßen, doch tröstet michs, daß ich um eures Bruders willen verlohr, was mein war."

Der lezte Theil ihrer Rede regte mich noch einmal auf, aus der Alten meines Bruders lezte Schickſale, und ſeinen Tod zu erforſchen, aber meine Fragen blieben vergebens, die Alte war hartnäckig genug, ihr Schweigen ſtandhaft zu halten. Dagegen konnte ſie nicht ſatt werden, meine Hände mit ihren Thränen zu netzen, und mich an meine Kindheit zu erinnern. Auch ich wußte mich nach und nach der alten Amme deutlich zu entſinnen.

Es war ſchon ſpät, als mich die Alte endlich allein ließ, ich ſchlummerte gegen Morgen betäubt ein, und glaubte im Traume meinen Bruder zu ſehen, der mir irgendwo wie in einem dichten Walde begegnet. Er geht bald wieder von mir, erſcheint mir immer wieder, und verſpricht mir endlich, bald bey mir zu ſeyn.

Der Schlummer, und mein Traum vielleicht, der mir den theuern Bruder wie lebend vorſtellte, machten, daß ich beym Erwachen ungewiß war, ob ich der Alten ganz glauben ſollte, daß mein Bruder tod ſey. Ich war-

tete nun mit Ungeduld auf Luciens Erscheinung.

Am Morgen trat die Alte zu mir, die mich zum Frühstück nöthigen wollte, und versprach mir nach vielem Fragen und Bitten, heute Abend solle ich die ersehnte Dame ganz gewiß sprechen. Als die Sonne etwas höher stand, gieng ich wieder in den alten Dom, wohin mich das innre Bedürfniß trieb. Hier kann ich ruhig weinen, meinen herben Verlust beklagen. Das Gemüth im Kampf mit dem Schmerz wird endlich im inbrünstigen Gebet ergriffen, und nahe schien mir die Stunde, wo ich vom Boden losgerißen würde. Wäre mirs gelungen, zu der ersehnten Ruhe des Gemüths schon damals zu kommen, so hätte mich der bittre Schmerz nicht länger verletzen können. Es war nur ein augenblickliches Ausruhen, dann fühlte ich mich wieder auf der alten Stelle. Ich dachte an meine Eltern, an meine Verwandten, und ich schien halb Willens, gerade zu ihnen zurückzukehren, wenn ich erst

die genauste Nachricht von meines Bruders Tode wüßte. Ich wußte, wie groß ihr Kummer, und wie es keine geringe Erleichterung seyn würde, den einzigen übrig gebliebenen Sohn wieder bey sich zu haben. Ich wollte meine Augen für Luciens Reize verschließen, diese sollte mich nicht länger von jenen entfernt halten, denen meine Jugend nun ganz angehören mußte.

Gegen Mittag nahm ich aus dem öffentlichen Hauß, worin ich bisher mich des Nachts über aufgehalten hatte, meine wenigen Kostbarkeiten, die ich zur Alten hinbrachte. Unterwegs begegne ich einem Wagen, in dem ich Lucien zu erblicken glaube. Ich weiß mir nicht Rechenschaft zu geben, welchen plözlichen tiefen Eindruck diese Erscheinung auf mich machte. Sind wir so bald ein Spiel des äußern Einflußes, daß uns ein einziger Anblick plözlich umwandelt? Ich war wieder in der vorigen Liebe entbrannt.

Ich stand, so lange ich dem Wagen noch

nachſehen konnte, und kam träumend in der Wohnung meiner alten Pflegerin an. Welche Leidenſchaft in jenen Stunden in mir mächtiger war, ob die Liebe für Lucien oder der Schmerz über den Verluſt meines Bruders, weiß ich nicht zu ſagen, beyde waren mir in der Erinnrung unzertrennlich verbunden. Ich ſah dem Abend mit vieler Ungeduld entgegen.

Erſt ſpät kam Lucie bey der Alten an, ich fand ſie reich und anſehnlich geſchmückt. Sie begrüßte mich, aber als ob ſie meinen Kummer zur gleichen Hälfte trüge, ſo ſprach ihr Geſicht, und ihre Thränen von großen Schmerzen. —

Ich übergehe in meiner Erzählung, die ohnedem ſchon zu lange gedauert hat, alle die Erläuterungen, und Aufſchlüße, die jezt zwiſchen mir, und der jungen Dame zum Vorſchein kamen, und gebe dir gleich wieder, was mir aus ihrem Geſpräch leider nur noch zu lebendig gegenwärtig geblieben.

Sie iſt des Herzogs von Alba Tochter, im

Glanz des Hofs erwachsen, und ohne Sorgen war sie siebzehn Jahr geworden, als sie unter dem Gefolge ihres Bruders einen jungen Edelmann kennen lernte, mild und schön, und ein Ausländer. Es war Fernando, mein älterer Bruder. Auf einem Landgut ihres Vaters, wo sie sich einige Monate aufhielt, erwachte in ihnen die gegenseitige Liebe. In der Stille und vor jedem Auge verborgen wuchs sie, genährt durch den Frühling, die schöne Landschaft, und durch Musik. Die Zeit und das günstige Glück giebt endlich den beyden Liebenden Gelegenheit, sich ihre gegenseitige Leidenschaft zu offenbaren, aber nur noch wenig Wochen sind übrig bis dahin, wo Lucie an einen Herzog soll vermählt werden.

Ihre Mutter war früh gestorben, und von ihrem strengen Vater war keine Nachsicht für ihre Liebe zu hoffen; so Rath- und Hülflos beschließt sie mit ihrem geliebten Jüngling zu fliehen. Sie kommen glücklich bis in die Nähe der Hauptstadt des Nachbarlandes, wo mein

Bruder seine alte Amme wußte, dort vermählen sie sich, und Jugend und Liebe bringen ihnen dort Blüthen. Aber nur von kurzer Dauer war ihr Glück, der alte Herzog Alba hatte listig ihren Aufenthalt erforscht, und für seine Tochter schien ihm ein fremder Edelmann ein zu geringer Gatte. Er wählt den grausamsten Ausweg, ihre Liebe zu trennen — mein Bruder wird gewaltsam ermordet, und Lucie von der Gegend, der keine mehr ihrem Herzen gleich theuer seyn wird, entführt. Sie wird von dem strengen Vater mit in die Niederlande genommen, wo sie ihres Bruders, und einzigen Freundes treue Begleiterin ist. Der Frühling läßt sie endlich aus der unaufhörlichen Dumpfheit, in die sie versank, erwachen, nur noch einmal will sie den ihr einzig theuren Ort besuchen, der nachgiebige Bruder läßt sie unbemerkt von dem Vater entkommen. Zwey Bedienten seines Vaters müssen sie jedoch begleiten, und in Lißabon wünscht der Bruder, Lucien in das Hauß des Herzogs

von Braganza zu bringen, der ehedem ihr Bräutigam seyn, und es nach dem Willen des Bruders wieder werden sollte. Der Zufall will es, daß wir auf einem Schiffe reisen, Lucie erkennt endlich in mir den Bruder ihres Gatten, verbirgt aber, was ihren Begleitern ein immerwährend Geheimniß bleiben mußte. In der Stadt findet sie bald Gelegenheit, sich von ihren Gefährten loszumachen. Sie hat das Denkmal ihrer seeligsten Tage, das Landgut, noch einmal besucht. — Hier endete sie ihre Erzählung, deren Inhalt uns beyde damals unbeschreiblich heftig ergriff. Die Mitternacht war schon vorüber, ohne daß eins von uns das düstre Schweigen unterbrochen hätte.

Traurig stehn die grünen Auen,
Traurig geht der Strom von dannen,
Keine Blume ist zu schauen
Seit der Jammer dort begonnen.

Einsam werd' ich gehen müssen.
— Daß er nicht den Schmerz erneue,
Wagt mich keiner zu begrüßen,
Eingedenk der alten Treue.

Wo die bunten Blumen ſtunden.
Wo ſich Blüthenlauben ſchlungen,
Floß das Blut aus ſeinen Wunden,
Hat er mit dem Tod gerungen.

In der ſtillen Waldkapelle
Hat er Treue mir geſchworen,
Grauſam hab' ich an der Stelle
Meinen Treuen bald verlohren.

Abgeſtorben dem Verlangen,
Blieb mir nirgends irrdiſch Hoffen
Und mein Leben iſt entgangen,
Eh mich noch der Tod getroffen.

Dieſes Lied ſang Lucie oft, während unſers ſpätern Zuſammenſeyns, und gern habe ich es hier wiederholt.

Der Tod meines Bruders ſchien mir durch Luciens Erzählung gewiß genug, und es war ganz unwahrſcheinlich, daß jener Jüngling, den ich beym neulichen Gefecht für meinen Bruder hielt, ihm anders als durch körperliche Aehnlichkeit nahe geſtanden hätte. Ich erzählte dieſen Irrthum, und jene, als ob ſie heftig erſchräcke, betheuerte, ſie habe den Jüngling,

der ihrem Gatten so sehr glich, auch gesehen, und daß es nicht bloß eine schnelle, nur ihre eigne Täuschung gewesen sey, bestätige ihr mein Zeugnis. Allein was half es uns, diese Täuschung zu erneuen, mußten wir sie doch beyde dafür erkennen.

Lucie entdeckte mir endlich, daß sie nach Italien entfliehen wolle, weil sie schon seit einiger Zeit eine Wallfahrt nach Rom gelobt habe. Sie wolle nie wieder zu ihrer Familie zurückkehren, auf dem Landgute, das ihr vor allen Palästen auf Erden theuer ist, wünsche sie das Leben zu beschließen. Der Bruder ihres Gatten sey ihr der Nächste, auf deßen Hülfe sie rechnen möchte. Die treue Alte und ich sollten auf der weiten Wallfahrt ihre Begleiter werden.

Was war für mich in diesen Augenblicken Näheres, oder Würdigeres, als diese Begleitung? Erfüllte ich doch hiermit zwey schöne Pflichten, die gegen meinen theuren Bruder, und die gegen seine Gattin, die mir in der kurzen Zeit des Umgangs so theuer worden

war. Ich versprach ihr, was an mir sey, ihr hinzugeben, ihre Wünsche zu meinen eignen zu machen, ihr Ziel zu dem meinen, bis ich sie glücklich nach Rom und von dort zurückgebracht hätte. Der Tag der Abreise wurde bestimmt, und ich war schon jede Stunde bereit.

Noch einmal war ich mit Lucien auf dem vieltheuren Landgut, deßen ganze Gegend noch von ihrer Liebe bewohnt schien, dann traten wir die Wallfahrt an.

Wir kamen glücklich mehrere Tagreisen weit fort, bis uns an dem einen Abend, als wir über einen Strom überfahren wollten, der alte Diener begegnete, der auf dem Schiff Luciens Begleiter war. Dieser hatte sich wahrscheinlich aufgemacht, um der Entflohenen nachzuforschen, oder, wo er sie nicht aufzufinden vermöchte, ihrer Familie von ihrer Flucht Nachricht zu geben. In der glücklichen Verkleidung mochte er seine gewesne Gebieterin nicht mehr kennen, mich aber schien er desto eher zu bemerken und zu erkennen und war bald sorgfältig hinter uns. Aber demohn-

erachtet gelang es uns, einen nahen sichern Hafen ohne weitres Hinderniß zu erreichen.

Wir fanden durch einen günstigen Zufall ein Schiff bereit, nach Italien zu gehen. Ich kann nicht läugnen, daß ich schon in den ersten Tagen unsrer Reise meine Leidenschaft für Lucien wieder heftig sich entflammen fühlte, und schon damals begann der schmerzliche Kampf, von welchem mich noch jezt die Wunden brennen.

Welche Blüthen konnte mir diese Liebe versprechen, mußte ich sie doch vor mir selber zu verbergen suchen. Oftmals war die Leidenschaft so heftig, daß ich sie kaum geheim halten konnte, bis mir einmal eine einsam durchwachte und durchkämpfte Nacht die Kraft wieder zurückgab. Ich dankte dieses meinem Schicksal um so mehr, da gerade an dem Tag vorher, ehe wir nach Italien abseegeln wollten, die alte treue Begleiterin so krank wurde, daß wir keine Möglichkeit mehr sahen, sie mit uns zu nehmen. Wir ließen sie hinläng-

lich mit allem, was ihr auf lange Zeit nöthig seyn konnte, versehen, an einem guten Ort zurück, von wo aus sie zurückreisen wollte, sobald ihre Kräfte wieder genug zugenommen hätten.

Schmerzhaft war die Trennung auf beyden Seiten, denn die Alte hieng an Lucien mit unglaublicher Zärtlichkeit, und um ihrer und meines Bruders willen hatte sie auch, als Alba seiner Tochter Aufenthalt erfuhr, alles, was ihre war, aufgeopfert.

Ich trat also den übrigen Theil der Reise mit Lucien allein an.

Wie oft hat mich ein günstiger Zufall, wie oft schneller Vorsatz der Gefahr entrißen, ihr, was ich verbarg, zu entdecken, und hierdurch uns beyde so sehr zu betrüben. Ich trug und duldete im Stillen, was mir bestimmt schien. So brachte ich Lucien nach Rom.

Unsere Reise war nun vollendet, aber wie ich glaubte, unser Umgang noch nicht. Doch schien es so beschloßen. Eines Tages, als

sie zur Meße gehen wollte, kehrte sie nicht mehr wieder.

Ich durchsuchte nicht nur einen Tag, auch nicht nur eine Woche die weitläuftige Stadt, und die ganze umliegende Gegend, ohne nur eine Spur von der geliebten Verlohrnen anzutreffen. Auch ist mir in der Zeit des Nachforschens sonst nichts Bemerkenswerthes begegnet, als daß ich noch einmal — so sehr täuschte mich die immer geschäftige Einbildungskraft, die nur an jenen geliebten Personen unaufhörlich sich ergözte — jenen Jüngling zu erblicken glaubte, der meinem Bruder so sehr glich, und dem ich in Lißabon so unvermuthet beygestanden hatte. Sogar die Kleidung schien mir dieselbe. Es war bey einem großen Fest, unter einer großen Menge Volks, wo ich diesen für mich so merkwürdigen Fremdling wieder erblickte, ich selber befand mich an dem Fenster meiner gewöhnlichen Herberg. Allein vergeblich wars, der Erscheinung nachzueilen, die, noch ehe ich die Thür

erreichte, ſchon unter dem Gedränge verſchwunden war. Bald kam ich unter viele Wägen und Reuter, bald verſperrte mir ein ungeheurer Volkshaufen den Ausweg. Endlich kam ich unter der ungeheuren Menge ſo ins Gedränge, daß ich nicht weiter konnte, und bald allen Muth zum weiter Vordringen ſo ganz verlohr, daß ich zurückzukommen ſuchte. Auch war es ſchon Abend, noch ehe ich ein Seitengäßchen, das mich vor dem Erdrücktwerden ſchüzte, erreichen konnte.

Indeß war das wenige, was ich mein nennen konnte, faſt aufgezehrt, und nur noch das blieb mir übrig, was mir von Lucien anvertraut worden war. Ich mochte dieſes nicht um das Kleinſte verringern, mich ſelber nöthigte meine Lage, die Stadt ſo bald als möglich zu verlaßen, und auf gut Glück die Reiſe in mein Vaterland — welches meinen Wünſchen nun am nächſten anlag — anzutreten. Ich übergab, ſo viel ich wußte, in ſichre Hände Luciens anvertrautes Gut. Ein ehrwürdiger

alter Greiß, in deßen Hauße wir wohnten, und von deßen Redlichkeit ich schon genug überzeugt seyn konnte, übernahm es, und bey ihm konnte Lucie, im Fall sie zurückkehrte, es erfragen.

Wahrscheinlich war mirs damals jedoch, sie sey nicht in Rom, und eine heimliche Ahndung sagte mir, ich würde sie vielleicht da treffen, wohin mich ein günstiges Ohngefähr führen würde. Welchem Führer konnte ich mich auch überlaßen, als dem bloßen Zufall, da mir nicht einmal zu einer wahrscheinlichen Vermuthung Stoff geblieben war, wohin jene verschwunden sey?

Ich verließ Rom mit schwerem Herzen, aber mit vielem Vertrauen. Ich hatte noch einige Dinge von Werth beseßen, die mir bis jezt, da ich nicht nöthig hatte, mich ihrer zu entäußern, ziemlich unentbehrlich schienen, diese machte ich nun zu Geld. Aber kaum einige Tagreisen konnte ich mit dieser geringen Barschaft reisen. Dieses alles konnte mich nicht

beunruhigen und diesmal hatte ich mich nicht getäuscht.

Ich traf in der Nähe von Pisa eines Abends bey einem ansehnlichen Pallast ein, an welchem mich die Straße vorüber führte. Ein unaufhörliches Regenwetter nöthigte mich, dort Obdach zu suchen. Meine Kleidung war eben nicht mehr ansehnlich, und mein Gesicht trug vielleicht Spuren genug von den Mühseeligkeiten der langen Reise. So gieng ich in die Thore des großen Vorhofs ein.

Ein Diener empfing mich freundlich und frug, was mir zu Willen sey, und der Besitzer des Pallastes, ein ehrwürdiger milder Greis, begegnete uns eben, als mich der Diener gastfrey in das Innre des Vorhaußes bringen wollte. Ich begrüßte den Haußherrn mit Ehrfurcht, und jener schien mich nicht ohne Theilnahme zu betrachten. Er fragte mich freundlich, woher ich käme, und ich erzählte, was mir nöthig schien.

Der Diener führte mich — da ich vielleicht geringer dem Aeußern nach schien, als es meinem Stand gemäß war — nach einem Zimmer, wo auch andre Diener ein vergnügtes Mahl genoßen. Man nöthigte mich, Theil zu nehmen, und mein Hunger erlaubte mir nicht auszuschlagen, was ich vielleicht sonst, und bey andern Umständen, mit einigem Stolz versagt haben würde.

Nach der Mahlzeit ergözte sich der fröliche Zirkel durch Musik und Gesang, und heitre Gespräche, und bey allem, was sie thaten und sprachen, zeigte sich ein Geist der Güte und Freundlichkeit, der diesem lieblichen Hauße eigen schien. In ihren Spielen war kein Eigennuz, in ihren Gesprächen kein Harm und kein Streit. So ahmten die Diener alle ihrem Herrn nach, von deßen Güte und Großmuth ich bald so große Beweise erhielt.

Von der Reise ermüdet, und fast ohne Geld, nahm ich am andern Morgen das Anerbieten an, diesen Tag noch in dem gastfreyen Hauße

zu bleiben. Ich gewann immer mehr Liebe gegen den freundlichen Geiſt, der unter allen ſeinen Bewohnern herrſchte.

Der alte Herr, welchem es gehörte, war der lezte Erbe eines ehemals ſehr in Piſa berühmten adlichen Haußes. Er war in der Jugend in fremden Kriegsdienſten, und hatte ſich — wo nicht viel Kriegsruhm, doch deſto mehr Liebe erworben, denn wo er war und was er that, mußte man ſeine Milde und freundliche Großmuth lieb gewinnen. Er hatte ſich auch verheirathet, aber die Gattin ſtarb bald und kinderlos.

Auf ſeinem ſchönſten Gut lebte er ſeit vielen Jahren ununterbrochen, bekannt durch Gaſtfreyheit und Wohlwollen. Sein größtes Vergnügen war es — ſein Alter machte ihn vielleicht etwas neugierig — die Lebensgeſchichte, und vorzüglich die Reiſen ſeiner Gäſte, die er aus jedem Stand und Alter mit gleicher Milde bewirthete, zu erfragen, und waren auch ſeine Bemerkungen darüber, und ſeine Urtheile eben

nicht die geistreichsten und scharfsinnigsten, so waren sie um desto mehr Beweise einer gar großen Theilnahme. Er pflegte dann auch seinen Gästen seine eigne Geschichte zu erzählen, welche weitläuftig, und voller wunderlicher Bemerkungen und Weltansichten war, übrigens bescheiden genug.

Jünglinge hatte er oft um sich gehabt, sie für sein Geld erziehen laßen, und später gut versorgt. Ein junger Mensch, von Geburt ein Römer, hatte vor allen andern seine Gunst besessen, und ob er gleich gar nicht mit jenem verwandt gewesen, hatten ihn doch allgemein alle als den künftigen Erben des reichen Alten betrachtet, aber der Jüngling war vor kurzem unglücklicher Weise in einem Zweykampf, in welchen ihn sein Jähzorn verwickelt hatte, umgekommen.

So war der alte freundliche Herr, in dessen Hause ich mich nun befand. Ich war am andern Morgen nach meiner Ankunft noch nicht einmal völlig angekleidet, als der Herr zu

mir schickte und mich zum Frühstück zu sich einladen ließ.

Er grüßte mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und nach einigen kurzen Fragen hatte ich ihm schon Nahmen und Geburtsort erzählen müßen. Mein Nahme schien ihn in ein fröliches Erstonnen zu setzen, er fragte mich ganz genau nach meinem Vater, und wo dieser in frühern Jahren in Diensten gewesen sey?

„Es bedarf nun keiner weitern Fragen mehr, rief er aus, ich erkenne es fast schon an dem Familienzug eures Gesichts, daß ihr der Sohn eines meiner ehemaligen Kriegsgefährten seyd, den ich sehr lieb halte, seyd mir deshalb noch einmal freundlich willkommen. — Wie manche Reise habe ich mit eurem Vater gemacht, manches sonderbare Abentheuer in seiner Gesellschaft aufgesucht und gefunden, wie manche Liebschaft treulich ihm befördern helfen, und dagegen seines Verstands in ähnlichen Geschichten so oft genoßen. Mehrere sehr wichtige Gefälligkeiten vorzüglich sind

mir noch sehr im Andenken, einige Male hat mich sein entschloßner Muth und seine Raschheit aus sehr schlimmen Lagen gerißen.

So erzählte der alte Herr mit vieler Weitläuftigkeit alles, was er mit meinem Vater geduldet und gethan hatte, und ich erfuhr bey dieser Gelegenheit von dem redseeligen Greise die ganze Geschichte seiner Jugend, und wie er schon so lange seinen Jugendfreund habe noch einmal zu sehen und zu sprechen verlangt, nun sey ihm so unvermuthet, und so 'ganz nach Wunsche der Sohn deßelben gekommen. Er bat mich darauf sehr ernstlich, so lange ich könnte und wollte bey ihm zu bleiben, und sein Hauß als mein eignes, seine Diener als die meinigen zu betrachten. Ich war erfreut genug, daß ich gerade jezt, wo es mir aus mehr als einem Grunde wünschenswerth war, den alten Gastfreund meines Haußes gefunden hatte, und wies seine Bitten nicht von mir. Der Alte, nachdem er mir noch gar oft alles, was er so gern erzählte, wiederholt hatte,

gieng mit mir in den Garten, und dort verlangte er zu wißen, was mich eigentlich zu ihm gebracht hätte.

Durch manche Fragen und meine ehrlichen Antworten kam er endlich dahin, daß er faſt meine ganze Geſchichte wußte. Er verwunderte ſich ſehr über das ſonderbare Zuſammentreffen der Begebenheiten, und das alles ſchien ihm nun ſo eins aus dem andern gefolgt zu ſeyn, bloß damit ich zu ihm käme.

„Es ſoll dich nicht reuen, ſprach er väterlich, daß du zu mir gekommen biſt, ich hoffe, meine Liebe und meine Willfährigkeit, dir zu rathen und zu dienen, wird dir vieles erſetzen, das du anderwärts verlohren haſt.“ —

Ich befand mich auch bald in dem Hauße meines Gaſtfreundes ſo wohl als in meinem eigenen, und konnte ſchwerlich einen Wunſch äußern, der mir nicht aufs vollkommenſte wäre befriedigt worden. Die ſchöne Landſchaft umher, einige kleine Liebſchaften, und mehrere junge Edelleute aus der Nachbarſchaft, an die

ich mich in kurzem gewöhnte, machten mir meinen Aufenthalt vergnügt genug. Im Hauße des Gastfreunds selber, von den Dienern und von allen, die dort waren, wurde ich wie der Mitbesitzer und Mitgebieter des Haußes betrachtet, und als solcher geehrt. An Geld ließ mirs der väterliche Alte auch nicht fehlen, sehr beträchtliche Summen drang er mir auf eine Weise auf, wie ich sie nicht von mir zu weisen vermochte. Ich wurde auch so sehr an dieses neue Verhältniß gewöhnt, daß ich mich immer wie einen Angehörigen oder wie einen Sohn des Haußes betrachtete, nicht als einen Fremden.

Ich gab damals meinen Eltern Nachricht von meinem Aufenthalt, und von meinen bisherigen Begebenheiten, auch den frühen Tod meines Bruders deutete ich ihnen an. Ich versprach ihnen, bald nach Hauße zu kommen, wenn ich erst mich noch einige Zeit in der Fremde ausgebildet, und noch mehr umgesehen hätte, und mich dann ihren fernern Verfügungen zu überlaßen. Vermuthlich warst

du damals schon nicht mehr in unsrer Vaterstadt, woher du nichts von allem diesen erfuhrst.

Mein alter Gastfreund schien mich indeßen immer mehr und mehr lieb zu gewinnen, und gab mir jeden Tag neue, und hinlängliche Beweise seiner Zuneigung. Von meiner Abreise wollte er gar nichts mehr hören, und ich hätte ihn nicht bittrer betrüben können, als wenn ich nur einen ähnlichen Gedanken geäußert hätte. An einem Morgen endlich rief er mich zu sich, und schien sehr bewegt.

Ich bin heute, sprach er, siebzig Jahr geworden, und bin nun ein alter einzelner Mann, ohne Weib und Kinder. Ich möchte gern, was ich habe, in fröliche und regsame Hände bringen, an einen frischen, jungen Besitzer, der noch zu genießen versteht, und mit dem, was ich ihm übergebe, noch zu leben weiß, der sich etwas in der Welt versuche, und verständig andern damit hülfreich seyn mag. Ich habe keine nahen Erben, etliche entfernte sind reich genug, und wißen

nicht einmal das zu brauchen und würdig zu nützen, was sie schon besitzen, in ihren Händen möchte ich mein Eigenthum nicht gern sehen. Du bist, so viel mir bekannt ist, eben nicht reich, und dein väterliches Vermögen reicht kaum zu deiner jugendlichen Ausbildung hin. Ich bin desto reicher, und ein Erbe wie du, scheint mir vor allen am wünschenswerthesten, auch bist du als der Sohn eines so werthen Freundes mir so theuer, als seyst du aus meinem eignen Blut entsprungen. Nimm an, was ich dir von ganzem Herzen anbiete, sey Erbe von dem, was mein ist, du wirst es wohl zu genießen, und zu nützen wißen, auch bist du es werth, daß du, ungedrückt von bürgerlichen Verhältnißen, nur der Ehre und der Freude nachgehst. Denke meiner, wenn du genießest.

Ich wußte in diesem Augenblick nicht, was ich auf dieses so väterliche Anerbieten antworten sollte. Er machte meiner Verlegenheit bald ein Ende, indem er noch mehr in mich

brang, und ich ward in kurzem aus seinem armen Gast sein erklärter, einziger Erbe.

Ich lebte nun vollends ganz in dem innigsten Verhältniße eines Sohnes zu seinem Vater, mit meinem lieben Alten, deßen große Güte in mir täglich neue Dankbarkeit erweckte. Ich lebte so beynahe zwey Jahre sehr vergnügt, und sorglos bey und mit ihm, und bildete mich so weit aus, als ich damals kommen konnte. Lucien hatte ich nicht vergeßen, und ihr Bild stand mir täglich vor den Sinnen, die Wehmuth der vielleicht immerwährenden Trennung machte mir diese erste Liebe immer theurer und heiliger. Aber nirgends war eine Spur von ihr zu finden, so sehr ich überall forschte.

Endlich starb der gute Alte, deßen lezte Lebenszeit ich durch meine wahrhaft kindliche Liebe vielleicht um vieles süßer gemacht hatte. Ich beweinte ihn von ganzem Herzen, so wie alle, die ihn kannten. Ich war nun einer der reichsten Männer der ganzen Gegend, und

wahr iſts, ich wußte zu genießen, was mein war, und jeder Gaſt, der frölich und harmlos war, hieß mir herzlich willkommen. In der lezten Zeit, nachdem ich gegen anderthalb Jahr frölich auf meinen Gütern gelebt habe, bin ich auf Reiſen, und befinde mich ſeit einiger Zeit hier, wo wir uns trafen.

Im Ganzen genommen habe ich aber doch, troz meiner vielen Reichthümer, meiſtens viele Langeweile, viele Sehnſucht nach etwas anderm, und Unzufriedenheit gefühlt. Mir, ſcheint es, fehlt es an beßrer Thätigkeit, zu der mich meine Jugend noch berechtigt. Reichthum allein und Luſt, wie man ſie dafür erkauft, will mir nicht mehr ſchmecken, und ich wollte alles gern für etwas Beßeres hingeben. So habe ich auch wohl einzelne Liebſchaften, aber keine recht eigentliche Liebe gefunden. Endlich treffe ich zu meiner größten Freude dich an, und meine Unzufriedenheit iſt nun vorüber, biſt du doch nun wieder mein geworden.

Drittes Capitel.

Antonio hatte endlich seine Erzählung geendet, und war nun begierig, auch des Romanus Schicksale zu erfahren, und was ihn nach Italien gebracht hätte, allein dieser vermochte seines Freundes Wunsch in diesem Augenblicke nicht zu befriedigen.

Nachdem die beyden Jünglinge die Mahlzeit in dem angenehmen Gärtchen ihres Wirths eingenommen hatten, beschloßen sie den andern Theil des Tages in dem nahe liegenden Luſtwald zuzubringen. Romanus, dem die Fülle des italiänischen Bodens noch neu war, und die wohlriechenden fruchtreichen Wälder, und die milde Luft, war bald in lieblichen Träumen versunken. Antonio, sprach er, fühlst du,

wie ich, bey dem Rauschen des Windes, bey dem Ziehen der Vögel über uns hin, und bey dem, ſtäten Gang der Flüße, den Trieb, weit in die Welt zu gehen, ſo wirſt du mich begleiten, und mit mir kommen, wohin mich ein unbeſtimmter Trieb führen wird. Warum ſollen wir ſo jung und geſund ſchon ſtille ſtehen? Aber nicht bloß die unruhige Luſt zu reiſen iſt es, die mich ſo weit wegführt, es iſt etwas andres und vielleicht Höheres. Zu ſeiner Zeit werde ich dir alles ſagen können. Warum ich heute und gerade jezt nicht zu ſprechen vermag, weiß ich nicht, mir iſts als bände mir eine gewiße fremde Scheu die Zunge, mein Innres vor dir zu enthüllen."

Auch mir, ſagte Antonio, iſt es oft ſo geweſen, ich habe nicht ſagen können, was mich erleichert hätte; wie körperliche Schamhaftigkeit den Cörper, ſo pflegt eine gewiße Scheu gern unſer Innres, ſelbſt vor dem geliebten Freunde, verborgen zu halten. Ich werde aber mit dir gehen, wohin du willſt,

und ferner nicht mehr ohne dich seyn. Ich wollte ohnedem schon seit einiger Zeit die hiesige Gegend verlaßen, und mich noch einige Monate oder vielleicht auch Jahre in den nahe liegenden Ländern umsehen.

Die beyden Freunde waren während dieses Gesprächs einem Lustgebäude näher gekommen, das in der Mitte des Waldes lag, aus dem ihnen eine vollstimmige Musik entgegen kam.

„Du findest hier, sprach Antonio, die Reichsten und Vornehmsten dieser Stadt versammlet, welche hier gewöhnlich den lezten Theil des Nachmittags, und den Abend zubringen. Es wird bey dir stehen, ob wir an ihrer Gesellschaft Theil nehmen wollen.“

Jener fühlte sich geneigt, die Kühlung des schattigten, und mit vielem Waßer versehenen Gebäudes zu genießen.

Mehrere Männer aus der Stadt und der nahen Gegend, reich und vornehm an Kleidung, waren in dem untern Theil des Gebäudes versammlet, und schienen aufmerksam

einem anſehnlichen Mann zuzuhören, der in ihrer Mitte ſaß, und mit vielem Feuer ſprach. Der Mann erzählte aus fremden Welttheilen, und wie er ſchon in einem frühen Alter unaufhörlich auf Reiſen geweſen ſey. Es erhellte aus ſeiner Erzählung, daß er ein Venezianer von Geburt ſey, der ſich im ſechzehnten Jahre ſchon in Portugieſiſche Dienſte begab. Er war in Africa, Aſien und America geweſen, und, jezt noch nicht des Reiſens müde, hatte er ſich vorgeſezt, in den nördlichen Theil von Europa zu reiſen.

Mir ſchien, ſprach er, nachdem mich mein langes Umhertreiben in der Welt zum ernſtern Nachdenken gebracht hatte, das eigenthümliche Grundweſen unſres Geſchlechts gar nicht anders völlig zu begreifen, als wenn ich es in allen den mancherley Formen kennen lernte, in welchen es unter den verſchiednen Himmelsſtrichen lebt, und blüht. Ja ich kann die Lächerlichkeit meiner damaligen Begriffe nicht verhehlen, ich kann nicht läugnen, daß

ich mir die Wahrheit dachte, als ſey ſie ein Ding, das aus vielen Theilen zuſammengeſezt, bey keinem einzelnen Menſchen, und bey keinem einzelnen Volk zu finden ſey. Nur aus den mannigfaltigen Meynungen und Geſezen der vielzähligen Völker ließen ſich meiner Meynung nach die zerſtreuten Strahlen der hohen Wahrheit zu einem göttlichen Bild zuſammenfaſſen. Von einer innren Sehnſucht getrieben, ſuchte ich unruhig dieſes zu erlangen. Mein Umgang mit einigen Mißionären hatte mich noch in meiner Meynung beſtärkt. So griff ich denn immer nur nach den einzelnen Formen, nach den einzelnen Zügen jener heiligen Schrift, aber der Sinn, der in jedem liegt, entgieng mir. Ja ich gieng ſo weit, daß ich einzelne Völker vor andern, ſo wie einzelne Stände haßte, andre aber vor allen liebte. Ich haßte den Kaufmannsſtand, ob mir gleich jeder dieſes Standes, mit dem ich Umgang hatte, ſo lieb als ein andrer war, ich haßte die Franzoſen und Engländer, ob mir

die einzelnen gleich nicht zuwider waren. Endlich bemerkte ich, wie niedrig dieser Standpunkt sey. Ich lernte nach langer Beschauung und vielen Erfahrungen, daß jener Unterschied der Völker, der uns so bedeutend und groß scheint, nur in der Form, nur im Gewand der Sitten ruhe, die innre Natur aber in ihnen allen gleich mangelhaft oder herrlich ist. Es sind die Theile dieser göttlichen Pflanze nicht ohne in ihrem Ganzen, aber in jedem einzelnen Theile wohnt derselbe lebendige Geist, der das Gesammte erhält.

Hierauf erzählte der Weitgereiste viele seiner Begebenheiten, und von vielen der fremden Dinge, die er gesehen habe, wie aber doch überall daßelbe, nur in der Gestalt und Kleidung ein anders, erscheine. Er erinnerte sich eines Negerjünglings, den er an der Küste von Africa kennen lernte. Der Knabe war weit umher gewesen, aber Europäer hatte er noch nie gesehen. Ihre mächtigen Schiffe, die Kriegsgewehre, und alle andre niegesehene Dinge

machten ihn ſtaunen und mächtig bewundern. Er wollte gern auch das Land ſehen, aus denen dieſe Halbgötter hervorgekommen waren, als er aber hörte und ſah, daß dieſe Halbgötter auch gebohren würden und ſtürben, daß ſie von Hunger litten, von Durſt und Müdigkeit, ja daß in ihrem Land die Hinfälligkeit wohne, und die Beſchränktheit wie bey ihm, wollte er lieber wieder in ſein eignes Land zurück, und dort dulten und genießen, was ihm die Götter beſchieden.

So ſprach der Mann noch vieles. Romanus hörte mit vieler Aufmerkſamkeit den Geſprächen und Erzählungen zu, und es hätte ihm wenig begegnen können, das ihm angenehmer gekommen wäre, als die Erzählungen der mannigfaltigen Sitten und Gebräuche verſchiedener Völker. Der Erzähler entfernte ſich endlich, und Romanus mit ſeinem Freunde verließ bald darauf auch die Geſellſchaft.

Viertes Capitel.

Sie waren in den Wald gekommen, der das Gebäude umgab. Da sezten sich die beyden Freunde im Schatten der grünen Zweige nieder, und Romanus schien von neuem bewegt. Wenn wird, sprach er, meine Unruhe, wenn wird meine Sehnsucht endlich gestillt werden? Ich will dir gern, mein theurer Jugendfreund, von allem sagen, was, seit du von mir bist, mit mir vorgieng, aber mir ist, als würde ich keine Worte finden können. Schon als Knabe, da ich noch mit dir war, hat es mich oft in einsame Wälder, in stille Thäler, und auf die Berge getrieben, da hieng ich in der ungestörten Ruhe meinen jugendlichen Träumen nach. Mir schien die Zukunft etwas Großes zu ver-

ſprechen, was es ſey? wußte ich nicht mir anzugeben.

Meine Eltern ſtarben zeitig, und hinterließen mich mit einer etwas jüngern Schweſter. Ach wie lockt mir das Andenken an dieſe Unglückliche, die von zarter Kindheit an von einer unerklärlichen, tiefen Schwermuth gepeinigt wurde, allezeit Thränen hervor. Niemand weiß nun, wohin die Armſeelige geflohen iſt; ſeit dreyzehn Jahren habe ich keine Spur von ihr getroffen, und wahrſcheinlich iſt ſie wohl lange todt.

Von ſonderbar verwickelten Schickſalen, und zufälligen Begebenheiten, ſo wie du, weiß ich nicht zu erzählen, meine Jugend iſt ruhig und einförmig verſtrichen, was mir Neues begegnete, kam nicht von außen, ſondern von innen. Unſer van Helmont war mein Lehrer, denn ob es gleich meine Umſtände mir freyſtellten, eine Beſtimmung zu wählen, welche ich wollte, habe ich doch das Studium der Natur allem andern vorgezogen. Ich war oft bey meinem Lehrer,

und sein Hauß war mir zu jeder Zeit offen, da sah ich seine vortreffliche Tochter, und mit einfältigen Worten sey dirs erzählt, in uns beyden erwachte gegenseitige Liebe.

So ward ich im Geist schwankend und ungewiß umhergetrieben, wenn ich die Abendröthe sah, oder hörte den Sturm, kamen mir meine frühern Träume wieder, ich sehnte mich unbeschreiblich nach den niegesehenen fernen Gegenden, und mir war, als könnte ich nicht eher ruhig werden, bis ich in ferner fremder Welt mich nach allen Richtungen ausgebildet hätte. Betrachtete ich meinen Lehrer, den Ehrwürdigen, so wurde ich meiner Schülerschaft erst recht innen.

Aber süß schien mirs auch, mit der Geliebten still und ruhig zu leben, wenn ich auch nicht zu der Vollendung käme, die ich vielleicht durch mannigfaltige Erfahrungen, und ruhige Uebung des Geistes erlangen könnte.

Mein Lehrer sprach von nichts lieber, als von den Spuren der ältesten Vorwelt, von den

lezten Ruinen eines Geschlechts, das höher war als das unsrige, das auf Erden war, noch ehe das Menschengeschlecht aus ihr hervorgieng, und das, wie er sich ausdrückte, vor der Sündfluth noch mit den Menschensöhnen zugleich lebte, das sie unterwies, ihnen Sprache und Gesetze, Künste und Wißen des Göttlichen und Menschlichen gab. Die lezten Spuren dieses großen Geschlechts glaubte er in den heiligen Sagen der Indier wohnend, ja er meynte, in Asien wären noch Trümmer von ungeheuren Gebäuden dieser Mächtigen. Ja eine seiner Lieblingsmeynungen war: Der höchste Glanz aller Kunst und alles Wißens, deßen jenes mächtige Geschlecht genoß, sey uns nicht fern. Uns sey von jenem der Weg dazu gezeigt worden, den wir bisher träumend verfolgten. Noch sey den meisten auch der eifrigen Arbeiter verborgen, wohin dieser Weg, zu welchem herrlichen Glanz er führe? Schon sey der helle Morgen, der seit vielen Jahrtausenden die Erde nicht beschienen, im ersten Grauen, und

vielleicht gienge uns das schöne Frühroth aus dem lezten heiligen Erbtheil der großen Vorwelt hervor, deßen tiefer Sinn von uns erst jezt einigermaßen geahndet würde.

Ich glaubte mich nun oft bestimmt, dieses lezte Erbtheil des untergegangnen Geschlechts aufzusuchen, und meiner Zeit mitzutheilen. — Mit noch schöneren Träumen hatte mich ein alter Seemann, der oft bey Helmont war, deßen Verwandter er ist, so manchen Abend ergözt. Er erzählte unaufhörlich von Africa und von dem wunderbaren noch unbekannten Innern. Wie große Ströme in seiner Mitte bekannt wären, deren Anfang, und andre, deren Ende ein Geheimniß sey, die sich der Sage nach in tiefe Abgründe verlöhren, von ungeheurem Umfang. Hier, in der Nähe des berühmten Mondgebürges, wohnten unter Trümmern von riesenhaften Städten, und Gebäuden, deren Herkunft und Untergang niemand unter den jezt lebenden mehr wüßte, die jezt fabelhaft gewordnen Thiere der alten

Sagen, das Einhorn, und der Vogel Greif, beyde die klügsten Thiere unter allen, und die am längsten lebenden. Diese lebten unter den Trümmern in einer eignen Gesellschaft, die einem thierischen Staate gliche, und bewachten klug und muthig die heiligen Ruinen. Diese wären allenthalben mit wunderbaren Zeichen beschrieben, welche nur wenige zu lesen, noch weniger zu deuten verstünden. Alle Zauberey, alle magische Künste, die auf Erden gefunden würden, geschähen durch die Macht jener Worte, deren etliche von weisen Männern von dort wären entlehnt worden. Denn in jedem der Worte, das mit der heiligen Schrift geschrieben auf den Ruinen stünde, sey eine so ungeheure Kraft, daß sie alle menschliche Weisheit übertreffe. — Merlin, der weise Zauberer, habe alle seine Macht dort erhalten.

Hier unter den Ruinen stünden auch noch viele große Säulen, welche, nach Art der alten berühmten Memnonssäule, mit lauter

Stimme den Aufgang der Gestirne, und ihren Niedergang besängen, und den vielfältigen Wechsel der Jahrszeiten. Unaufhörlich beklagten die Stimmen dieser leblos steinernen Gebilde die leichte Veränderlichkeit, und Sterblichkeit aller Dinge.

Rings umher auf viele hundert Meilen sey eine mächtige Wüste, grausenhaft und öde, und durch ungeheure Felsen und Klüfte dränge sich der große Strom Niger, den man an der Küste als den ansehnlichsten in dem ganzen Welttheil beschreiben höre, und der nicht ganz fern von der westlichen Küste des mittleren Africa entspränge. Rings umher sey kein Lebendiges, weder Mensch noch Thier. Denn wenn auch Heerden von Elephanten, oder wenn wilde Raubthiere sich in die Oede verlören, so würden sie von dem fürchterlichen Getös des Stroms so erschreckt, daß sie sogleich zur Flucht umwendeten. An dem wilden Ufer ständen aber dichte, und uralte Wälder, welche auf der ganzen Erde die ältesten und schauerlichsten

seyen. Endlich öffne sich am Fuß des Mondgebürges ein ungeheurer Abgrund, der tiefste, der in allen Welttheilen zu finden sey, in dem sich der Strom begrübe, mit so ungeheurem Sturz, daß jeder seiner Tropfen zerschlagen werde, und sich alles in Dunst aufzulösen scheine. Aus der Tiefe schalle das Getöse des Waßers herauf, wie ein schreckliches Aechzen, so fürchterlich, daß kein lebendiges Ohr es ertragen könne. Ueber dem Abgrund schwinge sich der mächtige Vogel Greif in sicherm Fluge, und vermische dem furchtbaren Getös die schauerlichen Töne seiner Stimme.

Zu diesem Abgrund könnten die meisten Menschen, auch wenn sie wollten, nicht gelangen, und wenn sie hundert Jahre in seiner Nähe herumirrten, denn an ihm vorüber führe der Weg nach jenen Ruinen, zu welchen nur mächtige Männer an Geist und Wißenschaft gelangen könnten. —

Dieses alles, und noch mehreres, wo möglich noch fabelhafteres, erzählte der alte

Schiffshauptmann mit ungemein vielem jugendlichen Feuer. Ihm schien das alles so gewiß, daß er alles daran zum Pfande gesezt hätte. Ich hörte ihm oft, und gern zu, denn so mährchenhaft alle seine Erzählungen waren, so gewiß schien mir doch aus ihnen ein Strahl von Wahrheit hervorzubrechen. Gewiß genug träumte ich mirs, daß dort am Mondgebürge noch die besten Ueberreste der ältesten Urwelt zu finden wären, und daß dort vielleicht, der wunderbarste Ort auf der ganzen Erde sey. Dort fänden sich Thiere und Pflanzen, welche noch kein Naturweiser entdeckt hätte, ja die Gesetze der Erdbildung könnten vielleicht von jenen ungeheuren Gebürgen neue und mehrere Erläuterung erhalten. Mir war es bekannt, welchen ungemeinen Einfluß die Entdekkung des neulich erst bekannt gewordnen America auf unser ganzes Zeitalter geäußert habe, welcher neue Vortheil konnte vielleicht aus der nun zu machenden Entdeckung hervorkommen! Mit solchen Gedanken gieng ich täglich um.

Meine Eltern sind längst todt, meine einzige geliebte Schwester ist durch einen traurigen Zufall, wie du weißt, von uns weggekommen, und ich, als der einzige Erbe, habe ein nicht unansehnliches Vermögen, hinlänglich, um weite Reisen und andre sonst unmögliche Unternehmungen auszuführen, dies alles schien die innre Unruhe, die mich stets weit wegtreiben wollte, noch mehr zu nähren. Ich verlangte weg, weil ich auch nur in der weiten Welt zur Vollendung, zur innern selbstständigen Ruhe, und ich möchte sagen, zur Ueberzeugung gelangen zu können meynte.

Endlich war ich mit der Liebe zu Mathilden in den lezten härtesten Kampf gerathen, als ich täglich immer neue Beweise ihrer innigen Gegenliebe erhielt, und täglich mehr bemerkte, wie sehr mein ehrwürdiger Lehrer unsre Liebe zu begünstigen schien. Meine Liebe war groß, aber die unseelige, unbezwingliche Unruhe war in vielen Stunden noch größer, und niemand war, dem ich mein Leiden zu klagen vermocht

hätte. Ich war viele Tage in großer Schwermuth versunken gewesen, denn deutlich war mir, wie unglücklich sich Mathilde durch meine Trennung fühlen würde, und wie eben so unwiederbringlichen Verlust ich selber leiden müßte. Denn es war mir nur zu gewiß, daß ich ferner hin allein, im Leben und auf der Erde, werde stehen müßen, ohne höchste Liebe. Nur einmal konnte ich finden, was ich jezt selbst aus den Händen laßen wollte. Aber dennoch war mir auch der Gedanke, hier ruhig mein Leben zu versitzen, unerträglich. Ich hatte eben wieder einige sehr große Zeichen von Mathildens schöner Liebe erhalten, aber was mich freuen sollte, verwundete mich tiefer, als alles nur mögliche Leid.

In diesen Tagen der größten Schwermuth haben mich des Augustinus Selbstbekenntniße ermannt, daß ich nun nicht länger meiner Leidenschaft nachzugehen beschloß. So stand ich eines Morgens mit meinen Habseeligkeiten und einigen Büchern, die ich vor allen liebe,

versehen, zur großen Reise bereit. Der Morgen war trübe, und noch alles in Schlummer, das gab mir Gelegenheit, vor dem Hauße, das alles in sich faßte, was mir am theuersten ist, lange zu stehen, und mich in Thränen zu sättigen. Endlich wurde der Morgen heller und ich sah mich bald vor den Thoren.

Auf dem Hügel, der vor der Stadt ist, sah ich mich noch einmal um, und jenes Augenblicks werde ich nie vergeßen können. Gegen Abend hat mich aber die Wehmuth am mächtigsten überfallen, und ich kann dirs nicht läugnen, am Morgen des dritten Tages war ich noch immer in der Nähe der mir so theuren Mauern, ja ich bekenne es offen, ich hätte schwerlich vermocht, mich aus der geliebten Nachbarschaft loszureißen, und ich war sogar, ohne daß ich mirs selber gestehen wollte, schon einige Stunden weit zurückgegangen, zwar einen Weg, der nicht gerade nach der Stadt hinführte, aber doch von der Seite sich ihr näherte. Ja ich hätte vielleicht schon am andern Mittag

an meines theuren Lehrers, und der noch geliebteren Tochter Seite gesessen, da sah ich von allen Seiten eine Menge Volks herbeyströmen, wie zu einem Feste. Jeder schien zu eilen, als ob er zu spät käme, aber feyerlich schien allen der Tag, und heilig, mit Gesängen und Gebeten kamen katholische Geistliche herbey. Ich erfuhr, daß in einem nahen Kloster eine junge Nonne heute den Schleyer nähme, und da ich in unsrer nicht katholischen Stadt nur obenhin von diesem Gebrauch gehört hatte, und noch niemals weit aus den Mauern weggekommen war, beschloß ich, diese Feyer mit anzusehen, eigentlich mehr, damit ich den Gränzen etwas näher wäre, aus welchen ich herkam, als aus andern Ursachen, denn das Kloster lag nahe an den Gränzen.

Ich schloß mich an den dichten Zug an, nicht ohne innige Andacht, die mir durch den Anblick so vieler Andächtigen mitgetheilt wurde. Aus dem Kloster, und den nahen Thürmen kam uns das Geläute der Glocken schon von weitem her entgegen, und dazwischen hörte

man den feyerlichen Gesang der Psalmen. Alles Volk, das sich versammelt hatte, war festlich geschmückt, und schien auch innerlich feyerlich gestimmt, man hörte überall nur die Stimmen der Priester, sonst schwieg alles.

Ich gieng mit dem Volk nach der Klosterkirche. Feyerlich schien alles zum Feste bereitet. Die junge Nonne hatte in Stellung und Mienen so unbeschreiblich innige Sehnsucht, sie schien mit so viel Liebe die Stunde des Gelübdes zu erwarten, daß ihr schon ohnedem sehr schönes Gesicht noch um ungemein vieles schöner wurde. Es war in jenem Kloster Gebrauch, daß die angehenden Nonnen das Gelübde mit einer kleinen Anrede begleiteten, diese Anrede hielt sie mit so viel Freudigkeit, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Sie schilderte mit vieler Andacht das Glück, vom Irrdischen losgerißen, ganz Gott anzugehören, von der vergänglichen Liebe zur unvergänglichen zu kommen, die Wonne der Frömmigkeit und steter Ruhe in sich selber. Von

der Aufopfrung der Freuden dieses geringeren Lebens sprach sie, für die eines künftigen, daß mich die ganze Rede in meinem Vorsatz gar sehr bestärkte.

Mit großer Inbrunst schwur sie endlich das Gelübde. Wie ich später hörte, war sie frühzeitig Braut eines vortrefflichen Jünglings gewesen, welcher starb.

Am Ende der Feyer wurde folgendes Lied gesungen, deßen Worte mir noch immer, so wie der Eindruck, den sie auf mich machten, unvergeßlich sind:

Heilig ist der Tag zu nennen
Und vor allen hocherhaben,
Da der Sehnsucht heißes Brennen
Ewig sich am Quell darf laben.
Ach wie trug ich hartes Leid,
Eh gekommen diese Zeit.

Heilig ist der Ort zu nennen
Und vor allen hocherhaben,
Wo dich länger nichts kann trennen
Von des Himmels höchsten Gaben.
Viele Marter stund ich aus,
Eh' ich kam in dieses Hauß.

Hochgelobet, hochgepriesen
Sey die ewig treue Güte,
Freudenströme ewig fließen
Hier dem gläubigen Gemüthe.
Kummer nicht, und keine Pein
Geht in diese Mauern ein.

Draußen in dem steten Treiben,
In des Lebens wildem Ringen,
Kann das Herz nicht ruhig bleiben,
Nicht der beste Wunsch gelingen;
Denn der Güter höchstes Gut,
Ist ein Gott ergebner Muth.

Heil der Seele, die dem Quälen,
Die der Pein wie ich entgangen,
Ihr Gewinn ist nicht zu zählen,
Höher kannst du nichts erlangen.
Seelig, wer in frommer Gluth
In dem ewgen Lichte ruht.

Stark und muthig verließ ich das Kloster, und mir war, als hätte ich mit der muthigen Jungfrau zugleich das Gelübde abgelegt. Mir schien nun nichts mehr so mächtig, das mich an meinem Vorsatz hindern könnte. Und als ich am Abend die herrliche Abendröthe wiederkommen sah, wie ihr hoher Strahl in

weite Zukunft, in weite Ferne hinweist, und wie sie uns täglich wegruft vom alltäglichen Boden, als der Bote der Liebe, den uns die scheidende Sonne sendet, ihr nachzufolgen, wohin sie vorangeht, da fühlte ich mich erhoben, wie noch nie.

Ich sah mich eben als die Nacht einbrach am Rhein. Ein kleines Dorf stand nahe am Ufer, und in dem Gasthauß, wo ich die Nacht zubringen wollte, fand ich viele Reisende, welche am andern Morgen Schiffer erwarteten, die den Rhein hinauf giengen. Ich beschloß, mich mit ihnen zu Schiffe zu begeben.

Der Wind war günstig, und während der kurzen Fahrt habe ich mir erst genauer den Weg überlegt, den ich nehmen wollte. Ich beschloß fürs erste nach Italien zu gehen, dann da wollte ich nach Asien und Africa. Und nicht eher werde ich von dort zurückkehren, bis ich mein großes Ziel erreicht habe, so weit es eines einzigen Menschen Werk seyn kann. Ein

alter erfahrner Hauptmann, der lange in Italien gewesen war, erzählte mir von den besten und sichersten Wegen über die Alpen, und auch das andre, was mir von Italien schon längst bekannt war, hörte ich aus seinem Munde gern noch einmal, denn er hatte alles mit ganz eignen Sinnen betrachtet.

So kam ich mit jedem Tag weiter aus dem gefährlichen Zauberkreiße, und nur bisweilen überwältigte mich die Sehnsucht beynahe. Besonders wenn ich — oft in armen Hütten — ein junges liebendes Paar erblickte, oder wenn mir eine Mutter entgegen kam, mit ihrem Kinde, dann konnte ich mich nicht der innigsten Sehnsucht enthalten. Oft sind auch Stunden der großen Abspannung, und Geistesentkräftung über mich gekommen, wo ich mich traurig fragte: was beginnst du? und wohin willst du? welchen Verlust hast du durch eigne Willkühr unersezlich groß erlitten? Aber es kamen wieder Stunden der kühnen Erhe-

bung, und der Andacht, die mir höhere Güter zeigten.

In einer solchen Stunde schrieb ich auch an den wackern van Helmont und an seine Tochter, und mein Brief sprach meine Liebe zu ihr so aus, wie ich es noch nie vorher vermocht hatte, auch war ich am andern Tag, ehe ich noch den schon geendeten Brief fortsendete, schwach genug, den innigen Wunsch zu äußern, daß ich sie doch, wenn ich einst vollendet zurückkehrte, noch frey von andrer Verbindung treffen möge.

Aber wie thöricht ist ein ähnlicher Gedanke, vielleicht bin ich Greiß, wenn ich einst wiederkomme, und in dem nämlichen Brief, wo die bereuenswerthen Zeilen stunden, hatte ich noch einmal mich von aller Liebe zu irgend einem Weibe feyerlich abgesagt. O Halbheit ohne Maas und Gränzen! —

Ich bin endlich frölichen Muthes, und wie ich wenigstens glaube, von aller Weiberliebe fast genesen, über die Alpen gekommen,

und was noch von Wunden ungeheilt ist, die wird dieser reine heitre Himmel, und der so viel geweihte Boden vollends schließen. Hier in Italien hoffe ich einige Zeit zu bleiben, von da werde ich meine vorgenommne Wallfahrt nach dem wahrhaft gelobten Lande, und nach Ostindien antreten. Da ich dich so unvermuthet, und wie es scheint, so zur rechten Zeit angetroffen habe, wo du selber daran bist, dich voller Sattheit und Ueberdruß aus dem Wirbel des gemeinen Lebens herauszureißen, so hoffe ich, du wirst mein unzertrennlicher Gefährte werden. Laß uns in dem Umherwallen in fremden großen Reichen und unter ihren Menschen uns endlich selber finden, und so vielleicht zu der Ruhe gelangen, wohin uns ein einförmiges Alltagsleben, das uns nichts als Ueberdruß bringen würde, nimmermehr führen kann. —

So predigte der junge Abentheurer dem leicht beweglichen Antonio, welcher sich ganz von gleichem Eifer entflammt fühlte, un-

bewußt, wie lebendig und mächtig die Leidenschaft für Lucien noch in ihm läge, nur des Funken gewärtig, der sie aufs neue entzünden sollte.

Arm in Arm giengen beyde still an dem Rande des Waldes hinunter, keiner mochte den andern gern in seinen Lieblingsträumen unterbrechen. Von der Höhe der nahen Hügel trug die kühle Abendluft Töne der Hirtenflöten und der Gesänge hernieder, fern und halblaut, und die Vögel, die sich das nahe Nachtlager in den dunklen, sichern Zweigen suchten, flatterten, mit lauter Stimme den Wald begrüßend, und seine Götter, über ihren Häuptern. In den tiefen düsteren Lauben der Zweige rührte es sich, als ob Pan mit seinem tausendfachen, unendlichen Schrecken herannahte.

Bey einer Statüe aus alten Jahrhunderten der herrlichen Künste hielten sie noch einige Zeit in stiller Betrachtung, bis sich die einzelnen Züge dem Auge verdunkelten.

Fünftes Capitel.

Es war nun völlig Abend geworden, und unſre beyden Freunde eilten nach der Stadt zurück. Der Weg führte ſie wieder zu demſelben Gebäude, wo ſie ſich am Abend vorher getroffen hatten. Woher, ſprach Romanus, verſtehen wir ſo deutlich den großen und tiefen Sinn, in dem der Baumeiſter dieſes Gebäude aufführte, das doch weder ſchön, noch ganz regelmäſſig iſt, kann nicht der menſchliche Geiſt alles, jeden wilden Steinhaufen und jedes Gemäuer mächtig beſeelen?

Der alte Mönch kam eben wieder aus dem Gebäude, der dem Romanus geſtern an derſelben Stelle begegnete, dieſer betrachtete ihn genauer, und glaubte noch auffallender als ge-

stern ein bekanntes Gesicht zu finden. Je länger und je aufmerksamer er ihm in die dunklen, lebhaften Augen sah, desto mehr schien er sich seiner zu erinnern.

Er redete ihn nach freundlichem Gruße an, und frug ihn: ob er nicht einmal in Holland gewesen sey? — Der Mönch bejahte es.

„Denn habe ich euch sicher bey meinem vortrefflichen Lehrer van Helmont gesehen.“

Der Mönch sah seinen alten Bekannten näher an, und erinnerte sich seiner nun ganz genau. „Es ist nicht anders, sprach er, wir haben uns bey dem ehrwürdigen van Helmont gesehen, an jenem Abend, wo so viele große Menschen und wackre Gelehrte unsrer Zeit bey ihm versammlet waren. Ich erinnre mich noch wohl, wie innig ihr an unserm Gespräch Theil nahmt, wie ihr selbst mit so vielem Feuer, und doch mit gleichviel Bescheidenheit spracht, daß ich euch damals sehr lieb gewann.

Die beyden wurden bald bekannter und vertrauter, und Romanus mit seinem Freunde

Univ. Bibl. München

nahmen die Einladung an, mit dem Mönche nach seiner Zelle zu gehen.

Sie fanden hier alles reinlich, und in stiller, lieblicher Ordnung. Einige Gebetbücher, einige Landcharten, und ein Crucifix waren der ganze Reichthum des Mönches. An den Wänden waren einige Bilder befestigt, unter denen sich auch das des van Helmont und einiger andrer Männer, die dem Romanus wohl bekannt waren, befand. Der Alte hieß sie sitzen, und bewirthete sie mit dem wenigen, was er eben haben konnte.

Während sich der Geistliche mit seinem jungen Freunde unterhielt, betrachtete Antonio ein Gemählde, das unter den übrigen hieng, mit Aufmerksamkeit und sichtbarer Bewegung. Er sah immer von neuem hin, als ob er sich mehr und mehr überzeugen wollte, und sah dann den Mönch wieder an. Endlich fragte er mit vielem Ungestüm, woher das Bild sey, und wen es vorstelle?

Wenn mich eine sehr genaue Aehnlichkeit

nicht täuscht, so ist dieses niemand, als die Lucie, von der ich dir so vieles erzählte, sprach er heimlich zu dem Romanus, der zu ihm hingetreten war. —

Wen es vorstellt, sagte der Mönch, kann ich ganz genau nicht sagen, wenn ihr nämlich den Nahmen des Originals wißen wollt. Die Person, deren Bild es ist, war mir sehr merkwürdig, deshalb habe ich mir ihr Abbild, so ähnlich ich es zu machen verstand, entworfen. Ich lernte sie vor etlichen Jahren in Rom kennen. Sie war allem Anschein nach eine Spanierin von Geburt, und [illegible]eicht von hohem Stande. In Rom hat sie sich sehr eingezogen gehalten, und ist plözlich verschwunden, ohne daß jemand wußte wohin? —

Mich geht sie sehr nahe an, sprach Antonio, und ich habe nun seit geraumer Zeit ihre Spur völlig verlohren, ihr würdet mich deshalb sehr verbinden, wenn ihr mir alles von ihr erzähltet, was ihr wißt. —

Sie war, so viel ich weiß, erwiederte der

Mönch, die Gemahlin eines jungen ausländischen Edelmanns, der am päbstlichen Hofe in großem Ansehen stand. Als ich sie kennen lernte, war sie noch nicht lange vermählt. Sie war zwar als Kostgängerin in einem Nonnenkloster gewesen, deßen Priorin meine Schwester ist. Durch diese hörte ich sie oft rühmen, noch ehe ich sie kannte. Ihrer großen Frömmigkeit und C[illegible]e halber hielt ich sie würdig, daß ihr Bild hier unter den andern aufgestellt würde, noch mehr aber, weil mich diese Züge an ein Gesicht erinnerten, das mir in meinen frühern Jahren sehr wohl bekannt und theuer war.

Der Geistliche schien entweder nichts mehr zu wißen, oder nichts mehr sagen zu wollen. Antonio konnte, so sehr er fragte, nichts bestimmtes mehr von ihm erfahren. Vorzüglich beharrte er darauf, sie wäre seit einiger Zeit aus Rom, und wahrscheinlich aus Italien, wohin? aber konnte, oder mochte er nicht angeben. Groß war Antonios Staunen, groß seine Be-

gierde, mehr zu erfahren. Seine Leidenschaft war wieder sehr heftig erwacht, hätte er in diesem Augenblick nur einen sichern Fingerzeig gehabt, wo das geliebte Weib zu finden sey? er hätte schwerlich des Versprechens, das er seinem Freunde gab, länger gedacht, sondern wäre schnell der Spur gefolgt, bloß um die Geliebte noch einmal zu sehen, vielleicht in ihrer Nähe zu wohnen. Wahrscheinlich wird er bald wieder in des Mönches Zelle stehen, um das theure Bild zu sehen, um dessen Besitz er viel geben würde, wenn er es wagte, jenen darum zu bitten.

Nach einem schnellen Abschied von dem Mönch, der ihn bald wieder zu ihm zu kommen bat, entfernte sich Antonio, und Romanus folgte ihm sogleich nach, mit dem Versprechen, seinen alten Freund bald wieder zu besuchen. —

„Habe ich nicht Ursach, mich sehr unglücklich zu nennen, sprach Antonio, daß Lucie nun für mich auf immer verlohren ist? — Das

war also ihre ewige Trauer um meinen Bruder, dem sie, so lange sie lebte, treu zu bleiben öfters schwur, nun hat sie seiner so bald vergeßen, daß sie eines andern Gattin geworden ist. O ich Thor, der ich aus frommer Ehrerbietung vor dem Andenken meines Bruders ihr nie meine Liebe zu bekennen wagte. Vielleicht hätte ich sie mit leichter Mühe für mich gewinnen können. Denn heftig ist meine Leidenschaft wieder erwacht, seit ich durch das Bild heute wieder so lebendig an die geliebten Züge erinnert worden bin."

Romanus sah voller Mitleid seines Freundes unglückliche Leidenschaft. Mir hat es geschienen, sprach er sanft, daß Weiber, wie sie gewöhnlich sind, nicht immer würdig wären unsrer höchsten Liebe, unsres besten Strebens, und der Aufopfrung auch nur eines Theils des Genußes, den uns ein vielfaches, ungebundnes, und muthiges Umherwandeln in der großen Welt, und in der Wißenschaft des Höchsten und Besten gewähren könnte.

Wenigstens sollte ein einzelnes Weib uns nicht so an den harten Boden festschmieden können, wie es gewöhnlich geschieht. Ich selber habe mit vielem Muthe eine weit höhere Verbindung zerrißen, um dem nachzugehen, das mir noch höher schien, ach leider nicht ohne tiefe Schmerzen! Deine Lucie habe ich, nach dem, was du mir v . ihr erzählt hast, zwar erst wenig kennen gelernt, aber wer weiß, ob sie so vieler Schmerzen ganz würdig sey, da sie so bald der alten Treue vergeßen konnte. Lieber, trübe deine schönsten Jahre nicht mit vergeblichen Schmerzen, laß uns frölich, und von allem, was vergangen, und nicht wieder zurückzurufen ist, ungehindert unsern Weg anfangen, der uns wohl endlich zur Ruhe führen wird.

So suchte Romanus seinen Freund auf alle Weise zu beruhigen, aber dieser schien in jenen Augenblicken nicht eben sonderlich dadurch getröstet zu werden. Sie kamen in ihrem Nachtlager an, und brachten, der eine in ruhi-

gem Schlummer, der andre in vieler Unruhe die Nacht zu.

Als Romanus am andern Morgen erwachte, war sein Freund Antonio verschwunden. Der Wirth, den er nach jenem fragte, wußte weiter keine Rechenschaft zu geben, als daß jener schon ehe der Tag graute aus dem Hauß gegangen sey, seine Pferde, seine Bedienten, und alles, was sein war, stand und lag noch ruhig. Die Diener wußten nichts von ihres Herrn Abreise, ein einziger wurde jedoch vermißt, der wahrscheinlich mit seinem Herrn zugleich verschwunden war.

Romanus ließ sich bey dem Mönch nach seinem Freund erkundigen, bey diesem war er erst noch vor einer Stunde gewesen. Er blieb nicht lange mehr in Ungewißheit, indem ihm ein Knabe ein Blatt brachte worauf die Worte stunden:

„Beunruhige dich meinetwegen nicht. Ich brenne wieder in der alten Leidenschaft, und will Lucien auffinden, und wenigstens sehen,

in was für Händen sie ist, wenn es in nicht zu langer Zeit geschehen kann. Der Mönch hat mich an seine Schwester in Rom verwiesen, diese wird über vieles Auskunft geben können. Vielleicht bin ich bald wieder bey dir. —

Antonio."

Unglücklicher, sprach Romanus, du bist meiner Warnung schlecht gefolgt. In welche neue, unnöthige Schmerzen hast du dich gestürzt, jener nachzueilen, die für dich verlohren. Ich selber bin aber dadurch meines Gefährten verlustig gegangen, den ich erst vor kurzem zu meiner großen Freude gefunden hatte. Mich aber soll nichts von dem abbringen, das ich mir zum unabläßigen Ziel gesezt habe.

Sechstes Capitel.

Romanus gieng wieder zu dem Mönche hin, von welchem er genauere Nachrichten von dem Freunde zu erfahren hoffte. Der Greis erzählte, wie Antonio in heftiger Leidenschaft heute sehr früh zu ihm gekommen. Er habe noch einmal sich genau nach dem jungen Frauenzimmer erkundigt, deßen Bild in seiner Zelle hienge, habe hierauf ein Blatt beschrieben, und sey von ihm gegangen. Wahrscheinlich nach Rom, wenigstens habe er dem Diener befohlen: Pferde und Wagen zu besorgen, die sie dorthin noch heute brächten. — Romanus bedauerte nun seinen Freund vergebens, dieser schien diesmal für ihn verlohren.

Nach einem kurzen Gespräch führte ihn der Mönch mit sich auf einen kleinen Hügel, der gerade hinter dem Kloster ist. Die Morgensonne ruhte hier auf einer kleinen Muttergottescapelle, die heiligen Bildnisse schienen, von dem ersten Strahl beschienen, lebendig und voller Inbrunst betend. Am Altar aber kniete ein Weib, welches die heilige Mutter mit Blumen umwand.

Neben der Capelle, nach einem kleinen Wäldchen hin, hatten die Mönche mehrere Sitze unter den grünen Bäumen angelegt. Hieher führte ihn der fromme Mönch. Er schien in hohe Andacht versunken, welche auch den Romanus ergriff.

Siehe dort, sprach dieser endlich, die sieben Hügel und die große Stadt, siehe den Tiberstrom in der Ferne, der sich in demüthigen Krümmungen der Königsstadt nähert, dort möchte ich gebohren seyn, vielleicht wäre mir beßer. In dem trüben Norden, wo ich herkam, habe ich meine innersten Kräfte wie von

dichtem Gewebe eingeschloßen gefühlt, doch hier ist mirs freyer.“ —

„Mich dünkt, ich vermuthe recht, antwortete der Mönch, du hast, mein Sohn, dein Vaterland verlaßen, daß du vielleicht in fernem Lande das erlangtest, was an keinen Boden, an keinen Himmel geknüpft ist, sondern allenthalben frey und herrlich gedeiht, was nicht dem Süden, nicht dem Norden, nicht der alten, nicht der neuen Zeit, sondern allen gleich eigen ist.

„Bey der Ehrfurcht, die ich zu dir trage, sprach der Jüngling, mich hat die innre Unruhe fortgeführt, mir war das Leben nicht deutlich, nicht die Welt, aber die innre Sehnsucht suchte unaufhörlich nach Licht. Da war mirs, als müßte auf einmal, als müßte morgen die Kette zerreißen, die mich so hart gebunden hielt, als müßte ich da und dort die ewig ersehnte Heiterkeit finden, endlich hat mich die stete Unruhe, und das unermüdliche Verlangen fortgeführt; ja mir ist es fast gewiß,

ich werde hier in dem schöneren Himmel vielleicht durch eigne innre Macht frey werden, oder mir werde einer gesendet, der mich freundlich lehre, wo der Ausweg sey? oder der große Geist der Vorwelt berühre mich mächtig, daß mir die Schwingen wachsen. Du aber, mein Vater, leite mich mit deinem Rathe."

„Mein Sohn, sprach der Alte, es schlummern die meisten in der finstern Hülle, in welche sie sich oft selber noch fester einspinnen, bis sie die Barmherzigkeit Gottes durch den Tod frey werden läßet. Aber wem noch im irrdischen Leben der Kerker zersprengt werden soll, dem deutet eine innre Bangigkeit den Tag der Befreyung an. Doch suchst du, mein Sohn, überall mit Recht und überall vergebens, denn nirgends und allenthalben wohnet das himmlische Licht. Ich will dir, wenn du sie hören willst, eine Dichtung vorlesen, die ich in früheren Jahren im Styl der Morgenländer niedergeschrieben habe. Trotz

ihrer Mängel wird sie dir in deiner jetzigen Lage einiges Treffendes sagen."

Der Alte gieng ins nahe Kloster und kam bald mit einigen Papieren zurück. Er las hierauf dem Jüngling die nachstehende Dichtung vor:

Heil sey mit allen, denen das Heilige allein heilig, das Gute gut, das Niedrige aber niedrig ist. Friede mit jenen, welche ihre Schwerdter schleifen ohne Zorn.

Im Monat, da der Feigenbaum Knospen gewinnt, trieb mich ein mächtiges Wort, zu suchen, wo die heiligen Gebürge des Paradieses lägen. Mich, den Sohn des Aladdin, trieb das Wort meines Meisters Said. Das Land, wo der Frieden ewig wohnt von Geschlecht zu Geschlecht, und wo das Gesetz Gottes rein und heilig geübt wird, gieng ich aus zu suchen.

Und Said gab mir einen Zweig vom Oelbaum, dürr und ohne Früchte, und sprach zu mir: Siehe, wo du auf dem Gebürge den Zweig in die Erde pflanzest, wird er über

Nacht Blüthen und Früchte treiben, daran wirst du die heilige Stelle erkennen.

Ich neigte mich dreymal vor Said, und er umfieng mein Haupt und küßte mich. Heil sey mit deinem Ausgehn und Eingehn!

Oft hatte ich geklagt vor Said, siehe in dem Land um uns und vor uns wohnt der Friede nirgends, und die Ruhe berührt seine Hütten nicht, denn da ist eine Hand gegen die andere, und ihre Schwerdter sind nicht in der Scheide. — Fern o fern, gewiß, sind die heiligen Gebürge des Paradieses. —

Da wandelte ich weit von Saids Hauße, und vor mir und um mich waren Gebürge, aber in drey Tagen und drey Nächten berührte ich mit dem Zweig nicht den Boden. Denn siehe, nirgends ist im Lande Ar Rakim ein Ort ohne Krieg, wie könnte der Frieden hier wohnen.

Nach Osten wanderte ich, da man Gold und Kleinodien in das Land Hadschar bringt, und wo die Verständigen der Gesetze wohnen, und die, welche weise Deutungen wißen. Da

ist das Land von des Königs Bewaffneten geschützt, und sicher stehen die Saaten auf den Feldern, des Oelbaums Früchte gedeihen ohne Sorgen.

Auf dem Gebürge steht das Hauß des Königs, und seine Zinnen sind hoch vor allen, seine Wände sind prächtig vor Tausenden. Hundert Fürsten, und fünfhundert Söhne der Fürsten stehen an seinem Thron, und beugen sich vor seinem Angesicht, zehntausend Amtleute gehen vor ihm aus in alles Land, zu vollbringen, was er gebeut. Die Grenzen seines Reichs sind zwanzigmal gröſser als die des Landes Hadschar nimmermehr, und sein Umkreiß ist gröſser, denn daß ihn ein Reiter aus dem Lande Tahamah in sieben Monaten umwandelte.

Herrlich fürwahr ist das Hauß des Königs, und herrlich alles, was dort aus und eingeht. Das Gold ist an seinen Dächern häufig, und der Perlen und edlen Gesteine sind mehr, denn daß sie einer zählte, in Seide und Purpur

aus Tyrus und Sidon sind alle seine Diener gekleidet.

Und ich kam an die Stadt des Königs, da sich der Tag neigte. Vor dem Thor an dem Brunnen saß ein Mann, — von den Beamten des Königs einer. Der stund auf und neigte sich vor mir, als ich zu ihm trat, und bat mich: Herr, gehe ein unter mein Dach, denn die Nacht eilet herbey.

Und ich kehrte ein bey demselben Manne, da brachten mir Waßer die Sclaven zum Füßwaschen, Früchte und Milch aß ich mit dem Manne, der mich aufnahm. Seiner Kinder waren viele, und viele seiner Diener. Seine Heerden waren unzählig, und der Reichthum seines Haußes war groß.

Ich sprach zu ihm am Morgen des andern Tages: Gelobt sey Allah. Ich bin ausgegangen aus dem Hauß meines Meisters Said, zu forschen, wo die Ruhe wohnt, und wo Friede in den Häußern der Menschen ist. Wo das Gesetz Gottes geübt würde ohne Tadel, recht

und ziemlich. Denn daselbst ist das Land, wo einst das heilige Paradies gewesen ist. So sage mir nun redlich, ob in dem Land des Königes der Friede wohnt.

Wo sollte anders, antwortete mir der Mann, wo anders sollte das Land so friedlich, und so heilig seyn, denn das Reich meines Herrn, des Königs. Unzählig ist das Heer seiner Diener, wie die Blätter in dem Walde zu Ala Dog, und die alle sind bereit, seinen Wink zu vollziehen. Welcher Mächtige wäre mächtiger, denn mein Herr, der König, und welcher unterfienge sich, über seine Grenzen zu gehn, und den Frieden dieses Landes zu verstören? Da wohnt das Lamm ruhig bey dem Löwen, und die Sichel hängt in der Hütte der Bewaffneten. Wo wäre ein Land ruhiger, denn dieses? Von einem Meere bis zum andern, und von einem Gebürge zum andern gehen die Boten meines Herrn, welche ihm Geschenke bringen, und sein Nahme ist gefürchtet in allen Landen.

Da gieng ich aus nach dem Hauße des Königs, das hoch auf den Bergen stehet, und an seiner Mauer barg ich den Zweig in die Erde, und ich hoffte, er würde Blüthen und Früchte gewinnen.

Als aber die Nacht vergangen war, und die Morgenröthe gekommen, gieng ich aus, nach dem Zweige zu sehen, und blätterlos fand ich ihn, dürr wie zuvor.

Da nahm ich meinen Stab und gieng von derselben Stadt aus. Denn neidisch und voll arger Tücke stellen sich nach die Söhne der Fürsten, und die Reichen im Lande, wie einer den andern überliste. Da will einer gröser seyn, denn der andre. Es verstört der böse Geiz ihre Häußer, und nirgends wohnt der Friede unter ihren Dächern.

Nach der Stadt gieng ich, da die Verständigen der Gesetze wohnen. Drey Tagereisen waren bis dahin, von dem Hauß des Königs.

Auf dem Markte derselben Stadt war ich am Morgen des dritten Tages, und sahe vieles Volk um einen Mann versammlet. Sein Haupt und Bart waren grau, und ehrwürdig, aber sein Auge und seine Mienen glichen nicht denen meines Lehrers Said, welche keiner sieht, ohne sich in Liebe vor ihm zu neigen. Derselbe Mann sprach in schönen Worten, und er deutete die Gesetze Gottes mit Verstand und weisem Sinne. Ueber den unvergänglichen Frieden in den Hütten der Heiligen, sprach er, und es hörten seine Worte alle Männer der Stadt, und viele Jünger. Aus fernen Landen kamen sie ihn zu hören, und die zu seinen Füßen sitzen, sind geehrt bey den Fürsten, und groß im Hauß des Königs.

Und ich gieng ein in das Hauß des Mannes, da der Abend herbey kam, und es war still und friedlich unter seinem Dache. Herrlich sind die Worte der Verständigen, und lieblicher ihre Reden, denn ein Becher mit Wein den Männern zu Nectar.

Ich saß an dem Tisch des Mannes, und hörte seine Worte. Es war aber still, und wenig Geräusch in derselben Stadt, da sprach ich bey mir selber:

Wo könnte die heilige Ruhe anders wohnen als in dieser Stadt, wo fände man den Frieden sonst? Es wißen ihre Bürger die Gesetze Gottes, und die in ihren Mauern wohnen, verstehen das Recht.

Da pflanzte ich den Oelzweig vor dem Hauß des Mannes, aber dürr und ohne Blätter fand ich ihn am Morgen.

Ich nahm traurig meinen Stab und gieng von hinnen. Wie muß die Ehrsucht, und der falsche Wortprunk in jenen Häußern wohnen, es bekennen die in ihnen sind mit dem Munde die Gesetze des Herrn, aber ihr Herz weiß nichts davon.

Fünf Tage wandelte ich auf dem Gebürge, da kam ich an einen Ort, wo die Männer

wohnen, deren Nahme heilig ist im Lande, und ihr Ruhm ist groß vor ihnen her.

In der Wüste wohnen sie, und um ihre Hüften ist ein härenes Gewand, sie leben von wildem Honig, Heuschrecken und den Früchten der Wüste.

Viele Gebete sprechen sie, und ihre Fasten sind strenge, viele sind der Büßungen und Prüfungen, welche sie sich auflegen.

Sie wißen den Koran und die heiligen Gesänge, und ihr Mund fließt von frommen Reden über.

Ich pflanzte dort meinen dürren Zweig, aber dürr und blätterlos nahm ich ihn von hinnen, wie vorhin. Denn voller Heucheley und Neid sind die Höhlen jener heilig gepriesnen, oder wo etliche unter ihnen redlich sind, die laßen die harte Pein und ängstliche Prüfungen nicht zur Ruhe kommen.

Da weinte ich zwey Tage und zwey Nächte, und in der dritten Nacht erschien mir Trost. —

Siehe, ich will heimwärts ziehen zu Saids Hauße, wohnet doch dort ewig der Friede, und die Ruhe ist nirgends, so wie in seinen Mauern.

Im Monat, da man den Weizen erndtet, kam ich in das Land Ar Rakim zurück, aus dem ich ausgieng, und seine Hütten glänzten mir von weitem. Da war mein Herz bewegt, und ich gieng an die Hütten.

Es nöthigten mich die darin wohnen: Herr, gehe unter unser Dach, und iß mit mir das Brod meines Feldes, und trink mit mir die Milch der Lämmer.

Da gieng ich hinein unter sein Dach, wo lauter Armuth und keine Güter waren.

Ein Schwerdt und ein Roß war in des Mannes Hütte, seiner Kinder waren viele.

Es war des Brodes wenig in seinem Hauße, und der Vorrath war gering.

Und siehe, als wir bey Tische saßen, trat der Knaben einer vor uns und sprach:

Herr, das Weib des Mannes ist draußen, der dein Feind war, welcher deinen Bruder erschlug, und läßt dir sagen:

„Siehe, meine Kinder und ich heulen nun drey Tage und drey Nächte in unsrer Hütte, und wir haben kein Brod. Da ist keiner, der sich unsrer erbarme, denn die Noth ist groß im Lande. Ehe der Morgen herbeykömmt, werden meine Kinder und ich Hunger sterben. —

Da stund der Mann auf, und nahm sein Schwerdt. Das Roß schlug er, das sein einziges war. In zween Hälften theilte er es, eine gab er der Frau seines Feindes, eine aber war für seine Kinder. —

Es wohnt der Friede in jenen Hütten. —

Den Oelzweig pflanzte ich und er trug Blätter und Früchte.

Es wohnt der Friede unter den Schwerdtern derer, die gerecht sind, und die Armen wißen das Gesetz Gottes.

Da gieng ich zu dem Hauß meines Meisters Said, und neigte mich dreymal vor ihm, und sprach: Herr ich habe den gepriesnen Ort gefunden, aber nicht fern, wie ich erst gemeynt, sondern in diesen Gebürgen. — —

Der Mönch hatte seine Erzählung geendigt, die er einst einem seiner Freunde, einem Arzt, welcher auch in weite Ferne reisen wollte, gedichtet hatte. Es vergieng dem Jüngling der Mittag, und der Abend war da, ehe er es gemeynt, und lieblich waren die Gespräche des Greises. Doch gieng jener unüberzeugt, wenn auch bewegt, seinem alten Ziel entgegen. Am Abend nahm er innigen Abschied von dem guten Mönch, der ihn bald wiederzusehen versprach, es sey nahe oder fern.

Zweytes Buch.

Siebentes Capitel.

Am darauf folgenden Morgen bereitete sich Romanus weiter zu ziehen. Die Diener des Antonio mit den zurückgebliebenen Roßen waren schon am Mittag vorher ihrem Herrn nach Rom gefolgt, dahin wollte jezt Romanus auch. Es war schon die heiße Mittagsstunde herangekommen, das Pferd, des Schattens und der Ruhe bedürftig, fieng an langsamer zu gehen, als er ein schattigtes Wäldchen am Ufer der Tiber erreichte.

Er band sein Roß unter den Bäumen an, und ließ ihm aus einem Meyerhofe, der dicht am Rande des Waldes stund, etwas Futter bringen. Ermüdet von der großen Hitze schlum-

merte er ein, als er sich kaum auf den weichen Rasen niedergesezt hatte.

Er mochte noch nicht lange geruht haben, als ihn einige Stimmen aufweckten. Es waren zwey Mädchen, beyde zwischen achtzehn und zwanzig Jahr alt, und beyde wohlgebildet. Sie schienen sehr ermüdet und des Wegs nicht kundig. Bitterlich klagten sie, und mit Thränen, die ungewohnte Last des Gehens, sie erblickten endlich den Romanus, und hatten ihn kaum begrüßt, als sie die Ursach ihres Wegs, und was sie von der großen Hize und Müdigkeit gelitten hatten, erzählten.

Ihre junge Gebieterin, berichteten sie den Jüngling, sey sehr krank, und wohl eines sehr geschickten Arztes bedürftig, sie verlange nach einem, und habe doch theuer geschworen, daß sie keinen aus Rom möge, obgleich ihr Landgut kaum eine Meile von der Stadt ablage. — Da hatten die Mädchen, als gegen Morgen ihre Gebieterin die Krankheit heftig überfiel, sich schnell auf den Weg gemacht, um

auf gut Glück einen auswärtigen Doktor zu ſuchen. Aber unterwegs hatten ſie oft ihr vorſchnelles Unternehmen bereut. Auf mehrere Meilen (erzählten ſie) iſt kein Arzt von ſo ſonderlichem Ruf und Kenntnißen, daß ſich ihm unſre Donna, welche ſelbſt in ärztlichen Dingen nicht unerfahren iſt, anvertrauen möchte. Umkehren dürfen wir nicht, ohne uns Vorwürfe von allen Seiten zuzuziehen, ein Wagen iſt auch hier nirgends zu bekommen, nachdem wir zu vorſchnell, und zu haſtig, im Landgut unſrer Herrin das Anſchirren nicht erwarten konnten. So bleibt uns denn nichts, als auf gut Glück, leider aber zu unſerm Unglück, weiter fortzugehen, bis wir müde werden niederſinken, oder uns ſonſt ein Unglück zuſtößt."

Die guten Mädchen drückten ihre große Furcht durch Thränen noch deutlicher aus, und baten endlich den fremden Jüngling, der ihnen wie ein Schutzgeiſt gerade zur gelegenſten Stunde erſchienen war, um Rath und Hülfe.

Romanus, der sich in van Helmonts berühmter Schule selber zu einem geschickten Arzt gebildet hatte, bedachte sich nicht lange, den guten Mädchen den kräftigsten Trost einzusprechen. Er sagte ihnen, daß er zwar kein berühmter Arzt aus der Gegend sey, er sey ein Deutscher, und hier wenig bekannt, aber wenn sich ihre Gebieterin ihm anvertrauen wollte, hoffte er wohl ihre Krankheit, sie sey welche sie wolle, so gut zu heben als ein andrer.

Den beyden Mädchen konnte nichts willkommner seyn, als der junge fremde Arzt, sie überhäuften ihn mit Schmeicheleyen, und wagten nun erst, von der großen Last, die noch auf ihnen geruht hatte, befreyt, frischen Athem zu holen. Ihre Müdigkeit war vorüber, als sie das Pferd des Romanus in der Nähe stehen sahen, worauf sie — im Vertrauen auf die Höflichkeit des Besitzers — den Rückweg bequemer zurückzulegen hofften, und schnell waren ihre Thränen getrocknet. Sie eilten, um in

dem nahen Meyerhof ein Mittagsmahl zu bereiten, und luden den Romanus freundlich ein, ihre Bewirthung anzunehmen.

Der Mittag wurde unter vielen heitern Gesprächen und Scherzen hingebracht, Mühe und kranke Gebieterin war von den muthwilligen Mädchen vergessen.

Endlich schien es Zeit wieder aufzubrechen, und nicht die Mädchen, sondern Romanus erinnerte ans Weitergehen. Die Jungfrauen fanden beyde auf dem sichern Rosse Platz, und Romanus gieng nebenher.

Der Weg führte sie immer an dem schattigten Ufer der Tiber hinunter, und rechts und links sahen sie, wo sich der Wald öffnete, prächtige Landhäuser. Endlich erschien auch die mächtige und unter allen berühmteste Stadt von ferne, und Romanus begrüßte sie mit stillem Entzücken. Die beyden Mädchen unterbrachen seine Träume durch ihr unaufhörliches Geschwätz. Bald belachten sie ihren abentheuerlichen und fast Prozessionsähnlichen Zug, bald

beklagten sie ihre unglückliche Gebieterin, und Thränen wechselten nicht selten mit lautem Lachen ab.

So schön, so jung, und reich, hub die eine an, welches unter beyden die ältere schien, zehrt unsre Gebieterin an einem heimlichen Leiden ab, und sie, welche ihrem glücklichen Aeußeren nach bestimmt scheint, allen Männerherzen zu gebieten, zwingt ein strenges Geschick, als Sclavin eines Einzigen zu darben. Eines einzigen, der der schönen Cornelia nicht würdig ist, der blind und unempfindlich gegen ihre Schönheit und ihren hellen Verstand, ihrer Wunde noch spotten kann. Ehe wir euch zur Kranken führen, ist es wohl nöthig, daß wir euch erst ihre Geschichte, worin die Ursach ihrer Leiden liegt, erzählen.

Sie ist aus einem der besten und ältesten Häußer in Rom gebohren, aber ihre Aeltern starben, als sie noch sehr jung war, und sie blieb einem alten Oheim zur Aufsicht und Erziehung. Der Oheim war unverheirathet, und

in seinen Meynungen und Gewohnheiten ein fast unerträglicher Sonderling. Deshalb wohnte er auch nie in der Stadt, wo er keinen so wunderlichen Gefährten weiter finden konnte, sondern auf dem Lande in immerwährendem vertrauten Umgang mit einem alten Quaksalber, der sich in der Nähe des Landguts, wohin wir euch führen, den größten Theil des Jahres aufhält, und nur bisweilen — so wie eben jezt — Reisen auf die Gebürge macht, um Kräuter einzutragen.

Cornelien ließ der wunderliche Oncle auf dem nämlichen Landhauß erziehen, wo sie auf etliche tausend Schritt weit von dem Landgut ab alle mögliche Freyheit hatte, aber sie war schon sechszehn Jahr alt, und hatte seit ihrer frühsten Kindheit die schöne, und ihr so nahe liegende Stadt, und den prächtigen Pallast, den ihr ihre Aeltern hinterließen, noch nicht wieder gesehen. Nur einige Freundinnen ihres Haußes, und andre zufällige weibliche Bekanntschaften durften sich zuweilen auf ihrem

Gute ſehen laſſen, aber nur am Tage, ſo bald der Abend herankam, ließ der mürriſche Alte ſeinen Gäſten rathen, ſich aus dem Gut in einige nahe liegende Häußer zu begeben, wo er ſie denn freylich auch keine Noth leiden ließ, ſondern auf alle nur erſinnliche Weiſe, ja über die Maßen köſtlich bewirthete. Bloß wir und noch einige andre weibliche Bedienten, die er alle zu dieſem Zweck ſelber erzogen oder ausgeleſen hatte, durften immer um die ſchöne Jungfrau bleiben. In dem vorderſten Theile des Gebäudes, ganz abgeſondert von dem, worin wir waren, wohnte der Alte mit etlichen abgelebten Dienern, die jüngeren Bedienten wohnten außer dem Hofe.

So ſchien der wunderliche Mann uns und unſre Gebieterin ärger eingeſchloßen zu halten, als Nonnen, hatten wir nur einem fremden Mann, etwa einem vorbeykommenden Reiter ein wenig nachgeſehen, ſo wurde es uns ſchon zum harten Verbrechen angerechnet. Aber troz der groſſen Wachſamkeit des Alten, der oft

noch spät in der Nacht im ganzen Gebäude umhergieng, wurde er doch betrogen genug, es waren einige unter uns Dienerinnen, welche immerwährend junge Liebhaber beglückten, und dies alles vor ihrer Gebieterin und dem strengen Alten klug zu verhehlen wußten, und endlich kam die Stunde, wo auch Cornelia die heftigste Liebe kennen lernte.

Der alte Quakſalber, von dem wir vorhin ſprachen, — der ſich Ambroſius nennt, und übrigens wohl ein hochgelehrter Doktor ſeyn mag, nur daß wir durchaus keine Urſach haben, Gutes von ihm zu ſprechen — wohnte für immer, ſo lang er in der Nähe war, mit bey unſerm alten Herrn. Eines Tages bringt er, da er von einer ſeiner gewöhnlichen Wanderungen nach Hauße kömmt, einen jungen Menſchen mit, der Tracht und der Sprache nach ein Auswärtiger, welcher zu unſrer aller Verwundrung von dem alten Herrn ſo gaſtfreundlich wie ſonſt keiner aufgenommen wird. Der Jüngling war ſchön und adlig von Geſicht und

Mienen, doch schien er zu kranken. Der alte Doktor stellte ihn bald glücklich wieder her, aber niemand schien an seine Abreise zu denken. Seine große Höflichkeit, und seine geistreiche Unterhaltung machte ihn uns allen, am meisten aber unsrer jungen Gebieterin, welche damals eben ihr achtzehntes Jahr antrat, sehr angenehm.

Eine sehr merkliche Schwermuth war über sein ganzes Aeußeres verbreitet, eine Schwermuth, über deren Ursach wir vergeblich nachsannen, da uns sogar die Herkunft des Fremden ein Geheimniß war.

Die tägliche Gelegenheit des Sehens und Sprechens brachte in meiner Herrin Gemüth die aufkeimende Liebe bald zur Reife. Sie war uns fast allen nicht mehr unbekannt, denn ihre große Unerfahrenheit konnte bey der Heftigkeit, die ihrem Charakter eigen ist, die mächtige Leidenschaft nur schlecht verheimlichen. Jener schien dagegen, so weit wir es beurthei-

len können, kalt und ziemlich ungerührt zu bleiben.

So zurückgezogen unser alter Herr lebte, so vielen Einfluß hatte er in den großen Begebenheiten unsers Staats. Durch ihn vornehmlich mag es dem jungen Menschen, der sich Fernando nannte, gelungen seyn, daß er bald aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, und zu einigen wichtigen Aemtern befördert wurde. Er war nun seltner in unserm Hauße, das er jedoch, so oft es seine Geschäfte erlaubten, besuchte. Um jene Zeit fieng der alte Oheim an zu kränkeln, und trotz dem unermüdeten Eifer seines alten Freundes, des Doktors, starb er nach einigen sich hingebrachten Monaten.

Cornelia war nun auf einmal selbst Herrin und frey, aber derjenige, um deßentwillen sie allein Freyheit wünschte, und Vermögen, Stand, Schönheit, und alle andre Geschenke des Schicksals hochachtete, war von Stund an verschwunden.

In Rom lebte Fernando in seinen täglichen Geschäften vergraben, und schien nur dem bürgerlichen Ruhm, nur dem Amte, das ihm übertragen war, zu leben.

Kaum waren die ersten Wochen der Trauer vorbey, als Cornelia in ihrem ganzen Hauß eine neue, große Veränderung hervorbrachte. Munter und jugendlich wurde alles um sie her, nur der alte Doktor, der uns, Gott verzeihs ihm, immer nicht vom Halse gehen will, und uns seitdem manchen argen Streich gespielt hat, war wie eine alte Möbel von dem vorigen Hausstand noch übrig. Die Leidenschaft des schönen Fräulein blieb indeß noch immer dieselbe, und da sie nun Freyheit genug hatte, zu thun was sie wollte, war sie bald mehr in Rom als auf dem Landgut, und überall, wo es sich mit Schicklichkeit thun ließ, verfolgte sie den Fernando wie ein ferner Schatten. Aber dieser war und blieb ungerührt.

Vergebens sammleten sich auch die jungen römischen Edelleute voll Verlangen um die

reizende Cornelia, ſie war nun einmal von dem jungen Ausländer eingenommen.

Dieſes alles mochte ohngefähr zehn Monate und etwas darüber gedauert haben, als, eben da wir uns wieder außer Rom befanden, die Nachricht zu Cornelien kam: Fernando habe ein fremdes Frauenzimmer bey ſich, welche, wie es heiße, ſeine Gattin ſey. Welche wüthende Ausbrüche von Eiferſucht und Liebe habe ich damals bey Cornelien geſehen! Und wenn ſie Arioſto ſänge, er würde ſchwerlich die Höhe dieſer Leidenſchaft ganz erreichen. Sie ſann auf Rache, machte grauſame Pläne, die aber niemals ausgeführt wurden, und was noch von ihrer heftigen Leidenſchaft würde bewirkt worden ſeyn, das vereitelte der alte Doktor, der uns ſtets auf der Spur war.

So hat ſie es einige Jahre getrieben, mit einer Leidenſchaft, die, wenn ſie glücklich geweſen wäre, ſchwerlich ſo lange ſich in Athem erhalten hätte, ja ich glaube, daß ſie noch

heute an der Befriedigung verlöschen würde, so heftig sie scheinen mag.

Endlich wird sie seit einer Woche etwa von einer großen Angst geplagt, die ihr durch ihre langen Leiden nach und nach gekommen ist. Es überfällt sie, wie fast Lähmung, und ihre Schmerzen sind groß. Zum Glück ist der alte Doktor abwesend, deßen Händen sie sich ohnedem schwerlich gern überlaßen möchte. Könnt ihr unsrer Gebieterin helfen, so wird man es euch sehr Dank wißen, und wer weiß, wo es euch nützen kann. Wir haben euch, da wir ihre genausten Vertrauten sind, gern alles eröffnet, wenn es euch vielleicht über die Krankheit der guten Donna nähere Aufschlüße gäbe.

So erzählten die schwazhaften Mädchen alles, was sie sie wußten, dem eben aufgefundnen Fremden.

Achtes Capitel.

Während der Erzählung waren sie dem Landgut näher gekommen, und von weitem zeigten ihm die Mädchen das Thal, aus dem man seine Giebel schon hervorragen sah. Nur der Wald hinderte die Aussicht nach der Stadt, die von hier aus nicht mehr weit entfernt liegen konnte. Sie waren in das Thal hinabgekommen, als der Abend nahe war, und die Glocken der nahen Klöster die Gegend zur Ruhe einluden. Vor dem Landgut war ein prächtiger Lustwald, im schönsten Geschmack angelegt. Während die Reisenden auf ihre abentheuerliche Weise durch die Gänge kamen, gaben die beyden Mädchen dem jungen Fremdling noch manchen guten Rath, wie er

sich anschicken müße, um ihrer kranken Gebieterin nach Wunsche zu gefallen, vor allem bereiteten sie ihn auf eine ältliche Dame vor, die er vielleicht hier finden könnte, und die sie die Doktorin aus Pavia nannten, eine hochgelehrte Dame, bey der er sich vorzüglich einschmeicheln müße, wenn er der Gebieterin — welche sie sehr hoch schätze — Gunst erlangen wolle.

So waren sie vor dem Thor des Gebäudes angekommen, das wahrscheinlich noch durch den alten Oheim so wunderbar aufgestuzt war. In seinem Hof stunden einige alte Eichen, um deren Stamm unten mehrere Sitze gebaut waren. Die Diener, ein lustiges, muntres Volk, saßen dort versammlet, und empfiengen die beyden Mädchen voller Freude.

Endlich, riefen sie, kommt ihr, die eure Gebieterin, während sie oft fast mit dem Tode zu ringen schien, mit großer Angst erwartet hat, wollte doch der Himmel, daß ihr den geschicktesten Doktor aus dem ganzen Kir-

chenstaat mit euch brächtet, nur daß er kein Römer sey!

Wir bringen hier einen mit, riefen die Mädchen, der kein Römer ist, und der an Geschicke, an Weisheit und Kenntnißen wohl wenige seines Gleichen hat. Er wird die Herrin in einer Woche wieder herstellen.

Das gebe Gott! sprachen die Diener, indem sie den Fremden freundschaftlich empfiengen, den sie sogleich ins Hauß führten. Cornelia erwartete die Doktorin aus Pavia, der alte Arzt sollte der Rechnung nach auch eintreffen, und der dritte Doktor war eben schon eingetroffen. In der That, sprachen die Mädchen, wir werden heute das ganze Hauß voller Arzneygelahrtheit bekommen.

Die Begleiterinnen des Romanus eilten, um der Gebieterin von dem, was sie so zur gelegenen Zeit gefunden hatten, Bericht zu bringen, und ihr im Voraus den neuen Gast so vortheilhaft als möglich zu schildern, der ihnen gleich in den ersten Stunden so wohl

gefallen hatte. Romanus hatte indeß einige ärztliche Vorbereitungen getroffen, die ihm nöthig schienen. Die schöne Cornelia ließ ihn endlich zu sich rufen.

Er fand sie in einem sparsam erleuchteten Zimmer auf dem Ruhebett, und neben ihr saßen einige ihrer Dienerinnen, von welchen die eine bestimmt schien, ihr in etwas ruhigeren Stunden aus einigen guten Büchern vorzulesen, die andern zu spielen und zu singen. Romanus erstaunte beym ersten Blick sehr über ihre ungemeine Schönheit.

Cornelia schien den jungen Doktor genau zu mustern, und wenn es ihren Mienen nachgieng, so war sie mit der Wahl ihrer Dienerinnen nicht unzufrieden.

Nachdem sich der Arzt bey ihr niedergelassen hatte, erzählte sie die Hauptumstände ihrer Krankheit, welche in heftigen Krämpfen zu bestehen schienen, die nur bisweilen sie mit ungemeiner Macht überfielen. Sie schien

eben jezt ganz ruhig, und wenig um ihre Krankheit bange.

Romanus verordnete sogleich, so gut es sich noch heute hier auf dem Landgut thun ließ, die schicklichsten Mittel, und wünschte ihr gute Ruhe. Diese genoß sie auch heute endlich, seit vielen Nächten zum erstenmal. Ob dies gleich nicht ganz auf Rechnung der Geschicklichkeit des jungen Arztes zu schreiben war, so brachte es ihn doch bey dem Fräulein und ihrem ganzen Hauße in nicht geringen Ruf.

Am andern Morgen war sie kaum erwacht, als sie den neuen Gast zu sich bitten ließ. Sie schien sehr voller offenherzigen Vertrauens, und erzählte selbst, daß ihre Krankheit mehr im Gemüth, als im Cörper ihren Ursprung habe. Doch schien sie ziemlich getröstet. Man erzählte, daß der alte Doktor heute Nacht wieder mit vielen Kräutern beladen hereingekommen sey, aber schon am frühen Morgen das Hauß

wieder verlaßen habe. Vielleicht, sagte das eine der Mädchen, die den Romanus hereingeführt hatten, ist ihm der neue Arzt, den wir mitgebracht haben, eine unwillkommne Erscheinung, er sieht wohl mit großem Neid, daß ein Fremder ihm hier zuvorkomme.

Neuntes Capitel.

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß dem Romanus mehr begegnete, als daß ihm mit vielem Zutrauen des Fräuleins Klagen anvertraut, seine Arzneyen genommen, und ihre gute Wirkung gelobt wurde.

In der Nähe des großen Roms erwachten seine Träume, seine Wünsche lebendiger als je, er sah sich schon mitten in Asien, oder nahe an der Riesenblüthe der Erde, an dem Mondgebürge, bald träumte er sich, wie er vollendet, und durch den immerwährenden Umgang mit dem großen Genius der Erde verherrlicht, zurückkehrte, um vielleicht seinen Zeitgenossen und seinem Vaterlande ein Heros zu werden.

Bald sah er sich als Märtyrer unter den wilden Negern, vielleicht verwundet und gefangen. Einige Geräthschaften oder Kleidungsstücke des unglücklichen kämen an die Küste, die Sage verbreitete sich im Vaterlande, er sey ermordet, und plözlich käme er herrlich zurück. Aber stürbe er auch, so würde doch Mathildis um ihn weinen, der große Helmont, und viele der besten Zeitgenossen ihn beklagen, und sein Andenken würde in ihnen immerwährend seyn. Bald sah er sich wie einen Heilbringenden Halbgott, unter den armen unwissenden Wilden erscheinen, denen seine Reise vielleicht der Anfang einer neuen, Künstereicheren Epoche werden könnte, er träumte sich, wie er ihre Kriege und Feindschaften schlichten, und weisen Frieden unter ihnen stiften, wie er ihnen schmieden, zimmern, und das Land bauen lehren wolle. Irgend ein König oder Fürst der Wilden wurde sein Freund, und durch seinen Rath mächtig und verehrt, wurde er ein weiser Erhalter alles des Guten, was

durch den Fremden ihnen war geschenkt worden.

So baute sich Romanus in der heitern blauen Luft seiner Wünsche, Schlösser und große Thaten, und schien von der leichten Verwirklichung derselben lebendig überzeugt.

Seine schönsten Stunden hatte er in dem Walde verträumt, der das ganze Thal, worin das Landgut liegt, längst dem herrlichen Ufer der Tiber bedeckt.

Von Rom unweit, nach Norden von der Stadt, liegt ein hoher, felsigter Hügel, der von ferne schwarz, wie dunkler Marmor erscheint. Er ist durchaus von schwärzlichem Gestein, und von der einen Seite unbewachsen. Die andre trägt Oelbäume und andre fruchtbare Pflanzen. Unter dem wie abgebrochnen Abhang der einen Seite geht die Tiber, welche dort mit hohen Felsenstücken kämpft, und versucht den steinernen Fuß des Hügels zu zerbrechen. Oben auf dem höchsten Gipfel des Felsen steht eine alte Capelle, aus den

ersten Jahrhunderten der Christen. Es sind steinerne Bilder darinnen, welche, ob sie gleich mit jenen Statüen der alten künstlichsten Zeit nicht anders zu vergleichen sind, als ein kleines Dorf mit der Stadt des Kaysers, doch zeigen, daß sie von römischen Händen gemacht sind. Die Stufen der kleinen Kirche, und sogar die Gestelle, worauf die christlichen Bilder stehen, sind mit marmornen Gliedern der heidnischen Götterbilder erbaut.

Von diesem kleinen Tempel aus, kann man die ganze Stadt der sieben Hügel, — von dort etwa eine halbe Meile entfernt — übersehen, nebst der ganzen umliegenden Gegend.

Dorthin führte den Romanus die Sehnsucht öfters, da sah er die Sonne auf- und niedergehn, und die Gestirne der Nacht heraufkommen.

Hinauf nach der Capelle kamen oft, besonders an gewissen Tagen, fromme Christen, die dort ihre stille Andacht verrichteten, denn die Capelle war der Mutter Gottes heilig,

und allenthalben ſehr berühmt. Dort hinauf war der Jüngling auch an einem Abend gekommen, um ſeiner lieben Träume, und des ſtillen ernſten Nachſinnens, und der frommen Andacht da zu warten. Da fand er in der Capelle einen Greiß, ehrwürdig von Geberden und Mienen, knieend.

Der Alte erhob ſich, als jener ſich näherte, und mit mildem Lächeln begrüßte er ihn, und nannte ihn bey ſeinem Nahmen. Romanus, verwundert hier einen zu treffen, der ihn kenne, ohne daß er ihn je geſehen hätte, erwiederte ſeinen Gruß.

Du wirſt mich von Geſicht nicht kennen, ſagte der Alte, ob du gleich ſonſt von mir weißt, ich bin der graue Doctor aus dem Landgut, worin du dich jezt aufhältſt, die Mädchen werden dir dort von mir erzählt haben.

Romanus wunderte ſich, in dem alten Doctor, den ihm die jungen Damen ſo hart, und

fast gehäßig geschildert hatten, einen so milden, freundlichen Greiß zu finden.

Er hätte, erzählte der Greiß Ambrosius, ihn schon eher gesehen, wenn er nicht noch eine wichtige Reise an die Küste vorgehabt hätte, von welcher er erst heute zurückkäme. Die Donna, hatte er gehört, sey in guten Händen.

Sie kamen noch vor Einbruch der Nacht im Landgut wieder an, Ambrosius führte seinen jungen Gast mit sich in seine Zimmer. Er fand sie voller Kräuter und Thiere, und künstlich waren die Kräuter nicht zwischen Papiere eingequetscht und zerdrückt, sondern aufgestellt, und so gut erhalten, daß man noch alle Farben daran erkennen konnte. Der übrige Raum war mit Steinen und Pflanzen ausgefüllt, und zwar waren Steine, und Thiere, und Pflanzen so vertheilt, daß nach gewißem hypothetischem Gesetz gewiße Pflanzengattungen bey gewißen Steinarten, und nebenbey den besondere Thierarten gestellt waren.

Diese besonders bequeme Einrichtung meiner Zimmer, sagte der Alte, hat mich auch bewogen, meine alte Wohnung hier nicht zu verlaßen, welche eigentlich von Rechts wegen meine gehört, und so wie sie steht, von mir, neben dem Gebäude meines alten Freundes aufgebauet worden ist, der Verstorbene hat sie beyde mit einer Mauer umgeben — Ich mochte sie nicht verlaßen, ob ich gleich nach dem Tode des alten Gutbesitzers manche Ursach dazu hatte. Wenn ich todt bin, mag mit meinen Zimmern geschehen, was der Zufall will, wenn ich nur, so lange ich lebe, meine gesammelten Naturschätze genießen darf.

Der Alte packte bey diesen Worten das Bündel aus, das er von der Reise mitgebracht hatte, und es zeigte sich, daß es ganz mit seltnen Muscheln und Steinen erfüllt war, die er zu gewißen Zeiten von fernen africanischen Schiffern einhandelte.

Er ordnete sie sogleich mit vieler Genauig-

keit, und schien sich während deß, wenig um seinen Gast zu bekümmern.

Dieser betrachtete indeß mit vieler Aufmerksamkeit eine Menge von Landcharten, welche an den Wänden herum hingen. Die meisten schienen gezeichnet, und auf diesen waren mit einer ungemeinen Genauigkeit die Gebürgsketten ihrem Zusammenhang und ihrem Verlauf nach gezeichnet. Besonders die von Asien schienen mit großem Fleiß angemerkt. Er erkundigte sich bey dem Alten nach dem Meister, der diese Charten gezeichnet habe, und dieser erzählte, daß er sie selbst in jüngeren Jahren mit großem Fleiß und aller Genauigkeit ausgearbeitet hätte.

So wart ihr in Asien, und habt euch wahrscheinlich sehr lange dort aufgehalten, weil ihr so sehr genau Bescheid wißt?

Ich war nie dort, sagte der Alte, und ich bin nie weiter, als durch alle Theile von Italien und in die Schweiz gekommen, aber alles das, was ich zusammen stellte, ist das Resul-

rat eines langen und oft mühseligen Forschens. Aus den vielen Erzählungen der Reisenden und Schiffer hatte ich mir genau alles angemerkt, was mich über mein Lieblingsstudium weiter belehren konnte. Ich war so begierig, dergleichen Erzählungen zu hören, daß ich oft viele Tagereisen weit ging, um nur einen Fremden, von dem ich Aufschlüsse hoffte, zu sprechen, oft, — wenn es Handelsleute waren, die sich um das Innere der Länder nicht bekümmert hatten, — wußte ich ihnen mehr von den Ländern zu sagen, wo sie herkamen, als ihnen selber bekannt war, oft wurde ich auch durch falsche Berichte irre geführt, bis ich endlich aus vielen Beschreibungen und Erzählungen doch einiges Sichere herausbrachte. Ich brannte vor Begierde, so lange ich jung war, jene herrlichen Länder selber zu besuchen, mich selbst von allen mit eignen Augen zu überzeugen, und meine ungeheure Sehnsucht und Wißbegierde in der Quelle selbst zu stillen, aber der verschlungene Lauf meiner sonderbaren Schicksale,

der mich fast nichts ausführen ließ, was ich noch so heiß wünschte, hat mich auch daran gehindert, so lange bis ich alt, und zu solchem Unternehmen untauglich geworden bin. Freylich schien mirs nicht bey der Wiege gesungen, daß ich an demselben Orte, wo ich gebohren ward, meine schönste, kräftigste Jugend verträumen, und mein Alter, daselbst — ohne nur den rechten Anfang zu dem Werke gemacht zu haben, das in früheren Jahren für mich bestimmt schien — dem Verlöschen sollte zueilen sehen. Wohl dem, der jung ist, und in der Jugend bey recht guter Zeit frisch, und ohne Zaudern, nach dem greift, was ihm der innere Trieb anweist.

Der Alte schwieg, mit einem tiefen Seufzer, und der Jüngling, dessen eigne Wünsche, dessen Hofnungen, die nun der Erfüllung nicht mehr fern schienen, durch das Gespräch wach geworden waren, pries sich glücklich, daß er jung, und voller guter Kräfte sey, das Glück

wird ihm nicht mangeln, und Hinderniſſen glaubt er, nachdem er ſich von ſo großem Gut muthig losgeriſſen, nicht mehr zu begegnen. Er ergreift des Alten Rechte, und ſpricht gerührt:

Siehe hier den Jüngling, der das auszuführen hofft, was du zu enden dachteſt, auszuführen — ſo weit dieſes einem einzelnen vergönnt iſt — oder über dem muthigen Unternehmen unter zu gehen. —

Er erzählte nun, wie und was ihm ſeit vielen Jahren im Sinne liege, und wie heiß er wünſche die Zeit ſey ſchon gekommen, wo er die gelobten Länder beſuchen könne. Während er ſprach, wurde ſeine Sehnſucht ſo groß und lebendig, daß er ſich ſelber nicht mehr Einhalt thun konnte, alles was der Mönch von Zweifeln in ihm erregt hatte, war von dieſer heftigen Glut wieder vernichtet worden, und kein neuer Einwurf, kein Aufenthalt, kein Verluſt noch Gewinn konnte ihn nun länger

zurückhalten, ganz und ungetheilt gehörte er nun seiner großen Bestimmung an.

Der Greis wurde durch des Jünglings Erzählung selber wieder jugendlich warm, und alle die, ach leider vergeblichen Bestrebungen, die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen seiner besten Jahre, trug er väterlich und freundlich auf den jüngern Freund über.

Nicht umsonst, sagte er, nicht ganz unnütz soll dir dieses unser Zusammentreffen gewesen seyn. Mein ganzes Leben war nichts, als ein unaufhörliches Vorbereiten und Ausbilden aller der Kräfte und Weltansichten, — die mir möglich wurden — zu eben der Bestimmung, der du nun mit jungen muntern Kräften, aber vielleicht unvorbereiteter als ich entgegen gehest. Nimm hin, was ich mühsam, und oft vielleicht mit saurem Schweiß erworben habe, nimm hin den Schatz, der dir zu jenen noch unbetretenen heiligen Ländern Führer und Schlüssel seyn wird. Laß uns so unsere Kräfte mit einander

vereinigen, laß, o Gott gebe daß es geschieht, meine eignen Wünsche durch dich erfüllt werden, und so meine beste Zeit, meine Mühe, nicht verlohren seyn. Ich gönne dirs gern, daß du das mir nur verheißene Land betretest, an dessen Eingange ich, von dem strengen Finger des Schicksals angerührt, sterben muß, habe ich dich doch erst zu den heiligen Pforten geführt.

So hatte denn Romanus auf einmal so unerwartet einen uneigennützigen Freund getroffen, der ihm so vieles, was ihm noch mangelte, ersetzen, so vieles, das er erst ahndete, in helles Licht stellen, und was ihm räthselhaft und dunkel war, aufhellen konnte.

Die beyden Freunde versprachen sich einander, so lange der Jüngling hier bliebe — und er beschloß nun um des Ambrosius willen sich länger hier zu verweilen — einander täglich zu sehen und zu sprechen. Wie begierig sehnte sich der Jüngling des Alten treuer Schüler zu

werden, und jenem schien es nicht minder wünschenswerth, sein gesammeltes Gut so sichern Händen zum Erbtheil zu übergeben. Für heute aber war es Zeit, aus einander zu gehen.

Zehntes Capitel.

Im Gute der Donna war indeß eine große Veränderung vorgegangen. Als Romanus am andern Morgen bey seiner schönen Wirthin wie gewöhnlich vorgelassen wurde, fand er sie außer Bett. Sie kam ihm dankbar und mit einer Wärme, die weit mehr als bloße Höflichkeit schien, entgegen. Dieß hier, sagte sie zu einer Dame welche in der Nähe saß, ist mein Retter, ohne seinen Verstand würde ich jetzt nicht herum gehen, ja ohne seine Hülfe würde ich vielleicht nicht mehr das Licht des Tages sehen können.

Der junge Doktor, so viel der Dank der Donna ihm schmeicheln konnte, war betreten,

denn ihm war bewußt, wie wenig seine Mittel, und wie viel das gute Glück, und wahrscheinlich das günstige Vertrauen bey der ganzen Genesung gewirkt hatten. Er hatte nun erst die fremde Dame bemerkt, die man ihm als eine Freundin des Hauses, eine gelehrte Doktorin von Pavia vorstellte.

Die hochgelehrte Dame freute sich, nachdem sie dem Romanus einiges gesagt hatte, gar sehr, einen Schüler des großen Arztes, des berühmten van Helmont vor sich zu sehen. Sie gab bald einige Beweise ihrer Gelehrsamkeit, und erzählte, wie sie schon im neunzehnten Jahre den Doktorhut erlangt, und bald darauf den Lehrstuhl zu Pavia bestiegen habe. Romanus, dem diese Würde an seinen Landsmänninnen etwas fremdes war, freute sich, eine so seltsame Halbfrau kennen zu lernen.

Die Doktorin war schon seit gestern Abends bey ihrer Freundin eingetroffen, das Getümmel, und der Auflauf, der unter den Bewoh-

nern des Guts bey ihrer Ankunft entstund, war von ihm in dem interessanten Gespräch mit dem Ambrosius überhört worden. So war nun das Gut nach der Prophezeihung der Mädchen mit drey ärztlichen Wesen versehen, von denen jedes in seiner Art gelehrt war.

Die Doktorin lenkte bald das Gespräch auf den alten Ambrosius. Sie rühmte seine großen Talente und reichen Kenntnisse, und bedauerte daß der wunderliche Mann halb aus Eigensinne sich seiner Kunst fast ganz entzogen habe.

Wie kömmt es, fragte Romanus, halb zu der Donna gewendet, daß ich jetzt das erste Wort zum Lobe dieses würdigen Greises vernehme? Man scheint hier eben nicht ganz seine Verdienste zu würdigen.

Wir sind alle, (sprach die Donna, welche fühlte, daß dieser Vorwurf vorzüglich gegen sie gerichtet war,) von dem großen Talent des Greißes vollkommen überzeugt, und zweifeln

auch nicht an seinem ärztlichen Verdienste, aber in andrer Hinsicht haben wir gar viele Ursache ihm zu mißtrauen, ja ihn zu hassen, und es würden Stunden und Tage nicht zureichen, um alles zu erzählen, was seine unmäßige Strenge mir, und denen die um mich sind, Leides zugefügt hat. So sanft er sonst seyn mag, so jähzornig und unerbittlich ist er in gewissen Fällen, und beyde stehen wir durch ungünstige Zufälle fast ganz in seiner Gewalt.

Die Dienerinnen der Cornelia schienen durch Seufzen die Klagen ihrer Gebieterin zu bestätigen, und der Jüngling hörte ungern den theuern Freund seiner Ueberzeugung nach so falsch, oder um so geringer Ursachen willen, verklagen.

Da das Wetter schön, und die Luft mild und Frühlingslau war, beschlossen sie alle in dem schönen Thal im Schatten des Waldes ein wenig herumzuwandeln. Romanus, der gern wieder bey seinem nunmehrigen Lehrer

geweſen wäre, ſahe ſich ungern genöthigt, an dem Luſtgange Theil zu nehmen.

Sie waren kaum vor das Thor des Gutes gekommen, und hatten etliche hundert Schritt in den breiten Gängen, welche das Gebäude umgeben, zurückgelegt, als ſie durch die Gebüſche den Schall vieler Hörner und Pfeifen, eben nicht in lieblicher Melodie, hörten. Der Weg, den ſie eingeſchlagen hatten, war bald von allen Seiten mit dergleichen gellenden Tönen umringt, und ein ſehr geſundes Ohr hätte hier dem Todte nicht entrinnen können. Wäre es den Tönen hinter ihm entgangen, ſo hätten es die vornen, oder zu beyden Seiten erſchlagen. In dergleichen Fällen iſt es das beſte, ruhig ſtehen zu bleiben, und den Feind — da man hier ſchwerlich ans Durchſchlagen denken konnte — mit gelaßenem Muthe in der Nähe zu erwarten. Die Donna und ihre Begleiter wollten ſich etwas ſagen, vielleicht eine Vermuthung äußern, wer an dieſer grauſamen Belagerung Urſach wäre, aber

jeder ſahe den andern nur den Mund bewegen, zu dem Ohr ließen die mächtigen feindlichen Töne, welche jede Sylbe noch an den Lippen erlegten, und die davor gehaltenen Hände, kein Wort gelangen, nur durch Augen und Mienen blieb den Belagerten die Communication frey.

Nachdem die wilden Töne ſie noch einige Zeit lang beſtürmt hatten, zeigten ſich endlich die Muſicanten auch dem Auge. Eine Heerde ſehr abentheuerlich gekleideter Männer, an deren Spitze ein junger Menſch ſtund, der unter allen das mürriſchſte Aeußere hatte.

„Da iſt der ungezogene Marqueſe Sebaſtiano wieder, ſagte die Donna unwillig zu ihren Begleitern, in der That der unleidlichſte Gaſt unter allen, die ich kenne.“

Der Marqueſe näherte ſich hierauf, und entſchuldigte dieſe Serenade, die er ihr zu Ehren veranſtaltet hätte. Als ſie noch ſprachen, umzog ſich der Himmel immer mehr mit Wolken,

ein heftiger Regen drohte, und es schien fast da die Luft vor der Musik völlig heiter war, als hätten die bösen Töne das grausame Wetter herbey geführt. Der Regen nöthigte die Gesellschaft in das Gebäude hinein zu gehen, wo man zum großen Leidwesen der Donna die zwey großen Hofhunde von der Musik getödtet fand, weil sie nicht die Klugheit gehabt hatten, sich die Ohren zuzuhalten, von den schönen Wänden war der Kalk durch die Töne herunter geschlagen, und die Fenstierscheiben, welche in der Richtung nach dem Garten standen, waren alle zersplittert.

Der Marquese war, wie sich aus dem Gespräch ergab, ein ziemlich naher Verwandter des Fräuleins, der bey sonst vielen Tugenden den Sonderling spielte, und von mehreren die ihn kannten, des Verstandes beraubt gehalten wurde. Er zeigte im Gespräch viele Neigung, Unwahrheiten, und ziemlich deutliche Prahlereyen zu sagen, welche ihm das Fräulein selten ungestraft vorbey ließ.

Er erzählte unter andern von einem neuen Freunde, Nahmens Antonio, aus Deutschland, der seit einigen Monaten unaufhörlich mit ihm gewesen sey, und mit welchem gemeinschaftlich er viele Abentheuer bestanden habe.

Obgleich der Marquese von mehreren Monaten redete, da Antonio erst seit einigen Tagen in Rom seyn konnte, wurde es dem Romanus doch der ganzen Beschreibung und Erzählung nach, bald deutlich genug, daß der, von welchem man sprach, kein anderer als sein Jugendfreund seyn könnte. Er erkundigte sich genauer bey dem Marquese, und es ward ihm nun völlige Gewißheit. Er erfuhr zugleich von dem Fremden, daß sein Freund seit zweyen Tagen nach Sicilien abgereist sey, wohin er jemand, der ihm sehr interessant sey, nachfolge.

So wenig sonst dem Erzähler zu glauben war, so konnte doch dem Anschein nach auf diesen Bericht kein Argwohn fallen, da alle Um-

ſtände ſo genau zuſammen trafen, und der Marqueſe genauere Kenntniſſe von der Urſache, die den Antonio zur Reiſe bewog, zu haben ſchien. Er war deshalb geſonnen, den verlohrnen Freund vor der Hand nicht weiter aufzuſuchen.

Eilftes Capitel.

Da die Damen durch den neuen Besuch, der ihnen übrigens nicht eben sonderlich angenehm schien, genug beschäftigt waren, fand Romanus eine günstige Gelegenheit, sich zu seinem alten würdigen Freund zu begeben. Er fand ihn mit Zubereitung einiger frischen Pflanzen beschäftigt, auf dem Tisch lagen einige Thiercörper, welche der Alte, den Vorbereitungen nach, die überall gemacht waren, zergliedern wollte. Er begrüßte den Jüngling mit vieler Freude, und bat ihn, sich indeß in seinen Zimmern mit seinen Schätzen zu unterhalten,

ſo viel er könnte, bis ſeine Pflanzen aufgeſtellt wären.

„Romanus wurde am meiſten zu den Landcharten hingezogen, die er ſo genau und ſo vortrefflich noch nie geſehen hatte. Deutlicher als je erſchienen ihm die Gegenden und Länder, die er zu bereiſen hoffte, mit ihren Strömen und Gebirgen. Jeder See und jeder große Wald, die Wüſten und bebauten Strecken waren in den bekannteren Ländern bezeichnet, und andre weniger beſuchte und bekannte Gegenden hatte der Alte, wie es ſchien, nach eignem Gutachten an mehreren Stellen ausgezeichnet. Africa aber war meiſt nach den Beſchreibungen der alten griechiſchen Schriftſteller behandelt.

Noch einmal bewunderte er die ungemeine Sorgfalt, mit welcher die Gebirgsketten überall angegeben waren, und je länger er ſie betrachtete, um deſto mehr ſchien ihm dies

alles aus einer höhern Absicht so an einander gestellt zu seyn.

Der Alte trat eben wieder zu ihm, diesen fragte er endlich um die genauere Bedeutung dieser sorgfältigen Zeichnungen. Du berührst, sprach dieser, den Gegenstand, über welchen ich allezeit am liebsten spreche, ja der mir unter allen andern der würdigste schien, ihm mein ganzes Leben, meine besten Kräfte zu schenken, aber nicht ohne Schmerzen, nicht ohne tiefen Gram kann ich dir die zerbrochnen Grundsäulen zeigen, auf welche ich mein Gebäude aufzuführen dachte, nun aber läßt mir das Alter nur die Erinnrung.

Laß mich zuerst aus den Bruchstücken ein Bruchstück wählen, vielleicht daß ich dir später in ruhigen Stunden auch von den übrigen einiges mittheilen kann. Du siehst leicht, mit welcher Sorgfalt ich überall die Gebirgsketten von ihrem Ursprung bis zu ihren fernsten Enden verfolgt habe, und du ahndetest

richtig, daß ich es nicht bloß aus der Absicht der gewöhnlichen Geographen nur um zu zeichnen und zu messen that. Wer die Erde, und alle ihre Schöpfungen, wer die Verbindung und den Zusammenhang der Lebendigen verstehen will, der muß zuerst die Gebirge betrachten.

Die Erde geht aus ihrer ewigen Einheit, welche nichts begehren, nichts erkennen kann, in die Vielheit wie in ihre Glieder aus, und die ersten lebendigen Organe die ihr entsprossen, sind die Urgebirge, ihrem Wesen nach Riesenhaft sprossende Pflanzen.

Diese sind überall und allenthalben die Erde selber, die vielfach sich wiedergebährende Erde, in ihnen und aus ihnen aber wachsen die feineren Glieder des Weltkörpers, welche man seine Sinnen nennen könnte, die verschiedenen Lüfte und das Waßer, durch welche allein die Erde die Welten außer ihr erkennt, durch welche ihr himmlischer Gatte, die Sonne,

auf sie zu wirken, und die neuen vollkommneren Geburten in ihr zu erzeugen vermag.

Ich nannte vorhin die Urgebirge als die vorzüglicheren und mächtigsten Geschlechter der Pflanzenwelt. Sie sind der Mutterschooß, aus welchem alles gebohren, in welchem alles empfangen wurde, was die Erde lebendig aus sich hervorgehen ließ. Die Vielfältigkeit, in welcher sich die Erde wiedergebiehrt, geht von den Urgebirgen weiter aus, die Erde sieht sich abermals in der Vegetation der Kräuter, Blumen und Bäume, welche wir, so wie die Gebirge riesenhafte Pflanzen, hinwiederum kleinere Gebirge nennen können, in einer neuen Form auftreten, und mit neuen Organen empfängt sie die befruchtenden Strahlen der Sonne.

„O Wunder der allmächtigen Liebe," fängt ein alter Dichter des Morgenlands einen seiner Gesänge an, „o Wunder der ewigen Liebe Gottes, die Welt war Eins, aber durch Dich

iſt ſie in das Zwey gegangen!" So ſcheidet ſich nach ewigem Geſetz das Eine und ſich ſelber Gleiche in die verſchiedenen Pole, damit ſie nicht mehr einer dem andern, ſondern einem Höhern liebend anhangen. Sie ſcheiden ſich, wenn die höhere Liebe ſie anblickt. Nicht wie ein Einzelnes, nicht in einem einzigen Punkt will das Liebende das Geliebte umfangen, es theilt ſich, damit es mit vielen und mannigfachen Organen ihm anhange, und ſo erzeugt höhere Liebe die Individuen. So trennt das Waßer glühend Eiſen in ſeine beyden Pole, ſo erzeugt dieſe der Blitz. Auch am Turmalin gehen die Pole durchs Feuer hervor. Im Metall, das durch Feuer ſchmilzt, erwacht die Sehnſucht, ſich mit der Luft zu vereinen, darum ſtießt das Gleiche auseinander.

Das iſt das Geheimnißvolle Lied, das die Erde zur Ruhe und Zuſammenhang geſungen, das die Blumen hervorrief, und die Thiere.

Das Zwey hielt sich in der Erde noch umfangen, da ward in ihm die Liebe zur Sonne mächtig, und es mußte der höheren Liebe die geringere weichen, die Zwey giengen von einander, damit sie beyde der Göttlichen anhiengen. Wenn aber die Pole sich vollkommen geschieden, dann erwacht die Sehnsucht nach Vereinigung aufs neue. (Denn die Verschiedenheit der Pole drückt jene der Erde und Sonne aus)

Es vereinigt sich was geschieden war, und aus ihrer Verbindung geht ein Drittes hervor, in welchem — wie es von zweyen stammt — auch der Keim der Zweyheit ruht.

O allmächtige Liebe, wie vielfach ist dein Ausdruck, und wie verschiedenartig bezeichnen dich die Geschöpfe der Erde! Es nennen dich die Menschen und Thiere, ja auch die Bäume, und auch die Steine und Erden wißen von dir zu erzählen. —

Das Licht ist nur der höchste Ausdruck der Liebe bey den leblosen Dingen, es drückt

ſich die Vereinigung der Erde mit der Sonne als Licht aus, und wo ſich das Brennbare mit der Luft vereint, ſchauen wir Licht. Auf einer minder vollendeten Stuffe wird das Licht durch Waſſer bezeichnet, und wo in der finſtern Tiefe der Erde ſich die zwey Geſchiednen vereinigen, da drückt ſich die aufwachende Liebe durch Erſcheinung des Waſſers aus.

Der Schall iſt gleich der Freundſchaft des Gleichen zu dem Gleichen, er entſteht, wo Dinge einerley Geſchlechts ſich innig berühren, doch ſo wie Freundſchaft uns der Liebe fähig macht, ſo entſteht durch Reiben der gleichen Cörper die Sehnſucht (Wärme) und endlich geht die Liebe (Flamme) hervor. Der Klang iſt denen unterirdiſchen Dingen, und jenen die mit ihnen verwandt ſind, am reinſten und mächtigſten eingebohren, denn ſie ſind der Freundſchaft mehr fähig als der Liebe.

Die Ueberirdiſchen aber, und diejenigen welche in der Tiefe der Erde ſie vor-

ſtellen (als die entgegengeſezten Pole des Metalliſchen) ſind des Entflammens am fähigſten. Auch dieſe, — die Ueberirdiſchen — haben etwas, — das dem Tönen der Metalle entſpricht, die Electricität — ſo wie die Unterirdiſchen wiederum eine Art des Entflammens haben.

In den Cometen erzeugt die in der Liebe begriffne (der Sonne zugekehrte) Seite Waſſer, auch auf der Erde war einſt das, was nun Licht und Flamme iſt, durch Waßer ausgedrückt.

Die Unterirdiſchen ſind minder vollkommen in ihren Polen geſchieden, als die im Lichte wohnen, ſie die erſtgebohrnen Kinder der Erde, obgleich in ihnen die Keime aller Verſchiedenheit ruhen, ſind mehr eines Geſchlechts, einfältiger und mächtiger durchdringt ſie alle der eigenthümliche Geiſt der Erde. Dagegen die auf der Oberfläche wohnenden, gehorchen mehr der Macht der Geſtirne, und ſind durch das

allmächtige Licht mehr in ihre Entgegengesetzten, in Geschlechter geschieden. Die Kraft des Zusammenhängens in der Erde kämpft der Trennung, welche die Sonne in ihren Polen setzen will, durch die tägliche und jährliche Axenbewegung entgegen, ja alle Bewegung in den Lebendigen die auf Erden wohnen, ist ein Kampf gegen die Trennung der Pole.

In den vielfachen Geschlechtern der Pflanzen, ist die Kraft der Erde auch einfältiger, und ihre Pole sind minder geschieden. Die vielfachen Abtheilungen der Längengefäße in den Kräutern, sind Zeichen jener Macht der Erde, wodurch sie dem Scheiden der Pole entgegenstrebt. Je näher der Wurzel, je näher dem Boden, und dem Reiche der Nacht, desto häufiger sind jene Abtheilungen der Gefäße, die man als einzelne Magnete betrachten kann, desto öfter finden sich die Entgegengesetzten zusammen. Je weiter aber von der Wurzel ab, der Blüthe und dem Reiche des Lichts näher,

desto länger sind jene einzelnen Abtheilungen, — desto geschiedner die Pole.

In den Blättern gehen die verschiedenen Pole schon weiter aus einander, und ihre Trennung, wie sie erst von unten nach oben war, geschieht nunmehr nach beyden Seiten. In den Blättern sind schon beyde Geschlechter angedeutet, nur daß das Blatt männlich und weiblich zugleich ist. — Bey Tage nämlich — unter Einwirkung des Lichts, — ist das männliche Vermögen in ihnen wirksam, und dieß äußert sich als Erzeugung der Lebensluft, des Nachts das Weibliche, es erzeugt sich azotisches Gas — In einigen Blätterarten gelingt es der Macht des Lichts, die Pole vollkommner zu scheiden, ich meyne in den gefiederten. Was in andern Blättern durch Verästlung der Gefäße (Anastomose) bewirkt wird, das geschieht hier durch jene Bewegungen, welche man an einigen Pflanzenblättern (die gefiedert, oder rein nach beyden Seiten geschieden sind) bemerkt. Bey

Tage ſiegt in einigen die Macht des Lichts, welche die Pole von einander hält, des Nachts gewinnt die Macht der Erde die Oberhand, und hebt die Pole auf, indem die gefiederten Blätter ſich an einander ſchlagen. Bey einigen Blättern dieſer Art treten die Erſcheinungen der Reizbarkeit hervor, fremde irdiſche Berührung hebt gleich dem Dunkel die Trennung der Pole, wie einen Zauber auf.

In der Blüthe gehen dieſe am meiſten auseinander, die Geſchlechtsverſchiedenheit iſt von gleicher Art mit der, die oben in den Blättern die Trennung nach den Seiten ſchon andeutete. Das ewige Vermögen der Gleichſetzung hebt auch dieſe Verſchiedenheit auf, durch kürzeres oder längeres Zuſammenfallen der Geſchlechter, und durch Befruchtung.

Schlüßlich iſt in den Pflanzen die nach unten und oben gehende Polarität — die mehr irdiſche, minder vollkommne vorherrſchend. Erſt in den Thieren tritt die nach den Seiten gehende

mehr heraus, und ihnen ſind auch die Bewegungen eigen. Das Pflanzenreich hat blos die jährliche Bewegung — die des Vegetirens, das Thier die tägliche, der Irritabilitätserſcheinungen.

Auch die Urgebirgsketten, dieſe Rieſenpflanzen der Erde, gehorchen dem nämlichen Geſetz. Ihre Wurzeln ſind gegen Nord. Die Erde trägt zwey ſolcher Rieſenpflanzen, von verſchiednem Geſchlecht. Die eine derſelben — die Männliche, — treibt ihre Wurzeln im nördlichen Aſien und Europa, die Blüthen entfalten ſich in Südaſien und Africa. Auch bey dieſer ungeheuren Pflanze ſind wie bey den kleineren, die einzelnen Abtheilungen — einzelnen Magnete — ihres gewaltigen Verlaufs, — ich meyne die einzelnen Berge — kürzer und platter gedrückt. Auch bey ihnen zeigt ſich nach der Wurzel zu, die irdiſche Gewalt am mächtigſten, und die Gebirge laufen nahe am Pole, meiſt von Nord nach Süd, in gerader Richtung. Wo das Licht der allmächtigen

Sonne mehr Macht über dieſe Pflanze gewinnt, entfaltet ſie ihre erſten Blätter — Cotyledonen —, welche noch im nördlichen Aſien, zum Beyſpiel in der Statthalterſchaft Irkuzk, am Moga und Morcha Fluß ſtehen, hier gehen die Gebirge ſchon von Oſt nach Weſt. Weiter herab ſind die noch mehr oſtweſtwärts gehenden Gebirge, Altai, Hinkan und andere, ſchon größere Blätter, und die ſchönſten Blüthen fallen ins Innre von Afrika. Je näher der Blüthe, deſto ſteiler die Berge, (wie die einzelnen Magnete in den Kräutern länger und feiner werden) deſto mehr gehen ſie nach Oſt und Weſt — ſo in Südaſien und Africa.

Die andre Rieſenpflanze, — die Weibliche — wurzelt in Nordamerica. Ihre Organiſation iſt unvollkommener, wenig Blätter, unvollendetere Blüthen — die Gebirge laufen meiſt von Nord nach Süd.

Von welchem Einfluß dies auf die mehr oder minder vollkommne Organiſation der

Thiere und Pflanzen jener verschiednen Erdstriche sey, werde ich bald zeigen.

Auch in ihren Verrichtungen sind die Urgebirgsketten den andern, kleinern Pflanzen gleich, sie entwickeln an ihren Blättern Lebensluft, und zwar vorzüglich unter Einwirkung des Lichts, an ihren Blüthen aber azotisches Gas, daher die Todenwinde, der Samum, und andre in Africa.

In dem indifferentesten Elemente, im Wasser, beginnt der Proteus Erdgeist alle seine vielfältigen Verwandlungen und Wiedergeburten. Da zeigen sich auch jene Thiere, welche an den äußersten Gränzen des Thierreichs zu stehen scheinen. In ihren bald kugelartigen bald fadenartigen Gebilden strebt die Macht des Lichts Pole nach allen Richtungen zu sezzen. Der Polyp in seinem Darmcanal gleicht Nord und Süd, in seinen Armen Ost und West, (— in jenem Pflanze, in diesem

Thier —). Seine Bewegungen ſind nichts anders als ein entgegen Streben jener Trennung der Pole, und hier im Kleinſten ſind dieſelben Geſetze offenbar, welche ſich bey den Axenbewegungen der Erde offenbaren. Seine magnetiſche Polarität — die nordſüdliche, welche die der Erde eigenthümlichere iſt — hebt die andre auf, wenn ſie mächtiger wird, — den Raub zu erhaſchen ſchlagen ſeine Arme zuſammen.

Wie im Lichte alles, was verſchieden war, ſich in einem vereinigt, ſo wird im Hirn und Nervenſyſtem alle Verſchiedenheit der nach entgegengeſetzten Richtungen gehenden Organe aufgehoben. Und alle dieſe verſchiedenen Pole zeigen ſich dem Auge im Gehirn auch, ſeine beyden Hälften gleichen Oſt und Weſt, ſeine Abtheilungen in großes und kleines Hirn unterſcheiden ſich wie Nord und Süd. Aber der ſich durchkreuzende Lauf der Nerven und des Hirnmarks, hebt alle dieſe Polarität wieder

auf. Es ſind die Gewürme in welchen das Nervenſyſtem zuerſt erſcheint ohne Haupt, und Vorder- und Hintertheil ſind wenig unterſchieden. Dem Licht, wenn es ſich losgerungen hat, ſtellt ſich das Lichtloſe entgegen. So ſtellt ſich in vollkommneren Gewürmen das Hirn mit dem andern Cörper in Polarität, doch geſchieht dies, wie die vielen großen Nervenknoten zeigen, nur unvollkommen. Die Verwandlung der Inſecten iſt ein Uebergang zu vollkommnerer Polarität. In der Chryſalide nehmen die Nervenknoten ab, und wenn ſie der Finger Gottes anrührt, geht die Pſyche hervor. Ihre nach beyden Seiten ausgebreiteten Fittiche zeugen, welche Macht das Licht über ſie gewonnen, wie vollkommen ſie nach Oſt und Weſt geſchieden ſey. Die irdiſche Gewalt iſt geringer in ihr, als die Macht des Lichts, auch iſt die vollkommnere Polarität, die nach beyden Seiten, (die nach Oſt und Weſt) hier der der Länge nach gehenden, (der von Nord nach Süd), überwiegen. Pſyche gehört

der Erde nicht mehr an, und Zephyros trägt ſie empor. Hier zeigen ſich die beyden Geſchlechter zuerſt rein getrennt.

Proteus, der Erdgeiſt, beginnt nun die neue Verwandlung abermals im Waßer. Siehe wie Licht und Dunkel ſich zuerſt, einander gleich, auf einer niedrigern Stufe vereinigen, und Nerven und Muskeln ſich ins Gleichgewicht ſtellen. Dieſes geſchieht bey den Fiſchen. In dies ungeheure Geſchlecht fallen wunderliche Geſtalten aller Arten, nach allen Formen bildet ſich der lebendige Geiſt, wie das Element, in welches er eingegangen. Kein Zergliederer hat ein feſtes Geſetz für die Bildung des Fiſchgehirns gefunden. So ſind auch im innern Bau (der Zahl der Wirbelbeine, und a.) Fiſche, die ſonſt unter eine Familie zu gehören ſcheinen, ſehr verſchieden. Die Pole liegen ihrem Gleichgewicht ſo nahe, daß es hier ſogar gelingt, daß die eine Seite, in einigen Arten der Schollfiſche, ein ſichtbares Uebergewicht erhalte, ohne daß das gewöhnliche Maas zer-

ſtört werde. Zwiſchen dem Nerven und Muskelſyſtem treten die Knochen als allenthalbiger Indifferenz Punkt ein. Der beſondre Gleichgewichtspunkt zwiſchen dem Haupt und den andern Gliedern, die Stimm = Organe, ſind hier unausgebildet, weil ſich das Nervenſyſtem mit dem andern Cörper noch nicht auf ſeinen beyden vollkommnen Gipfeln, ganz entgegengeſezt hat, ſondern ſich faſt noch im ganzen Cörper das Gleichgewicht hält. Auch die Sinnesorgane, ſo wie die einzelnen Organe des Muskelſyſtems, fangen hier an, ihr auseinander Gehn anzudeuten, ſo daß den Geruchsorganen die Lungen (hier Bronchien) den Augen die Vorderfüße (hier Vorderfloßen) den Gehörorganen die Hinterfüße (hier Hinterfloßen) entſprechen. Organ des Geſchmacks, und Geſchlechtstheile, die einander entgegenſtehn, ſind nur undeutlich hervorgetreten. Ueberhaupt iſt hier im flüßigen, nach allen Richtungen bildſamen Element, jeder Unterſchied der Pole nur wie angedeutet.

Doch an dem neuen Anblick des himmlischen Lichts hebt sich der vielbildsame Geist der Erde hervor, und hier ists, wo ihn die Gewalt der Sonne mehr als je überlegen wird, und wo alle Pole mächtig auseinander weichen. In dem Geschlecht der Vögel ist der ganze Cörper sehr auffallend nach beyden Seiten abgetheilt, Kopf und Rumpf von einander sehr geschieden, und der besondre Gleichgewichtspunkt beyder Systeme — der Hals, und die Organe der Stimme, sehr ausgebildet. Die Augen (deren mehrere oder mindre Ausbildung andeutet, ob die Ost- und West- oder Seiten Polarität des Cörpers mehr oder minder weit gediehen sey) sind bey ihnen sehr ausgebildet, sogar Federn, Brustknochen, und die Muskeln an den Gedärmen, sind nach beyden Seiten abgetheilt. So hat hier die Gewalt des Himmels gesiegt, so weit es in irdischen Naturen gelingen konnte, die Vögel sind von der Erde mehr als alle andre Thiere losgebunden, und frey

ſchwimmen ſie in dem Element der hohen Lüfte welches unter allen Lebloſen, die Macht des Lichts am meiſten regiert.

Doch es ſtrebt die Gewalt der Erde, der auseinander ſcheidenden des Lichts mächtiger entgegen. In den vierfüßigen Landthieren iſt jenes Voneinandergehn der Pole wieder ſehr vermindert. Zwergfall und der ſogenannte Balken des Hirns, ſetzen in den beyden Syſtemen die auswärtsſtrebenden Pole ins Gleichgewicht. Die vollkommenſte Durchkreuzung der Nerven hebt die Verſchiedenheit wieder auf. Nur die Eingeweide, über welche das alles ins Gleichgewicht ſetzende Nervenſyſtem weniger Gewalt hat, gehn in Herz, Leber und Milz in die Verſchiedenheit der Seiten ein. Nachdem (wie eben der Mittelpunkt des Hirns, und das Zwergfell zeigen) hier das höchſte Gleichgewicht des Lichts und der irdiſchen Cohäſion gelungen, iſt der Organismus dieſer Thiere mehr als je ein vollendetes Ganzes, ſie gebähren alle lebendige Junge.

Endlich aber ist die Zeit gekommen daß Erde und Himmel, beyde in ihrer höchsten Vollkommenheit, und gleich mächtig sich in einem vermählen. Im menschlichen Cörper hat die Gewalt der ewigen Liebe die Pole in dem schönsten, reinsten Maaße gebohren werden lassen, und sie alle hält die innre Macht des Gleichgewichts zusammen. Die vollkommnere Abtheilung nach beyden Seiten, macht allein den aufrechten Gang möglich, denn breiter ist das Becken und die Brust, Arme und Beine mehr von einander entfernt, ebenmäßig ist die Zahl der Wirbelbeine, welche den wiederholten magnetischen Abtheilungen in den Pflanzengefäßen zu vergleichen sind. Das Gesicht des Menschen ist mehr nach beyden Seiten gebildet als bey den andern Thieren, wo es mehr oder minder in die Länge gezogen ist. Das Hirn tritt nach allen Richtungen der Pole so ins Ebenmaas, daß es fast rundlich ist. Es ist bey allen andern Säugethieren die minder vollkommne Polarität, die der Länge nach geht,

vor der nach der Breite, — nach beyden Seiten — herrschend, wie bey den Vögeln das umgekehrte ist, nur bey den Menschen stehen sie gleich, und beyden steht das Ausgleichungsvermögen vollkommen entgegen.

Es ist die Meynung einiger Dichter, daß die Insecten und Gewürme, welche auf den Pflanzenblättern, und ihren Blüthen, so beständig leben, daß sie ihnen eingebohren scheinen, wie losgerißne, lebendige Theile, und wie sichtbare Träume derselben, zu betrachten wären. Auch die vierfüßigen Thiere sind Eingebohrne jener großen Riesenpflanzen — der Urgebirgsketten. So wie vollkommnere Pflanzen auch vollkommnere Insecten, wie die bunte Blüthe allein den leichten Schmetterling trägt, so sind auch hier die vollkommneren Thiergebilde desto seltner, je unvollkommner die Vegetation der Urgebirge ist (je mehr dieselben Nord-Südlich laufen), häufiger und vollkommner, je mehr sich ihre Blätter und Blüthen

entfalten. America, die minder vollkommen organisirte Urpflanze, trägt (besonders in Süden) die meisten Pflanzenorganisationen, wenig kräftige Vierfüßige. Dagegen in dem vollkommneren Blüthenkelch der Gebirge, in Africa und Südasien, wohnen die herrlichsten Thiere der Erde, die großen Raubthiere, bey welchen vor allen andern vierfüßigen die vollkommnere Polarität, die der beyden Seiten, vollkommen ist, und der Elephant, das Rhinoceros, Camecle, Antilopen, Zebras, Affen. Der Mensch allein, den die irdische Gewalt nicht tyrannisch beherrscht, ist überall, an Wurzel, Stamm und Blüthen jener ungeheuren Pflanze, obgleich die Heymath seines herrlichsten Geschlechts in ihren Blüthen zu seyn scheint.

Und so muß die strahlende Liebe alle Dinge ergreifen, so wie die Erde alles in den Mittelpunkt zurückdrängen möchte, so treibt sie alle Kräfte hinaus in den weiten Kreiß aller Welten, und der innigste Kuß, womit die

ewige Liebe uns berührt, ist der Tod. So führt die Liebe den Erdgeist aus seiner Tiefe hervor, daß sie ihn immer mehr von dem Boden losbindet, und er der Mächtige giebt den Dingen allen ihren Mittelpunkt, und Macht, sich jenem Auseinandertreiben entgegen zu bewegen.

Das ist, schloß der Greiß, ein Theil meiner Nachforschungen über die Gebirge, und über die Vertheilung alles Lebendigen auf der Erde nach ihren Climaten. Wie alles, Boden, Steine, Pflanzen, Wurm und Thier zu einander unabänderlich gehört, und verschiedne Classen mit einander bilden. Wäre mir es selbst gelungen, in jene ersehnten Länder einzudringen, so hätte mir wohl manches heller werden müssen. —

Es war Zeit von einander zu scheiden, Romanus dankte dem guten Greiß herzlich, und kehrte träumend zu den andern zurück.

Zwölftes Capitel.

Da die Dame nun wieder völlig gesund war, beschloß Romanus, den man unter einigen Wochen nicht weglaßen wollte, einige Tage in Rom zuzubringen, und sodann bey seinem Freund Ambrosius, den ihm so werthen Unterricht vollends aus zu hören.

Er machte sich eines Morgens frühe auf, als noch niemand im Gute wach war, wie der alte Arzt; bey den Damen hatte er schon am Abend vorher Abschied genommen. Der Greiß sagte ihm noch beym Abschied das Hauß, wohin er morgen kommen sollte, um ihn dort zu treffen.

Der heitre lichte Morgen, die Nähe der mächtigen Stadt, in welche hineinzutreten er erſt heute Muth gefaßt hatte, und die fromme Stille die noch überall lag, ließ ihn nicht mehr an die Vergangenheit denken, ſein Auge ruhte auf der großen Morgenröthe, die ihm vielleicht bald erſcheinen würde. Es war ein Feſttag, und die ganze Gegend, auch die unbelebte Natur ſchien das Feſt mit zu feyern. Denn der Menſch iſt der innre Sinn, in deßen Gewalt die andren Dinge alle bewegt werden. Mit ihm freuen ſie ſich, und mit ihm trauren ſie, ſie zählen mit ihm die Tage der Woche, und wißen um ſeine Feſte. Auch ſie werden von ſeiner Andacht ergriffen, und was er thut, ſo fühlen ſie mit ihm ſeine innern Regungen. Oder vielmehr, der ewige Geiſt aller Dinge iſt es, der zu einer Zeit das Lebendige und das Todte, den menſchlichen Willen wie das Thier und die Pflanze anrührt. Auch Romanus genoß die Feſtlichkeit, die überall zu wohnen ſchien, mit.

Die Sonne hatte noch nicht lange die Thäler berührt, als er in der Königin aller Städte eintrat. Sinnend und träumend, aber in schönem Genuß gieng er durch die herrlichen Gaßen, und überall sahe der Geist der alten Größe, unter den Trümmern hervor.

Auf den sieben Hügeln war er umhergeirrt, von Morgen an, und es wollte fast Abend werden, als er noch auf dem Capitolinischen stand. Von der Heiligkeit des Orts ergriffen, fühlte er nicht Hunger nicht Durst, und ob er gleich diesen ganzen Tag nichts genoßen, fühlte er doch wenig Entkräftung. Er hatte nicht bemerkt, daß es schon spät sey, als ihn ein junger Fremdling endlich anredete, der ohne daß er ihn bemerkt hatte, schon lange Zeit in seiner Nähe gewesen war.

„Ich bin, sprach er, fast schon heute den ganzen Tag euer Begleiter gewesen, denn ich bin fremd, so wie ihr es scheint, und sehe diese Herrlichkeiten alle zum erstenmahl.

Aber nun ist es meiner Meynung nach Zeit, daß wir uns nach einem Ort umsehen, wo auch für unsre gröberen Bedürfnisse gesorgt sey." Romanus nahm die Einladung des jungen Menschen an, der, wie er im Gehen erzählte, von Geburt ein Schweizer war.

Sie kamen in ein nahe liegendes Gebäude, wo sie eine herrliche Aussicht, und vortreflichen Wein fanden. Nachdem ihnen durch den feurigen Wein, alles was sie heute gesehen und empfunden, wie im lieblichen Traum, und in höherer Gestalt wieder erschienen war, und als sie lange von diesen ihnen so wichtigen Dingen gesprochen hatten, beschloßen sie, da es schon spät war, sich nach ihrem Nachtlager in die Stadt zu begeben. Der junge Schweizer bat den andern, der noch keine Wohnung für sich wußte, mit in das Hauß zu kommen, worin er eingemiethet habe, und wo wie ihm bekannt war, noch mehrere Zimmer leer stunden.

Sie waren kaum auf dem Zimmer des Schweizers, der sich Bodin nannte, angekommen, und Romanus hatte sich das Nebenzimmer gemiethet, als sie in dem ruhigen Gespräch, das sie eben begonnen hatten, durch einen heftigen Schrey — nicht weit von ihrer Thür — unterbrochen wurden. Die Tochter des Wirths stürzte mit dem ausgelöschten Licht in der Hand herein, ihre dunklen Haare waren wild losgebunden, und das schöne Mädchen war bleich vor Schrecken.

„Hülfe um Gotteswillen rief sie, einige weiße, bleiche Gespenster machen unser ganzes Haus zu nichte." Die Jungfrau, welche dieses abgebrochen und in der größten Angst hervorgebracht hatte, flüchtete sich schaudernd in den entferntesten Winkel des Zimmers, hinter die beyden Jünglinge.

Diese konnten lange kein Wort weiter aus der Erschrocknen herausbringen, die von keinem Trost, von keinem Zureden wißen

wollte, sondern immer heftiger zitterte. Sie schien endlich der Ohnmacht nahe, und glücklicher Weise fand sich im Zimmer des Schweizers ein Fläschgen voller geistiger Arzney, die man sogleich bey ihr anwendete. Nach und nach kam sie endlich zu einiger Besinnung, und erzählte den beyden Jünglingen, welche noch immer ungläubig das ganze für eine Fieber Phantasie hielten: heute gegen Abend habe ein fremder Mann — schon bey Jahren — eine große Kiste im Hauße ihrer Mutter abgesezt, welche den beyden Trägern sehr schwer geworden. Aus Neugier, um zu sehen, was wohl in der Kiste verwahrt seyn möchte, sey sie den ganzen Tag um sie herumgegangen, und habe sie von allen Seiten betrachtet. Das Schloß war von der Art daß es sich leicht mit einem kleinen Dietrich öffnen ließ, sie konnte deshalb kaum den einsamen Abend erwarten, und kaum war ihre strenge Mutter zu Bett, als sie ihre Zeit wohl in Acht nahm, und mit klopfendem Herzen den

Kaſten öffnete. Allein kaum hatte ſie den Deckel offen, als er ihr vor Schreck wieder aus der Hand fiel. Eine weiße lange Geſtalt richtete ſich darin empor, und ſtreckte die bleichen Arme nach ihr aus, um ſie zu ergreifen, zugleich wurde ihr, wie ihr im erſten Schrecken ſchien, das Licht ausgeblaſen, große weiße Geſpenſter waren hinter ihr und zu allen Seiten. Sie ſtieß einen heftigen Schrey aus, und war der Ohnmacht nahe. Ja die Furcht hätte ſie getödtet, wenn ſie den langen Saal, und den großen Gang bis zu der Thür ihrer Mutter noch hätte zurücklegen ſollen, als ihr zum Glück einfiel, daß hier in der Nähe das Zimmer der beyden Fremden ſey.

Die beyden Jünglinge lächelten über die große Furcht des ſchönen Mädchens, und die ganze Erſcheinung ſchien ihnen durch die große Angſt erklärlich, mit welcher ſie das Wagſtück, die Kiſte zu erbrechen, unternommen, wahrſcheinlich hatte ſie eine weiße Decke, oder ſonſt

etwas weißes, für die lange Geſtalt gehalten, und die andern Geſpenſter, die ſie im Finſtern ſahe, hatte ihre einmal rege gewordene Einbildung hinzu geſchaffen; aber das gute Mädchen beſtand mit großer Ernſthaftigkeit auf der Wahrheit ihrer Erzählung. Die Jünglinge beſchloſſen der Erſcheinung ſelber auf die Spur zu kommen, und wollten eben den Vorſaal, wo die Kiſte ſtund, durchſuchen, der, wie das Mädchen verſicherte, übrigens verſchloſſen war, indem ſie weislich, um ganz vor ihrer Mutter geſichert zu ſeyn, den Schlüſſel hinter ſich abgezogen hatte. Allein die furchtſame Jungfrau konnte ſich weder entſchließen, vor Tages Anbruch den Vorſaal zu betreten, noch mochte ſie allein im Zimmer bleiben. Bodin blieb daher bey der Dame, und Romanus durchſuchte indeſſen das Hauß. Er fand die Kiſte noch geöffnet, und einige weiße Tücher und Gewänder lagen darinnen, ſchon hätte er ſich in ſeiner Vermuthung vollkommen beſtätigt geglaubt, wenn ihm nicht, beynahe zu großem Schrecken,

die weiße Gestalt wirklich erschienen wäre, welche überall verhüllt vor ihn trat.

„Fremdling!“ sprach sie flehend, indem sie demüthig seine Knie umfaßte, „wer du auch seyst, bey Gott und aller Heiligen Erbarmen, laß dich erflehen. Schone eines armen verlaßnen Wesens, das wenn auch tief und rettungslos unglücklich, doch rein und unschuldig ist. Wenn du kannst, zeige mir einen Ort, wo ich mich vor den Nachstellungen meiner Feinde verbergen kann, vielleicht daß du so mein elendes zertrümmertes Leben noch um einige Stunden fristest, vielleicht daß mir auch indeß neue Hoffnung, wohl gar Rettung kömmt.“

Romanus, bey welchem es dieses rührenden Flehens nicht eben bedurft hätte, und der sich schon durch die ersten, in tiefem, unendlichem Gram ausgesprochnen Worte gar innig bewegt fühlte, führte die Gestalt mit stummen Winken nach seinem noch unerleuchtet stehenden Zimmer, wo er sie indeß ruhig zu seyn

bat, bis er weiter mit ihr über ihre Rettung zu Rathe gehen könnte. Die verhüllte Gestalt begab sich in das Zimmer, und bat den Jüngling nochmals innig, sie wenigstens nicht zu verrathen.

Sorge nicht, rief der Jüngling, und quäle mich nicht länger mit einem so niedrigen Verdacht. Bist oder wärst du auch der abscheulichste Verbrecher, so soll dir doch mein Zimmer und alles was ich habe, ja alle meine Kräfte zum sichern Schutze dienen, und keiner soll es wagen, dich hier anzutasten. Er hatte diese Worte mit so vielem entschloßenem Muthe gesprochen, daß die Gestalt nun beruhigt genug schien.

Nachdem er sein Zimmer gut verwahrt hatte, gieng er wieder in das benachbarte, wo die zwey seiner warteten. Ihm war anfangs bange, daß sie etwas von den Bitten der Gestalt, und von seinen Tröstungen möchten gehört haben, aber seine Furcht war vergebens.

Denn die Schöne hatte ihres gehabten Schrekkens so sehr vergessen, daß sie in großer Ruhe mit dem jungen Schweizer, auf seinem Schooß vertraulich sitzend, Küsse wechselte.

Romanus hielt es für rathsam, ihr für diesmahl, so weit es gehen könnte, ihren Gespensterglauben ganz auszureden. Er erzählte scherzend, daß er auch, so wie die schöne Jungfrau eine weiße Gestalt in der Kiste gefunden habe, die sich in die Höhe richtete, als er den Deckel hob, aber da er Geistesgegenwart genug besessen, den Deckel nicht wie jene wieder fallen zu lassen, habe ihm auch niemand das Licht ausgeblasen, und er habe dann bemerkt, daß jenes Gespenst nichts mehr und nichts minder, als ein weißes Gewand sey, das sich oben in den Nägeln der Decke fest hielt, und mit ihr empor gezogen wurde. — Er machte dies so wahrscheinlich, daß es dem Mädchen selber schon glaubhaftig wurde, und daß sie sich endlich fast ganz, was sie mit eignen Augen

gesehen hatte, ausreden ließ. Sie ließ sich sogar bewegen, an Bodins Arme, und hinter dem Romanus mit hinaus, zu der zuvor so furchtbaren Kiste zu gehen, und nun bewieß dieser mit einer großen Beredsamkeit, die Wahrheit seiner Erzählung. Nachdem er vor den Augen des Mädchens, das nun ganz nahe hinzu zu treten wagte, den Versuch mehrere Male wiederholt hatte, ein oben am Deckel anhängendes Gewand jedes Mal beym Oeffnen mit empor zu ziehen, und die Aehnlichkeit mit einer weißen Gestalt einleuchtend machte, so wie er auch an dem einen Licht bewieß, wie der niederfallende Deckel es ganz natürlich ausblasen müsse, wurde endlich die Jungfrau ganz überzeugt, daß ihre Furcht die Erscheinungen erst erschaffen habe. Sie scherzte nun selbst mit den beyden Jünglingen über ihren lächerlichen Schrecken, aber da es zu spät war, in ihr Schlafzimmer zurückzukehren, und vielleicht noch einige zurückgebliebne Furcht ihr den langen Gang etwas schauerlich

machte, beſchloß ſie die Nacht bis zu Tages Anbruch, in des Bodins Zimmer zu durchwachen. Romanus aber, nachdem er ein Licht genommen, ließ die beyden Liebenden allein.

Nicht ohne Schauder öffnete er ſeine Thür, und hätte er nicht gewußt, daß gleich neben an zwey muntre junge Leute wach wären, ihm würde gegraut haben, ſo allein zu dem weiſſen Mantel hineinzutreten. Allein er ſchämte ſich bald ſeiner Feigheit, und gieng, nachdem er das Zimmer wieder hinter ſich zugeſchloßen und verriegelt hatte, ruhig auf die Geſtalt los. Er war ohne Waffen, und er hatte wohl bemerkt, daß jener in dem Gewand zwey Dolche trug.

Die Geſtalt ſtand auf, als er ſich näherte, und zeigte ſich noch immer verhüllt. Beyde ſchwiegen. Der Jüngling ſtarrt das weiße Gewand des Vermummten an, das mit vielem noch unverfärbten Blute, wie mit friſchem Morde beſudelt erſcheint.

Wundre dich nicht Jüngling, sprach sie, daß mein Gewand noch von ungeheurer Mordthat zeugt, du sollst von mir alles, wie sichs schrecklich zutrug, vernehmen, erst aber sage mir ohne Rückhalt deinen Nahmen und dein Land. Daß du kein Römer bist, scheint mir dein Aeußres gewiß genug zu sagen, und diese Ueberzeugung allein hat mir den Muth gegeben, Hülfe und Rath bey dir zu suchen.

Romanus that ihren Wünschen mit kurzen Worten Gnüge, und hierauf verlangte sie einen theuren Eid von ihm, daß alles, so wie ers sagte, wahr sey. Zürne nicht, sprach sie, nachdem er ihr in allen zu Willen gewesen, daß mich mein hartes Unglück so mistrauisch machte, und nimm nun, da du mir so erfreuliche Worte gesprochen hast, die gültigsten Beweise meines größten Vertrauens.

Bey diesen Worten warf sie die weiße Hülle von sich, und es stand nun ein junges Weib

vor ihm von unbeschreiblicher Schönheit, welche dem Anschein nach hochschwanger war.

Ihre Dolche, und ihr blutiges Gewand warf sie von sich, und bat ihren Beschützer aus der Kiste, die vielleicht noch offen sey, einige schätzbare Dinge herauszunehmen, die sie ihm beschrieb. Nachdem sie alles hatte, was sie begehrte, öffnete sie ein kleines Kästchen das mit unter dem begehrten Geräthe war, und indem sie einige Papiere daraus hervorzog, die sie hastig zerriß, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Alles, sprach sie, ist nun vernichtet, was die Welt an meinen unglücklichen Nahmen, und an mein kurzes, jammervolles Leben erinnern könnte. Keine Armseeligere war je gebohren, denn nicht zum ersten nicht zum dritten male verliehre ich heute was meinem armen Herzen einzig theuer ist, und bin dem Untergang nahe, sondern schon oft hat mich ähnliches Elend getroffen, und nur wie ein

grausamer Henker, hat mich das Schicksal aufgespart, damit die Marter länger dauerte, auch in der Zwischenzeit hat es mir wie dem armen Gefolterten köstliche Nahrung gegeben, Glück und Liebe — damit mir mein Todt recht fühlbar würde. Aber nun nicht länger werde ichs dulden, diesmal wird mein geängstigtes Herz zerbrechen.

Die schöne Dame schien bey diesen Worten in Thränen ganz zu zerfließen, und ihre Seufzer schienen nicht aufhören zu wollen, bis sie das Leben aushauchte. Sie war endlich ohnmächtig hingesunken, und der junge Arzt brachte sie nur mit Mühe wieder zum Bewußtseyn. Er drang ihr mit Mühe einigen Wein und Erfrischungen auf, die ihm die sorgfältige Wirthin am Abend gebracht hatte, und die Entkräftete schien sich ein wenig wieder zu erhohlen.

„O daß doch keiner mehr lebte der um mich Armseeligste wüßte, daß ich doch nicht

ſelber, als ein Andenken an meine grauſamen Schickſale, dieſes zertrümmerte Leben noch mit mir tragen müßte! Warum konnte ich nicht jedem menſchlichen Auge verborgen wohnen, bis ich die kurzen Stunden die mir noch zu leben übrig ſind, vollends vertrauert hätte, aber noch einmal werde ich das Tageslicht mir zum Schrecken erblicken."

Romanus tröſtete ſie vergebens, und wie ſollten alle ſeine Tröſtungen bey ihr fruchten, da er die Urſach ihres Jammers ſo wenig kannte. Endlich ſprach ſie, nachdem ſie lange mit verhülltem Haupt und ſchweigend geſeßen hatte:

Vielleicht iſt noch nicht alles verlohren, und wie mir oft, wo es am dunkelſten um mich war, eine helle freundliche Hofnung erſchien, ſo will ich auch heute noch nicht ganz verzweifeln. Mein Vertrauen zu euch, mein Beſchützer, iſt groß, ich will einen Theil meiner Geſchichte erzählen, und Offenheit bey

einem fremden Manne wagen, so oft ich auch betrogen wurde.

Ich bin, oder vielmehr leider war ich, die Gemahlin eines Mannes, der unter die Angesehensten, und Vornehmsten, aber auch unter die Edelsten, und Liebenswürdigsten Männer welche jezt in Rom leben, gehörte. Er stand so schien es, in so großem Glück, und alles was er besaß, Ruhm, Amt, Liebe seiner Mitbürger, und unser sehr ansehnliches Vermögen, hatte er mit so vielem Recht, und so verdient, daß wir uns keine Störung, kein so großes Unglück möglich dachten, und daß ich in seinen Armen aller der Leiden vergaß, die mich früher schon niedergebeugt hatten. Wir lebten einige Jahre ruhig und heiter, und mein redlicher Gemahl, hatte nirgends dem Anscheine nach einen Feind, denn arglos und offen, wie er war, hatte ihn sein ruhiges Amt, das ihn nie in fremde Privathändel verwickelte, vor allen dergleichen

Widerwärtigkeiten bewahrt. Da kömmt er vor noch nicht langer Zeit eines Abends bleich und verstört in mein Zimmer, und kündigt mir an, daß wir in kurzem Rom und unsern Pallast auf immer verlaßen müßten. Schon seit einigen Tagen hatte ich eine große Niedergeschlagenheit an ihm bemerkt, aber die Ursach war mir verborgen gewesen. Ich bestürmte ihn mit Fragen auf deren keine ich genügliche Antwort erhielt, und um meine Furcht nicht zu mehren, und um vielleicht die hochschwangre Gattin wieder zu beruhigen, heuchelt er selber aus guter Absicht eine große Ruhe, sagt mir bloß daß sich jemand am päpstlichen Hof gefunden habe, der ihm übel wolle, und dieses nöthige ihn nun alles zu verlaßen, zwar wahrscheinlich auf kurze Zeit. Allein diese erkünstelte Furchtlosigkeit konnte meine Angst nicht stillen, und wie gerechte Ursach hatte ich zu meiner Furcht!

Auf den dritten Tag war unsre Abreise festgesezt, alls schon gepackt, alles bestimmt

und bereitet, und unsre beyden zarten Kinder, das eine zählt kaum vier, das andre drey Jahre noch nicht voll, freuen sich schon ungemein auf die Reise. Am andern Morgen geht mein Gemahl aus, wie er vorgiebt, in den Geschäften seines Amtes, aber kaum mochte er eine Stunde aus dem Hauße seyn, als athemlos und vor Schrecken blaß, einer seiner Freunde, der unserm Hauße seit langer Zeit mit ungemeiner Liebe zugethan war, zu mir hereinstürzt, und mich dringend bittet schnell zu entfliehen. Mein Gemahl sey, erzählt er eilig, gefangen gesetzt, und ehe der Abend heran käme, würde er das Leben verlieren. Er habe einen mächtigen Cardinal, dessen Ansehen bey Hofe und bey dem Volke sehr groß sey, durch ein offenherziges Wort sehr hart beleidigt, dieser werde nun unerbittliche, blutige Rache nehmen.

Indem der treue Freund noch spricht, indem er mich, da ich unentschlossen und vor Schrecken starr dastehe, zur schleunigsten Flucht

ermahnt, umringt schon der wilde Pöbel unsern Pallast, ein grausames Geschrey wird gehört, das unerbittlich meinen und meiner zarten Kinder Tod verlangt. Den Pallast wollen sie plündern, und das leblose Gemäuer rachsüchtig zerstören. Vergebens stellen sich einige unter dem Haufen, welche meines Mannes Güte und vielen Wohlthaten gewonnen hatten, der abscheulichen Wuth entgegen, niemand will Bitten, keiner will Vorstellungen und Drohen hören, bis endlich ein alter Rathsherr herbey kömmt. Meinem Manne war er sehr gewogen, und von jeher gerecht und mild. Er hatte kaum die Ursach des Auflaufs vernommen, als er, mit großem Ernst sein ehrwürdiges graues Haupt entblößend, dem Volke entgegen trat. In vielen Stunden großer Drangsale hatten sie seiner Stimme gehorcht, und von seiner Güte hatten sie oft Beweise erhalten, seine Worte bezwangen auch dießmal die ungezähmte Wuth. Der Haufe wich ehrerbietig zurück.

Ich entschließe mich indeß schnell, mich dem mächtigen Cardinal mit meinen armen unschuldigen Kindern zu Füßen zu werfen, und der beyden Freunde gründliches Zureden kann mich nicht von meinem Entschluß abbringen. Durch die wilden grausamen Haufen dränge ich mich, und komme athemlos, den kleinsten Knaben auf dem Arme, den größern an der Hand, zu Fuß und ohne Begleitung, vor dem Pallast des Cardinals an.

Unangemeldet trete ich in sein Zimmer, und der harte Mann schien durch schnelle Ueberraschung gerührt und erschüttert. Ich falle zu seinen Füßen, mit flehenden Mienen und Worten nieder, und die unschuldigen Kinder vereinigen ihr Flehen mit dem meinigen, aber während ich ihn zu erbitten suche, gewinnt seine strenge Grausamkeit neue Stärke, und neuer abscheulicher Vorsatz erwacht in ihm, während ich vor ihm knie.

Er heißt mich bey sich niedersitzen, mein Gemahl, sagt er, sey unrettbar verlohren, und

ehe der Morgen graue, werde er von Henkers Hand sterben. Meine Kinder und mich habe ihm der günstige Zufall in die Hände gegeben, welchem er es vielen Dank wisse. — Laßt mich in kurzen Worten das andre erzählen. Schändlich war seine Absicht, und des Mordes würdig. Hier an meinem Gewand klebt noch sein Blut.

Wie ich halb ohne Besinnung, und fast dem Wahnsinn nahe, aus dem Hause entkommen bin, und in meiner Wohnung unaufgehalten ankam, weiß ich nicht zu sagen.

Ich traf auf meinem Zimmer einen alten Mann an, den ich sonst nicht kenne, einige male nur habe ich ihn bey meinem Gemahl gesehen.

Rettet euch, rief er, rettet euch schnell, eure Verfolger sind nahe. Für euren Gemahl und Kinder soll gesorgt werden. Er bot mir in Eil eine Kiste an, die er öffnete, und schnell

mit einigen Luftlöchern verſahe, und in der großen Angſt, da ſchon das Getümmel meiner Verfolger vor den Thüren iſt, berge ich mich in dem unſichern Gehäuſe. Ich höre noch in hellem Bewußtſeyn das Geſchrey, heraus mit ihr! greift die Mörderin! ein Geſchrey und ein Getös, mächtig genug, Todte zu erwecken, hernach aber hat man mich, vor Schrecken und Angſt ohnmächtig, in der Kiſte hieher getragen, wo ihr mich großmüthig den Nachſtellungen meiner Feinde entriſſen habt.

Dieſe Erzählung hatte die unglückliche Dame oft mit den Ausbrüchenn ihres Jammers unterbrochen, jetzt aber überließ ſie ſich aufs neue den heftigſten leidenſchaftlichen Klagen. Was wird nun, rief ſie, aus meinem theuren Gemahl, was aus meinen Kindern geworden ſeyn? — Ermordet wird man ſie haben, und der wilde Pöbel hat die bleichen Leichname noch grauſam über die Straßen geſchleift und gemißhandelt. Ach und was meine

Hände verbrochen haben, den gerechten Mord, wird man nun tauſendfältig an den Unſchuldigen gerochen haben. O daß ich aus dem ohnmächtigen Schlummer noch einmal zu neuem, ungezähmterem Jammer erwachen mußte!

Der Jüngling ſuchte die Dame vergebens zu beruhigen, und ihr vorzuſtellen, daß doch noch immer einiger Schimmer von Hoffnung da ſey, daß vielleicht Gemahl und Kinder ſich noch am Licht des Tages erfreuten, und daß ſie vielleicht bald alle ſich glücklich wieder zuſammen fänden.

Der Morgen war endlich angebrochen, und auf den Straßen war es nach und nach laut geworden. Die Dame wurde in einem Winkel des Zimmers, ſo gut es gehen wollte, hinter den Tapeten verborgen, wenn etwa Bodin, oder die Wirthstochter unvermuthet hereindrängen, und Romanus verſprach ihr

nochmals, alle seine Kräfte aufzubieten, sie in Sicherheit zu bringen, und zeige sich für sie irgendwo noch ein Strahl von Hoffnung, diesem nach zu gehen, so weit ers vermöchte.

Er erinnerte sich des Versprechens, das er dem Ambrosius gegeben hatte, ihn heute aufzusuchen, und zugleich hoffte er irgendwo einen geheimen Ort zu erspähen, wohin sich die Dame vor der Hand retten könne.. Hinter den Tapeten schien sie während seines Ausbleibens sicher genug verborgen, und überdem bat er noch den Bodin, den er noch sanft schlummernd traf, das Wirthsmädchen, deßen Neugier er nun kannte, zu beschäftigen wenn sie nach seiner Stube gienge, weil dort einiges sey, das er nicht gern jedem Auge zeigen möchte, Papiere und andres. Bodin der noch von seinem nächtlichen Besuch träumte, gab sein Wort darauf.

In dem Hauß, wohin der Alte den Romanus zu sich bestellt hatte, fand er ihn nicht.

Schon gestern war er dort angekommen, war bald hernach ausgegangen und hatte sich nicht wieder sehen laßen. Den Fenstern des Zimmers gegen über, in welchem sich der Jüngling eben befand, stand ein großer Pallast, deßen zerschlagene Thüren und Fenster, hart beschädigte Portale und Statüen, ein trauriges Bild wilder Zerstörung gaben.. Es ahndete ihm bald, daß das Gebäude niemand anderm, als dem Gemahl der Dame zugehören könne, die jezt der Zufall bey ihm in Sicherheit gebracht hatte.

„Nicht geringes Unglück, sagte der Wirth, der zu ihm ans Fenster getreten war, ist gestern diesem Hauße geschehen, das von einem der vornehmsten und edelsten Römer bewohnt wurde. Nicht Weib noch Kind, nicht das leblose Gestein hat das wilde Unglück verschont, der Gatte fiel zuerst heute Nacht durch Henkers Hand, die Kinder sind hierauf ermordet, und die Mutter ist, wie man

ſagt, in der Tiber ertränkt gefunden wor-
den" —

Wenn geſchahe dies und warum? —

„So genau, antwortete der Wirth, kön-
nen wir die Urſach nicht angeben, man ſagt
er habe Verrätherey gegen den heiligen Stuhl
angezettelt, und mit dem Kayſer in heim-
licher Unterhandlung geſtanden. Die ganze
grauſame That iſt ſeit geſtern Nachmittag ge-
ſchehen, und heute früh um acht, iſt die
grauſame Hinrichtung des Vaters und der
Söhne geweſen." —

Noch iſt es nicht um acht, ſprach Romanus,
kaum ſieben. —

„Es iſt wohl möglich, ſagte der Wirth, daß
ich mich heute in der Zeit irre, die geſtrige
Unruhe war groß, und ließ uns auch heute
Nacht nicht ſchlummern, ach und ich hatte

mehr als eine Urſach an dem Unglück des gütigen Herrn großen Antheil zu nehmen, da er mein Wohlthäter war.“

Der ehrliche Bürger konnte bey dieſen Worten ſeinen Jammer nicht länger mehr an ſich halten, und Romanus fand hier mit vieler Freude einen Menſchen, der, wo es nöthig wäre, zum Beſten der Dame ihm hülfreiche Hand leiſten würde. Da des Ambroſius Rückkehr unbeſtimmt war, verließ er ſchnell das Hauß und die traurige Gegend, und je länger er ſann, je mehr ihm der unglückliche Fall, in welchen er durch die Theilnahme an den Schickſalen der Dame auch verwickelt war, deutlich wurde, deſto mehr erſchütterte er ihn. Ja es war ihm, als ob ſein beſter Freund, ja ſein eigner Vater, ermordet werden ſollte. Mit jedem Augenblick trat die fürchterliche That, die noch geſchehen ſollte, näher, und ihn ſelbſt ergriff die mächtige Angſt ſo hart, als ob er der zum Tode beſtimmte ſelber ſey.

Seine Unruhe trieb ihn in den weiten, unbekannten Gassen umher, ohne daß er jemand gefragt hätte. Mechanisch war er einem Haufen Volks gefolgt, welcher in ungewöhnlicher Stille einherzog.

Wißt ihr nicht, sprach der eine endlich zu den andern schweigenden, denen große Traurigkeit in den Mienen lag, daß der Euer größter und bester Wohlthäter war, den man heute zur Hinrichtung schleppen wird? Habt ihr die vielen unzähligen Fälle vergessen, in denen er euch diente? vergessen, wie oft er jedem Einzelnen unter euch wohlthätig war? Hätte er euch nur einmal, oder dreymal vom Tode errettet, welchen man euch zur Zeit der Noth ohne Schonung zudachte, hätte er eure Häuser und Weiber nur einmal dem Untergange entrissen, so möchte er nur ein gewöhnlicher Wohlthäter heißen, aber der hat das alles nicht ein, nicht dreymal, sondern so oft gethan, daß ihm das Gewissen eines Rechenmei-

ſters nicht nachzählen kann, und nun laßt ihr ihn unſchuldig vor Gericht, unſchuldig, und unverhört zum Schaffot ſchleppen? —

Die andern, an welche dieſe Anrede gerichtet war, brachen ihr trauriges Schweigen nicht, kaum daß ſie die niedergeſenkten Häupter ein wenig erhoben. Romanus, der ſich hier unter Freunden des Verurtheilten glaubte, wollte gern auch, was an ihm war, zu ſeiner Rettung beytragen, und folgte dem Haufen nach, den er von ähnlicher Geſinnung ergriffen hielt. Sie waren nicht lange gegangen, als ſie an den Ort kamen, wo der neugierigen Volksmenge nach, welche dort verſammlet war, der Hinrichtungsplatz ſeyn mußte. Da ſahe man bald die, welche zu ſeiner Rettung herbey zu kommen ſchienen, ſtumm und Bewegungslos ſtehen bleiben, kaum daß ſie Muth hatten aufzublicken. Hier ſahe man das Volk, das geſtern erſt in blinder Wuth das Hauß des Mannes ſtürmte, und ſein Weib und ſeine Kinder

ermorden wollte, klagend und heulend um das Blutgerüst dieses nämlichen stehen. Es weinten und klagten die Weiber über das jammervolle Schicksal des hohen Hauses, und muthlos und niedergeschlagen stunden die Männer, alles wartet mit dumpfem Schweigen auf die Unheil bringende Stunde, keiner der Gefühl hat, möchte Zeuge der schauerlichen That seyn, und die Augen dorthin erheben, doch kann keiner, auf Errettung des Unschuldigen wartend, von der leidigen Stelle loskommen.

Romanus, so gern er weit weg von dem fürchterlichen Gerüst gewesen wäre, wurde von der dumpfen Menge unwiderstehlich immer näher hinan getrieben, und bald stand er ohne Aussicht zur Rückkehr in dem Gedränge fest. Schon hat das Glöckchen das zu ähnlichen Fällen bestimmt war, ein lang gefürchtet Zeichen gegeben, da theilt sich der Hause. Aber kein Henker, kein Verbrecher erscheint, einige ehrwürdige Männer, worunter Romanus so-

gleich den Ambroſius erkennt, ſtellen ſich auf die Stufen des Gerüſtes, und bald darauf ſieht man das abſcheuliche Gebälk zuſammenbrechen. Keiner wußte dieſe Erſcheinung zu deuten, und doch beginnt der ganze Haufe laut zu jauchzen.

„Frohlockt nicht zu früh, rief endlich einer, wahrſcheinlich iſt der Verurtheilte ſchon geſtern, oder noch in der Nacht hingerichtet, euch hat man das leere Gerüſt gelaſſen, an dem ſollt ihr den Ermordeten rächen.“ Da ſtillt ſich der Jubel, und das Volk flucht laut dem todten Cardinal, dem es geſtern noch ſo unbedingt gehorcht hatte.

Nach und nach zerſtreute ſich das große Gedränge, und Romanus fand endlich auch einen ſichern Ausweg. Als er in ſeine Wohnung gekommen war, erfuhr er von Bodin, daß die Kiſte heute früh durch zwey Träger abgehohlt ſey, ein alter Herr ſey mit dabey geweſen.

Die Wirthstochter habe kurz vorher sorgfältig alles wieder verschlossen.

Die Dame hatte seiner mit vieler Angst gewartet, und beschwur ihn mit Thränen, nun nicht wieder aus dem Zimmer zu gehen, bis sie selbst heute Abend daraus mit Sicherheit entkommen könnte. Welchen Gefahren, sprach sie, bin ich indeß ausgesetzt gewesen! Die Neugierige, die gestern fast meinen Untergang bewirkt hätte, war wieder hier, und nahe daran, mich zu entdecken. —

Sie erkundigte sich sorgfältig nach ihrem Gemahl und Kindern, und die Liebe zum Leben schien mit dem neuen Tageslicht ihr wieder gekommen zu seyn. Romanus erzählte was er gesehen habe, wie die schon festgesetzte Hinrichtung nicht vor sich gegangen sey, verschwieg aber die Wahrscheinlichkeit einer heimlichen Ermordung. Der Dame gab dieser Bericht nicht geringen Trost. So wird denn,

ſprach ſie andächtig, ſich die ewige Güte meiner und meines armen Hauſes noch einmal erbarmen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß mein Gemahl noch einmal dem Verderben entgangen iſt? Sie ſchien nun faſt ganz beruhigt, aber dem Jünglinge machte dieſe große Zuverſicht vielen Kummer, und doch konnte und mochte er, da doch noch immer einige Wahrſcheinlichkeit der Rettung ihres Gemahls war, ihrem Leben dieſe einzige Stütze nicht entreißen.

Sie bat ihren Schützer, ihr, ſobald es geben möchte, einige Kleider zu verſchaffen, welche ſie dem Auge der Lauſcher verbergen könnten, ſobald der Abend dämmerte, hoffte ſie das gefährliche Hauß zu verlaſſen.

Man hörte ein heftiges Klopfen an der Thür des Zimmers, und die Dame ſahe ſich genöthigt, ihre Zuflucht ſchnell hinter den Tapeten zu ſuchen. Ein Vote von Ambroſius

war es, dieser ließ ihn dringend bitten, schnell zu ihm zu kommen, er habe wichtige Dinge mit ihm abzuhandeln.

Wer ist dieser Ambrosius? fragte die Dame, sobald der Bote sich wieder entfernt hatte. —

Ein alter Freund von mir, Arzt in dem Hauße der Gräfin Cornelia. —

Der Gräfin? rief die Dame erschrocken, welche hier in der Nähe der Stadt, am Ufer des Tiber-Stroms ein Landgut bewohnt? —

Der nämlichen —

So bitte ich euch, mein gütiger Schützer, wenn euch an meiner Rettung etwas gelegen ist, wenn meine Bitten, wenn mein künftiges ganzes Glück für euch einigen Werth hat, so geht nicht zu diesem Manne hin. Nicht ihn, sondern das Hauß kenne ich, dem er dient, er kann unmöglich Gutes von euch wollen.

Vergebens ſuchte ihr Romanus ihren Argwohn auszureden, und vertheidigte ſeinen alten Freund, ſo gut es ſich thun ließ, die Dame wollte nichts von ihm hören. Was kann, wiederholte ſie immer, aus dieſem Hauße Gutes kommen?

Durch vergebliches Hin und her Reden, war ſchon wieder einige Zeit vergangen, als der zweyte Bote von Ambroſius den Jüngling fortreißen wollte.

So geht denn, rief die Dame, da euch ſo viel daran gelegen ſcheint, laßt mich immerhin allein, gebt mich der Verrätherey und meinen Verfolgern Preiß, verkündigt ihnen, wo ich bin. Habt ihr doch nun heute bey dem leidigen Volksſchauſpiel meinen und meines Mannes Nahmen erfahren, den ich verſchwiegen hatte, geht hin zu dem Papſt, nennt mein ſchuldig Haupt, und verdient euch eine Belohnung.

„Welcher wilde Sinn, rief der Jüngling, reißt euch zu so bösem Argwohn hin? Soll ich meine Schwüre noch einmal erneuern? damit ihr ihnen aufs neue nicht glauben dürft? Ich gehe, aber in so kurzer Zeit es möglich ist, bin ich wieder hier, und keiner soll es euch zu berühren wagen."

Den Ambrosius fand er in einer merklichen Unruhe. Du kömmst, rief er ihm entgegen, mein junger Freund, vielleicht schon zu spät, um mir ein Wagstück, an welchem mir ungemein viel, andern noch mehr gelegen ist, vollführen zu helfen. Du wirst eben schleunig Rom verlassen, so verlangt es mein Geschäft.

So gern Romanus seinem Freund gedient hätte, so wenig wollte sich dieses eben jezt schicken. Wie konnte er die Dame so unvorbereitet verlassen, und wie durfte er sein Versprechen brechen, und dem Alten den Handel erzählen? Er soll und muß noch einmal nach seiner Wohnung zurück, eher kann er dem Freunde nicht beystehen.

Eile, rief der Greiß, eile, an jedem Augenblick Verzug hängt eines vortrefflichen Mannes Leben. Die Pferde und der Wagen sind bereit, und alles bestellt, du mußt ehe wenige Minuten vergehn, außer den Mauern seyn.

So eilig, daß er nicht mehr bemerkt, was neben ihm, was vor ihm ist, stürzt der Jüngling durch die Straßen. Und schon beugt er sich nach der Gasse um, worin seine Wohnung steht, als ihm das Ohngefähr, wie es bisweilen in den entscheidendsten Augenblicken mit unsrem festen Willen und Vorsätzen spielt, ein neues Hinderniß in den Weg wirft, dessen Ursach und Zusammenhang ihr erst weiter unten erfahren werdet.

Ein Wagen mit vier muthigen Rennern bespannt, steht mitten in der Straße, und um und neben demselben ist eine Schaar Bewaffnete versammlet. Dies alles bemerkt er kaum, und will eben sich durch das Getümmel durch-

drängen, als nahe am Wagen eine Stimme ruft: greift ihn, haltet ihn auf, und in demselben Augenblick ist er umzingelt.

Hier half nicht Flehen, noch Drohen, keine Gegenwehr ist ihm nütze, denn die trotzige Schaar schien des Nachgebens ungewohnt.

Er wird mit Gewalt in den Wagen geworfen, in welchem ein ohnmächtiger Mann an dem Rücksitz lehnt. Ohnmächtig nur, wie sich weiter hernach ergab, damals hielt ihn Romanus für einen Leichnam. Kaum ist er in den Wagen, in welchen zugleich zwey Bewaffnete mit gesprungen sind, als dieser im schnellsten raschesten Laufe durch die Straßen fährt, und ehe der Entführte Zeit zur Besinnung gewonnen, sind sie mit ihm vor den Thoren. Auf ein Wort der Bewaffneten läßt man sie überall passiren, und niemand achtet seiner Bitten, seines Schreyens, „einen Unschuldigen nicht auf diese unerhörte Weise mishandeln zu lassen,"

und ohne Aufenthalt läßt man den klagenden Jüngling entführen.

Er war schon einige Stunden weit von der Stadt weg, ehe es ihm nur gelang ein Wort aus seinen beyden Begleitern herauszubringen, die bey allen seinen Reden nicht eine Miene veränderten.

Barbaren! rief er immer, in welchen wichtigen Augenblicken habt ihr mich von zwey Freunden gerissen, die meiner so nöthig bedurften! Ach es hängt zweyer Menschen Leben von diesem fürchterlichen Verzug ab, durch eure Grausamkeit sind sie nun rettungslos verlohren. — Und immer bedachte er aufs neue die Angst, die Verwünschungen der guten Dame, die indeß in dem verschloßnen Zimmer seiner wartet, die Unruhe und Ungeduld seines alten Freundes, der in so entscheidendem Augenblick vergebens auf seine so schnell versprochne Rückkehr aussieht. Was wird die Dame, was wird

der Alte beginnen, hätte er nur wenigſtens, wie ſein Wille war, die Dame dem Bodin übergeben können, ſo nahe vor der Thüre nimmt man ihn noch mit Gewalt weg. Dieſe und andre Vorſtellungen quälten ihn ohne Aufhören.

Dreyzehntes Capitel.

Der von Romanus für tod gehaltne Cörper, fängt indeſſen an ſich zu rühren, und öffnet endlich die Augen. Wo bin ich, ſprach er, und wohin wird man mich noch, daß ich dem Tod von neuem dulde, ſchleppen?

Unter deinen Freunden biſt du, antwortete der eine von ſeinen Begleitern, und außer Gefahr. Dulde noch ein wenig dieſe ſchnelle Flucht, und du wirſt dich bald in Sicherheit ſehen. —

„Finde ich dort" — Alles findest du, unterbrach ihn der andre.

In schnellem Rennen war der Wagen indeß eine unglaublich große Strecke vorwärts gekommen, als sie gegen Abend bey einem festen Schloß anlangen. Viele Bewaffnete stellen sich um den Wagen, der dort hält, und verlangen den Gefangenen. Man giebt ihnen den Romanus, mit dem Befehl, ihn, ohne auf sein Reden zu achten, gut zu verwahren, und in demselben Augenblick kehrt sich der Wagen nach einer andern Seite um. Romanus bemerkte nun erst was ihn das verdeckte Fuhrwerk verborgen hatte, daß eine große Anzahl bewaffneter Reuter dem Wagen als Bedeckung zur Seite gewesen war. Diese stiegen jezt vor dem Schloß ab, und begleiteten den gefangen hergeführten mit hinein.

Hier wurde er in einem der obersten Zimmer verwahrt, und nachdem man ihm Nah-

rung und andre Bequemlichkeiten gebracht hatte, ließ man ihn allein. Bekümmert saß er da, als ihm einer von den Reutern, die heute mit kamen, ein kleines Billet zustellte, auf welchem die Worte stunden:

„Sey sorglos, und faße Muth, du bist in wenig Tagen wieder frey, und alle um derentwillen du dich kümmerst sind gerettet, — gerettet durch dich. — Um die Dame besonders auf deinem Zimmer kümmre dich nicht weiter, sie ist in großer Sicherheit, wenn du dies lieseſt."

Dem unbekannten Freund, der ihm diesen Trost so zur rechten Stunde zusendete, sagte sein Herz voller Rührung, Dank. Er konnte nun ruhig sich dem Schlummer überlaßen, der ihm nach der lezten Nachtwache, und der heut so schnell zurückgelegten Reise, sehr Bedürfniß war. Aber eben, als er sich aufs

Lager werfen wollte, öffnete sich seine Thür und ein kleiner Knabe trug ein Körbchen voll der niedlichsten Erfrischungen, und des köstlichsten Weins herein. Seine Gebieterin, die Tochter des Schloßvoigts schicke es, sagte der Kleine, und ließ den Gefangnen zugleich vielfältig grüßen.

Romanus war durch die Botschaft wieder munter geworden, und sein Hunger nöthigte ihn, von der gütigen Gabe bald Gebrauch zu machen. Er genoß bey dem Schein der lezten Abendstrahlen aus den hohen Fenstern der majestätischsten Aussicht. Vor sich, sahe er das ungeheure Meer, und rechts und links eine Reihe von Gebirgen, zwischen denen sich ein liebliches Thal von kleinen Flüßen durchschlungen hinlagerte. In der Ferne sahe man, wo sich die Gebirge öffneten, einen großen Strom, den man von dort aus, bis zu seiner Einmündung ins Meer, verfolgen konnte.

Die Fenster waren nur mäßig verwahrt, denn ihre große Höhe, und unten der steile Felsen, schienen sie genug zu sichern. Die Nacht brach ein, und der Ermattete war schon lange fest auf seinem Lager eingeschlummert, als ihn ein sehr heftiges Geräusch wieder aufschreckte. Ein junges Frauenzimmer trat hinein, und sahe sich erst noch einmal zur Thür hinaus gewendet, auf dem Gange um, ob jemand sie belausche; hierauf näherte sie sich dem Lager des Jünglings, und sprach mit bewegter Stimme:

„Endlich mein großmüthigster Wohlthäter, mein Erretter aus den furchtbaren Kloster-Mauern" — — — Indem sie diese lezten Worte aussprach, hatte sie den Jüngling näher betrachtet, und es fehlte wenig, so hätte ihr der Schrecken ein lautes Geschrey ausgepreßt. Ein fremder Jüngling liegt statt des Mannes den sie zu finden hoffte, vor ihr auf

dem Lager, und staunt sie mit großen Augen an. Bleich, und zitternd vor Schreck läßt sie die Kerze, und, alles andre, was sie mit sich trug, aus den Händen sinken, und läuft eilig ohne sich weiter nach der unerwarteten Erscheinung umzusehen, zur Thür hinaus, welche sie, eilig wie sie ist, hinter sich zu schließen vergißt.

Der Jüngling schlägt die Thür wieder zu, und erwartet auf seinem Lager den Ausgang dieses neuen Abentheuers. Aber er hätte noch neunmal länger vergebens warten können, denn die erschrockne Jungfrau ist froh, daß sie noch auf diese Weise den Folgen der erstaunlichen Verwechslung entgangen ist, und wird sich sobald nicht wieder wagen den Gang noch einmal zu machen. Noch auf ihrem einsamen Zimmer verläßt sie das Zittern nicht, und den Schrecken fühlte sie noch am andern Abend.

Nachdem der Jüngling lange auf etwas weitres geharrt hatte, schlummerte er endlich wieder ein, und nichts störte seinen Schlaf, bis ihn am andern Morgen der hellleuchtende Tag, und der Gesang der Vögel erweckte.

Er war kaum erwacht als ihn der Klang einer Zither ans Fenster lockte. Die Stimme war ihm sehr bekannt, aber der Sänger stand so unten am Felsen gelehnt, daß er ihn nicht von seinem Fenster aus sehen konnte. Die Stille des Morgens, und der günstige Strom der Morgenluft, ließ oben jedes Wort des Gesangs vernehmen, der Inhalt des Lieds, das eine angenehme männliche Stimme zu dem Saitenspiel sang, war ohngefähr folgender:

Heil dem Tage, Heil den Stunden,
Heil der freudenreichen Stelle,
Da die lang-Geſuchte ich gefunden,
Dürſtend endlich halte vor der Quelle.

Kaum begann — der lichte Morgen,
Kaum war Schlaf und Traum vergangen,
Jagten mich die wilden Sorgen,
Nirgends konnt' ich an das Ziel gelangen.

Wen ich (ſchwer mit Gram beladen)
Nach den theuren Spuren frage,
Wer mich wandernd ſoll berathen,
Spottet bitter meiner Klagen.

Viele Ströme, manche Städte,
Vieles Land hab' ich geſehen.
Nirgends da ich Ruhe hätte,
Traurig mußt' ich weiter gehen.

Nie verlaſſen hat mich Hoffen. —
Als mir Kraft und Muth entgangen,
Habe ich das Ziel getroffen,
Das die Wünſche kühn errangen.

Will' und Kraft iſt dir gegeben,
Muthig will ich alles wagen,
Jede Hoffnung, Luſt und Leben,
Deine Ketten zu zerbrechen.

Keinen Lohn will ich verlangen,
Treulich will ich dich begleiten.
Biſt du nur der Schmach entgangen,
Will ich unbefriedigt ſcheiden.

Indem der Sänger dieſe lezten Strophen ſang, trat er heraus ins Freye, und ſchien nach einem benachbarten Fenſter hinauf zu blicken. Romanus traute ſeinen Augen kaum, denn der Zitherſpieler war kein andrer, als ſein Freund Antonio, der ſich in eine abentheuerliche Tracht geworfen hatte.

Was ſehen meine Augen? rief er, biſt du es Freund Antonio? welcher wunderliche Stern führt uns beyde hier zuſam-

men, dich außer dem Kerker, und mich innerhalb?“

Antonio glaubte zuerſt ſeine Ohren täuſchen ihn, aber nachdem er genau erkannt hatte, daß es Romanus ſey, und kein andrer, der mit ihm ſprach, rief er ihm verwundert zu: — Was hat dich hier hinein gebracht, und welche That hält dich gefangen? —

Nicht meine Schuld, antwortet Romanus, nur der Zufall. — Die beyden Freunde hatten nun Gelegenheit genug ſich gegenſeitig über dieſes ohngefähre Zuſammentreffen zu wundern. Antonio erzählte mit einigen Worten, daß er Lucien hier in der Burg gefangen glaube, deren ſichrer Spur er nun ſchon ſeit vielen Tagen gefolgt ſey. Aber länger war es nicht rathſam ihr Geſpräch ſo fortzuſetzen, denn ſchon wurden ſie von mehreren finſtern Geſichtern beobachtet.

Wenn in trüben Tagen ein Verlaßner sich fern wähnt von allem, was sonst liebend und tröstend um ihn war, und nun auf einmal unverhofft eine freundliche, bekannte Stimme ihm zuspricht, da wird ihm der allgegenwärtige Zusammenhang klar, in welchem alle unsre Begegniße mit einander stehen, und wie uns derselbe Geist eines gleichförmigen Schicksals, der von früher Kindheit auf mit uns war, nie verläßt, nie verlaßen kann. Der Mensch gehe wenn die allmächtige Pflicht gebietet, getrost und muthig in die unbekannte Ferne, wenn er sich am einsamsten wähnt, wird gerade in der rechten Stunde sich alles um ihn versammlen was zu ihm gehört. So hatte Romanus auf einmal seinen Jugendfreund wiedergesehen, den er nirgends weniger, als gerade hier, erwartete.

Es verstrich ihm dieser Tag in vieler Heiterkeit, ohne daß jemand zu ihm gekommen

wäre, als der Knabe, der ihm Nahrung brachte. Er genoß zur Gnüge der herrlichen Aussicht, und sah unaufhörlich auf, ob sich nicht sein Antonio wenigstens von ferne mehr blicken ließe, aber er wartete vergebens auf ihn. Auch am andern und dritten Tag ließ er sich nirgends sehen. Am Abend des lezteren Tages kam dagegen der Burgvoigt, eine wohlbeleibte, behägliche Natur. Er war ungemein höflich und verkündigte dem Gefangnen daß sich, wie man eben Nachricht von Rom aus habe, seine Angelegenheiten ungemein vortheilhaft geändert hätten, morgen würde der Herzog von *** ihm sein Urtheil ankündigen. Romanus hielt es für überflüßig, ihm den Irrthum, in dem sie alle waren, aufzudekken, denn er glaubte nach und nach ziemlich deutliche Einsicht von dem ganzen Zusammenhang seiner lezten Abentheuer zu haben, und seine Vermuthungen täuschten ihn nicht. Nachdem der gute Mann sich wieder entfernt hatte,

beſchäfftigte er ſich einen Brief an ſeinen treulichen Ambroſius aufzuſetzen, den er im Fall ſeine Gefangenſchaft noch länger dauern ſollte, gelegentlich an ihn zu bringen glaubte.

Vierzehntes Capitel.

Am darauf folgenden Tag gegen Mittag, erschien der Herzog. Er ließ den Gefangnen zu sich zu kommen bitten. Mehrere dem Ansehen nach vornehme Personen waren mit ihm. Wie groß war sein Staunen, wie groß war die Verwunderung der andern — mochte sie auch bey einigen unter ihnen bloß verstellt seyn — als sie statt des Gefangenen, den sie vermutheten, einen fremden nie gesehenen Jüngling erblickten. Der Burgvoigt, die Gefangenenwärter, wurden vernommen, sie schwuren,

es sey derselbe Gefangene, der ihnen sey überliefert worden. Der Anführer der Reuter, die den Wagen begleitet hatten, wurde verhört, er sezte mit heiligen Betheuerungen sein Leben zum Pfande, daß er nichts von dem Betrug gewußt habe.

Man hatte klüglich zur Bedeckung des Gefangenen Leute aus einem Theil der päpstlichen Truppen gewählt, welche meistens keine gebohrnen Römer, ja zum Theil keine Italiäner waren. Es ergab sich, daß der Betrug von den beyden nächsten Begleitern des Gefangnen, welche in der Kutsche mit waren, ausgeführt worden sey. Man hatte auf ihren Befehl den Romanus mitten in den sichern Straßen Roms gefangen genommen, und in den Wagen geworfen, denn die Reuter hatten keine andre Ordre, als jenen beyden zu gehorchen, und niemand wähnte, daß der wichtige Auftrag in so unsichern Händen sey. Diese

beyden Cavaliere hatten sich seit der Zeit nicht wieder in Rom sehen lassen, ohne daß jemand anders geglaubt hätte, als daß sie auf dem Schloß, oder auf ihren Gütern wären. Es war gewiß genug, daß der Ohnmächtige, der sich mit in dem Wagen befand, der eigentliche Beschuldigte war, man hatte den unschuldigen Fremdling auf den Gassen Roms geradezu weggenommen, damit man ihn statt dessen, dem es eigentlich gelten sollte, in Verhaft lassen könnte; und durch die Stadt hielt man es für Sicherheits gemäß, den wahren Verbrecher mit in dem Wagen zu behalten, damit von der Wache am Thor, welche das schuldige Haupt kannten, und strenge Ordre hatten, die böse Vertauschung nicht entdeckt würde. Die gutwilligen Reuter waren indeß — größtentheils wenigstens, der ganzen Sache unkundig, — dem Wagen sorgfältig gefolgt, und glaubten ihre Pflicht vollkommen zu thun, als sie den fälschlich Gefangnen gut bewachten.

Aus dem ganzen Verhör hatte es sich endlich sehr deutlich ergeben, daß — so wie es Romanus schon längst vermuthet hatte — der, dessen Stelle er hier vertreten hatte, der Ohnmächtige in der Kutsche, kein anderer als der Gemahl der Dame gewesen sey, die bey ihm so erwünschten Schutz fand, kein anderer als der, dessen Hinrichtung er mit so großer Angst herannahen, und wieder zu nichte werden gesehen hatte. Und wenn ihn auch hierin seine Vermuthung nicht betrog, so war es dieselbe Person, zu deren Retter ihn sein alter Freund Ambrosius bestimmt hatte. Dem Anschein nach schienen die meisten der gegenwärtigen Richter nicht eben betrübt, oder unwillig, daß der Gefangne so glücklich entkommen war, und sogar die Vornehmsten darunter, schienen ihm eher Glück auf der weiten Flucht zu wünschen, als daß sie ihn lieber wieder in ihrer Gewalt gesehen hätten. Nur einer oder zween waren über den Betrug, und über die ihnen

entgangne Rache wahrhaft verdrüßlich, übrigens schienen die Sachen des Beschuldigten schon eine weit vortheilhaftere Wendung genommen zu haben.

Da die Verwechselung nun offenbar genug, und ganz unzweifelhaft war, fand man kein Bedenken weiter, den aus Irrthum Gefangnen gleich wieder frey zu lassen. Dieser beschloß, auch nicht weiter im Kerker zu säumen, der ihm in der Länge doch endlich lästig werden mochte, sondern empfahl sich seinen Richtern sogleich. Indem er ihr Zimmer verließ, händigte ihm derselbe Reuter, der ihm das erste Billet brachte, ein zweytes ein, worin stand: „Mit meinem Wissen wurdest du von den Reutern auf der Straße gefangen genommen, der Ohnmächtige im Wagen war der Gemahl der Dame, die du auf deinem Zimmer verborgen hieltest. Beyde sind nun in Sicherheit. Wir erwarten dich in Rom, oder hal-

ten dich sonstwo Geschäfte zurück, so werden wir dich auch an andern Orten zu finden wissen.

„Ambrosius."

Erfreut über diese Nachricht gieng er nur noch einmal in das Zimmer zurück, wo er die letzten Tage zugebracht hatte. Auf dem Gange dahin traf er das junge Frauenzimmer wieder, dessen Besuch ihn neulich mitten in der Nacht so sehr überrascht hatte.

Sie folgte ihm auf daßelbe, und entschuldigte ihren neulichen Irrthum. Sie erzählte daß der Edelmann an dessen Statt man ihn gefangen gesetzt habe, ihr Gelegenheit gegeben, aus dem Nonnenkloster, in welches sie aus jugendlicher Unerfahrenheit gieng, wieder heraus zu gehen. Auch sonst habe sie gegen ihn, und seine Gemahlin viele Verbindlichkeiten. Dies habe sie bewogen, an jenem

Abend auf das Zimmer ihres vermeintlichen Wohlthäters zu bringen.

An ihrer Aussprache bemerkte Romanus, so wie an ihrem Anstand, daß sie nicht in Italien gebohren war, und ein unauslöschlicher Zug des Kummers, der auf ihrem Gesicht lag, oder sonst etwas Unbekanntes, zog ihn ungemein zu der Jungfrau hin.

Ihr seyd nicht aus der Gegend? — fragte er — Ich bin eine Holländerin. So sind wir in einem Lande gebohren? auch ich bin ein Holländer. — Die Jungfrau schien mit vieler Bestürzung den Jüngling zu betrachten. Kennt ihr einen jungen Landsmann Nahmens Antonio? frug sie — Romanus erwiederte daß dies sein inniger Freund sey — So gebt ihm diese goldne Kette, sprach sie weiter, sagt ihm ich würde ihn treffen. Er wird euch morgen begegnen — aber noch eine Frage erlaubt

mir — kennt ihr einen Jüngling Nahmens Romanus, aus dem Geſchlecht ***? — Ob ich ihn kenne? antwortete jener — ich bin es ſelber — Die Dame war ſichtbar bewegt, und konnte nicht reden, ſo viel ſie vielleicht ſagen wollte.

In dieſem Augenblick hörte ſie die Stimme ihres Pflegevaters — des Burgvoigts — in der Nähe des Zimmers. Sie rief dem Jüngling noch ſchnell ein Lebewohl zu, und entfernte ſich eilig, in großer Bewegung. Wer konnte es der Meynung des Romanus nach anders ſeyn, als Lucie, die nämliche von welcher ihm Antonio ſo viel erzählte, die nach dem Bericht des alten Mönchs in Rom in einem Frauenkloſter geweſen war, und die dann von dort heraus, weiter reiſte, bis an den Ort, wo ſie Antonio ausſpürte, und er ſelber mit ihr ſo ſonderbar bekannt wurde.

Der alte Burgvoigt bat den Herrn, daß er doch die heutige Nacht noch in seinem Hause zubringen möge, da der Abend schon nahe, und in der Gegend umher auf mehrere Stunden weit, kein sonderlich gutes Gasthaus zu finden sey. Aber den Romanus, so gerne er auch die Jungfrau noch einmal gesprochen hätte, konnte nichts bewegen, noch eine einzige Stunde innerhalb der Mauern die ihn noch vor kurzem gefangen hielten, zu verweilen, er nahm mit einem Händedruck Abschied von dem dicken Manne, der mit seinem schnellen Weggehen wenig zufrieden war.

So sahe sich denn endlich Romanus aus seinem Gefängnis im Freyen. Ihm schien die Zeit, wo er gefangen war, mehrere Monate lang gewesen zu seyn, frölich prüfte er seine Kräfte, und sein Gang war so leicht als er lange nicht gewesen war. Die Nacht war lau und schön, und da

nach dem Ausspruch des Burgvoigts weit herum kein Ort war, der einige Bequemlichkeiten dargeboten hätte, beschloß er aufs Gerathewohl der Gegend nachzugehen, nach welcher seiner Vermuthung gemäß Rom liegen mußte. Die Sterne kamen hervor, und die Nacht war still, unbewohnt schien die ganze Gegend, da traten ihm alle ernste Stunden seines Lebens vor.

In welches Träumen, sprach er, in welche unbestimmte Willenlosigkeit bin ich noch immer versunken, und wie haben mich meine Schicksale, gleich jedem abentheuerlichen Alltagshelden umher geworfen, weil die rechte Kraft, welche auch des blinden Glückes Ausschweifungen im Maaß hält, noch nicht in mir ist. Wie muß ich mich, den heute der leichte Flug in dem reinen Aether erhält, bald darauf mit gelähmter Schwinge am Boden sehen, den die Hand eines muthwilligen Zufalls ge-

fangen nimmt, und verkehrt ihr Spiel mit ihm treibt. Genug iſt es nun des traurigen Spiels, genug habe ich mich in dieſem kummervollen Luſtſpiel abgemattet, daß nun auch mein Wille gälte! und nicht jedes neue Unglück meine Vorſätze, meine beſten Pläne zertrümmerte —

Doch in wenig Augenblicken ſchwiegen ſeine Klagen, die Geſtirne in unabänderlichem, ewig beſtimmtem Lauf ſahen ernſt auf ihn nieder, und ſein vergänglicher Wille beugte ſich vor dem ewigen Geſetz.

(Ende des erſten Bandes.)

Journal

von

neuen deutſchen Original Romanen

in 8 Lieferungen jährlich

Dritter Jahrgang. 1804

Vierte Lieferung.

Die Kirche und die Götter. Zweyter Band.

Penig 1804

bey F. Dienemann und Comp.

Die Kirche und die Götter.

Ein Roman.

Zweiter Band.

Penig 1804
bey F. Dienemann und Comp.

Univ. Bibl.
München

Die Kirche und die Götter.

Zweyter Band.

Drittes Buch.

Funfzehntes Capitel.

Die Stunde vor Mitternacht mochte ungefähr nahe seyn, als Romanus sich von Müdigkeit und der großen Kühle, welche die Nachtluft heute für ihn hatte — da er mehrere Tage im eingeschlossenen Zimmer zubrachte — genöthigt sah, sich nach einem Nachtlager umzusehen. Hinter einem Hügel gerade vor ihm, war der Mond, welcher im Abnehmen war, mit schmalen Hörnern aufgegangen, und in seinem bleichen Glanze glaubte er auf dem Rücken des Hügels einige Hütten zu entdecken. Er ging darauf zu. Es

schienen die Wohnungen einiger Viehhirten zu seyn, das Blöcken der Heerden, und das Bellen der Hunde schallte abwechselnd durch die ganze — nächtlich stille — Gegend. Vor den Häußern war nicht weit abgelegen ein Brunnen, an welchem einige Frauen Wasser schöpften. Der stille Wandrer hatte sich ihnen arglos genähert, da ließen jene erschrocken ihre Gefäße sinken, und liefen angstvoll rufend nach den Hütten zu. Man schloß sogleich die Thür hinter ihnen, und wo auch vor den übrigen Wohnungen noch jemand saß oder stund, der suchte eilig innerhalb der Schwelle zu kommen. Nur hinter den Läden, und wo sonst eine kleine Oeffnung der Thüren oder Dächer war, da sahen ängstlich lispelnd die armen Hirten heraus, während die Kinder die allgemeine Furcht durch klägliches Weinen und Geschrey ausdrückten.

An der einen Hüttenthür klopfte Romanus, den dieser Vorgang sehr in Staunen setzte, an, aber niemand schien geneigt, ihm irgend

eine Antwort, zu geben. Was für thörichte Furcht, sprach er, treibt euch, einen stillen harmlosen Wandrer, der einzeln, und ganz unbewaffnet ist, so ängstlich zu fliehen? Ich begehre nichts von euch, als ein wenig Speise, und wenn es möglich ist ein Nachtlager, beydes nicht unentgeltlich, nicht ohne Dank." —

Die Hirten schienen durch diese Worte wieder einiges Zutrauen zu gewinnen, und nach und nach wurde der eine Laden halb geöffnet, und eine männliche Stimme frug, nachdem sie einen kurzen Spruch, den das Volk in jener Gegend, gegen böse Geister und Erscheinungen für wirksam hält, ausgesprochen, was ihn bewegte ihre stille Hütten so spät noch zu beunruhigen? —

Hunger und Ermattung. —

Woher er käme, frug der andre. —

Von dem nahen Schlosse. —

Während dieses Gesprächs konnte man deutlich hören, wie eine weibliche Stimme, im Innern des Hauses den Frager flehentlich bat, von seinem Wagstück abzustehen.

„Siehst du nicht, sagte sie, daß es auch eins von ihnen ist, willst du mit dem Gespenst dich einlassen?“ —

Kaum hatte der Jüngling das nahe Schloß erwähnt, als der halboffne Laden mit einer groben Hast wieder zugeworfen wurde, der Frager sich schnell zurückzog, und das Jammern und Weinen der Kinder und Weiber noch weit ärger wurde. Er wartete einige Zeit geduldig, welchen Ausgang dieser verkehrte Handel nehmen würde? Als aber von innen noch keine Anstalt zum Oefnen der Thüre gemacht wurde, klopfte er noch einmal, mehr um diesen armen Leuten ihre nichtige Furcht zu benehmen, als weil ihm sonderlich viel daran lag, unter ihrem Dache unterzukommen.

Welche Feigheit, rief er, hat sich eurer bemächtigt? Haltet ihr mich, der ich wahrhaftig von keinem andern Fleisch und Blut bin, als ihr selber, für ein Gespenst? Scheint es euch etwa nicht natürlich genug, daß ein verirrter Fußgänger in der Nacht Obdach und etwas Speise bey euch begehrt, ist es euch nicht natürlich genug, daß ich noch erst diesen Nachmittag aus jenem großen Schloß dort auf dem Hügel, das in päpstlicher Gewalt steht, ausging, wo man mich vor einigen Tagen unschuldig gefangen sezte. Oder irrt euch vielleicht meine etwas rauhe und fehlerhafte Aussprache? Habt ihr noch keine Ausländer bey euch gesehen? und wißt ihr nicht, daß man über dem Rhein kein Italiänisch spricht? —

So versuchte er ihnen einige Zeit lang durch vernünftige Gründe ihre Furcht zu nehmen, und seine Worte waren nicht vergebens, denn nach einiger Zeit sieht man den Laden wieder halb geöffnet, und endlich thut man von

innen die Thür auf. Ein junger rüſtiger Mann mit einer hellen Fackel empfängt ihn, aber die Furcht liegt jenen noch immer in den Gliedern, er prellt unwillkührlich um einige Schritte zurück, als der Fremdling über die Schwelle tritt. Endlich faßt er ſich, und nachdem er ihn von oben bis unten beleuchtet, nimmt er ihn mit ſich nach dem Heerd, wo die andern Haußgenoſſen ſitzen. Da ſieht man die bange Furcht noch auf allen Geſichtern, und Weiber und Kinder wagen ſich noch nicht aus ihren Winkeln hervor. Keiner antwortet anfangs dem Fremdling, der vieles mit ihnen ſpricht, endlich tritt ein Jüngling unter den Hirten vor, welcher den andern verſichert, dieſen Fremdling, der ein Holländer ſey, habe er vor mehreren Tagen zu Rom in einem Weinhauſe, nahe an den Mauern geſehen, als er mit einem Theil der Heerde dorthin handelte. Die übrigen gewannen nun nach und nach auch Vertrauen, und der junge Menſch war der erſte, der es wagte, den

Fremdling traulich bey der Hand zu faſſen. Nachdem ſich alle von ihrer Furcht ſattſam erholt hatten, ſezten ſie ſich, den Fremdling in ihrer Mitte, um den Heerd. Auch die Kinder kamen wieder zum Vorſchein, und wagten es ſogar, den fremden Herrn mit der Hand zu begrüßen. Ein kleines Mahl und die Ruhe erquickten den matten Wandersmann.

Ihr dürft euch nicht wundern, hub endlich ein ſchon etwas ältlicher Mann zu erzählen an — der auch vorhin, bey dem Vorgang, der alle ſo ſehr erſchüttert hatte, am gelaſſenſten geblieben war, — daß wir um etwas ganz gewöhnlichen, um eines Fremden willen der Abends ſpät noch an der Thüre klopft, und Einlaß verlangt, ſo ſehr in Furcht geriethen. Es iſt nicht eine angebohrne Zaghaftigkeit, eine kindiſche Furchtſamkeit, die ſich vor der Mitternacht und jedem Geräuſch entſezte, wie ihr ſie auch ſchwerlich bey Hirten ſuchen werdet, die von Kindheit auf gewohnt ſind, Nacht und

Tag auf dem freyen Felde zuzubringen, und oft mitten in dem Dunkel der Mitternacht, an einsamem Ort, unter wilden Thieren und feindlichen Menschen ruhig geblieben sind. Aber seit einiger Zeit haben auch die, welche sonst nichts von ihr wußten, die Furcht kennen gelernt, und der Gegend, in der wir wohnen, ist seither die Nacht nicht mehr die Zeit der Ruhe, sondern eine Zeit des wildesten Entsetzens. Keiner wagt sich mehr mit der Heerde auf dem Felde zu bleiben, sobald Mitternacht noch etwa eine Stunde entfernt ist, und viele Hütten stehen leer, aus denen das Schrecken die Hirten in andre Gegenden verjagt hat. Wir sehen wachend mit großer Sehnsucht dem ersten Morgengrau entgegen, das uns nun nicht mehr zur Arbeit aufweckt, sondern zu einigen Stunden kurzer Ruhe einladet, und wenn der Mittag kaum vorbey ist, sehen wir schon wieder der Nacht mit Grausen entgegen. So ist unsre ganze Lebensart verkehrt worden, und wir Männer, die wir den

Weibern und Kindern ein Beyſpiel von großer Furchtloſigkeit gern geben möchten, ſind ſelber nach und nach ſo ſehr von Grauſen ergriffen worden, daß uns beynahe nicht minder vor der Nacht bangt, als jenen, und die kühnſten Wagehälſe, die ſonſt nichts erſchreckliches geſcheut haben, mögen bey dieſem allgemeinen Leidweſen nichts Hülfreiches mehr unternehmen. Zwar dürfen wir uns nicht beklagen, daß einem unter uns irgend ein Leids begegnet wäre, außer etwa einigen, welche ſich mit Willen ihm genähert haben, aber unſer Entſetzen iſt darum nicht geringer. Und an kein Gewöhnen, an kein Abſtumpfen durch die Länge der Zeit, iſt zu denken, denn je länger je tiefer ſcheint die Furcht bey uns Wurzel zu ſchlagen. Deswegen war uns vorhin wenig daran gelegen, euch, ehe wir euch genauer kannten, herein zu laſſen, beſonders, da ihr ausſagtet, vom nächſten Schloß zu kommen, worunter ihr freylich ein ganz andres verſteht, als wir. Doch, ehe ihr recht zur

genauen Einsicht unsrer Noth gelangen könnt, ist es wohl nöthig, den ganzen Anfang und Hergang der Geschichte zu erzählen.

Es ist etwa einige tausend Schritt von hier ein tiefes felsigtes Thal gelegen, düster und schattenreich durch die alten Fichten und Buchen, die sich oben über den Felsenring herüber neigen, und mit einem klaren Bach durchzogen. Nur nach Westen zu öffnet sich der wilde Grund ein wenig, so daß von dort die untergehende Sonne durch das niedrige Gebüsch hindurch den dichten Schatten auf einige Augenblicke Glanz und Helle giebt, sonst ist es überall so dicht von den glatten Steinwänden eingeschlossen, daß sich sogar der kleine Bach, der östlich herkömmt, durch einige Felsenspalten herausdrängen muß. Der Grund mag im Umkreiß eine Viertelsmeile oder drüber betragen, und über seinen mit Felsenstücken überall belegten Rücken, sieht man nichts als Moos und einiges Gesträuch.

Ganz in der Mitte des Thals sahe man einige Gebäude stehn, die man in so wildem Schlund nicht erwartet hätte, zwar nicht eben so hoch, als die Schlösser und Palläste unsers Adels gewöhnlich sind, aber an Pracht und herrlichem Bau stehen sie keinem andern Gebäude der Art nach. Ein alter sonderbarer Herr hatte zu den Zeiten unsrer Großväter dieses kleine Lustschloß hinein in den traurigen Schlund gebaut, der mitten in seinen Ländereyen gelegen ist. Auch ist das unscheinbare Thal, schon von Alters her, und neuerdings mehr als jemals, berühmt gewesen, durch ein Wunderbild, das in einer länglichten Vertiefung, welche seitwärts in den Felsen hineingeht, zu sehen ist. Dorthin führt man in einer gewissen Jahrszeit, welche nun nicht mehr fern ist, Kranke aller Art, welche durch eifriges Gebet und Glauben genesen. Man läßt die Leidenden eine Nacht nahe an dem Bilde, wo man in der Zeit einige Dächer aufrichtet, zubringen, und schlummernd und wachend ha-

ben sie dort gar seltsame Träume und Gesichte. Wenn sie sich dann gläubig, und innerlich gestärkt, am andern Morgen in dem kleinen nahen Bächlein baden, so sind sie fast alle genesen. So hat das Bild schon fast unglaubliche Wunder verrichtet, und unter vielen Tausenden, welche siech und viel Schmerzen duldend, hieher gebracht worden sind, hat man kaum etliche ohne Hülfe wieder weggehen sehen, die vielleicht durch Unglauben oder durch sonst etwas sich vergangen hatten.

Um die nämliche Zeit, wenn dieses Bild so mit Erfolg von allen Orten und Gegenden auf viele Meilen weit her, besucht wird, findet sich ein alter Arzt hier ein, den schon unsere Väter, als sie noch jung waren, gekannt haben, und schon damals war er wohl betagt. Er ist weit herum als ein Wunderthäter bekannt und berühmt, nicht weit von hier ist sein Geburtsort, wo aber niemand von seinen Verwandten mehr am Leben ist. Auf den

harren wir auch jezt mit unsäglicher Sehnsucht und Ungeduld, denn der nur allein, dem mehr als gewöhnliche Kräfte, zu Gebot stehn, kann die Schrecken, die uns täglich so hart zusetzen und ängstigen, von uns nehmen, und was sonst niemand ungestraft wagen dürfte, das vermag der mit Leichtigkeit zu endigen. Doch warum wage ich es selbst in der Erzählung und mit Worten eben so wenig als mit den Füßen und den Augen, mich dem schrecklichen Gebäude zu nähern? warum gehe ich so lange außen herum, ehe ich es nur zu nennen wage? O wie hat sich die große Scheu unsrer so sehr bemeistert! Mitten in dem Thale, sagte ich vorhin, liegt ein Schloß — — —

Indem der Hirt bis zu diesen Worten seiner Erzählung gekommen war, hört man aus einiger Entfernung, wie ein Brausen und Schnauben, das sich allmählig nähert. — „Da kommt das Ungeheuer wieder," sagte der

Mann, und er hat es kaum gesprochen, als man alle die Umhersitzenden vor Schrecken bleich und zitternd sieht. Die Weiber schauen um, wo ihnen ein kleiner Winkel, ruhiger, und von dem Schreckens-Tone abgesonderter bliebe, wohin sie eins ans andre gedrängt, und mit zugehaltnen Ohren sich flüchten. Die Kinder drängen sich wehklagend theils den Müttern nach, und die größeren stehen furchtsam hinter den Vätern. Selbst diese scheinen ihren innern Schrecken, der alle Sennen erschlafft, nicht verbergen zu wollen, und ächzen und athmen tief, wie man es in einem bösen Traume pflegt, oder wenn im Schlummer unsre Brust, wie unter einer großen Last begraben scheint, und wir nicht erwachen können.

Das Getös nähert sich indeß der Hütte, und das Schnauben wechselt mit einem Heulen und Wimmern ab, welches man mit Recht herzzerspaltend und zerreißend nennen konnte. Wer in früher Kindheit von dem Wimmern

der Leichen in den Särgen, welches die Hörer rasend macht, und von dem Geheul, das nach dem Mährchen vor großem allgemeinem Unglück aus der Luft sich erhub, gehört hat, der empfing in jenem Alter, das der Furcht und dem Entsetzen so geneigt ist, eine Ahndung von dem, was sich jezt vor den Hütten der armen Hirten hören ließ.

Einige male hielt das fürchterliche Wimmern ein, um sich kurz hernach bald näher bald entfernter, bald leiser bald lauter, wieder zu erheben, aber immer war es durchaus gräßlich, durchaus entsetzlich. Es mochte schon gegen eine oder zwey Stunden — die Furcht machte sie zu eben so vielen Tagen — gedauert haben, als Romanus, der sich anfangs unwillkührlich auch von dem allgemeinen Entsetzen mit ergriffen fühlte, sich dem Fenster näherte, als eben das Geschrey nicht weit von der Hütte gehört wurde.

Eine lange Gestalt, die weiß verhüllt schien, schleppte an einer Kette etwas mit sich, das

bey dem bleichen Schimmer des Mondes einem Gerippe glich. Rasselnd mit den dürren Knochen, hob sich die Gestalt bald empor, bald senkte sie sich tief, wie in sich selber zurück, und schien beschäftigt, etwas vom Boden aufzulesen. Bisweilen stund sie starr und wie ohne Bewegung, und schien die Augen nach einem Hügel, der von dort nicht fern ist, hinzuwenden, dann wälzte sie sich wieder auf der Erde. Die Stimme ließ nicht errathen, von welchem Geschlecht die elende Gestalt sey, ja die entsetzlichen Töne schienen nicht menschlich, so sehr kann hartes Elend unser armes schwaches Gebild vernichten. Um die nahen Hütten und ihre furchtsamen Bewohner schien sich das wunderbare Wesen nicht zu bekümmern, nur der Hügel und die dürren Knochen, die es heulend und wimmernd nachschleppte, gingen seine Blicke an. Oft schien es mit diesen reden zu wollen, an den nahen Sandhaufen lehnte es das greuliche Skelet, und stellte sich wie in Unterredung begriffen davor hin, aber die

Worte wurden zu Wimmern, und vergeblich bewegt sich der Mund, untauglich zu seinen alten Diensten. Wild, aber voll ausdrücklichen unendlichen Grams, sind die Bewegungen, und alles was die weiße Hülle von den Gliedern des Furchtbaren schauen läßt, seine Schritte und sein Gang, sind nicht, wie man ihn an menschlichen Gestalten gewohnt ist. Trotz der Ungewöhnlichkeit der Erscheinung, und der Furcht in welche sie die ganze Gegend gesezt hatte, fand Romanus doch Gründe genug, sie für einen Wahnsinnigen zu halten, und in wie fern er das Wahre errieth, oder sich betrog, wird sich weiter unten aufhellen.

Nachdem so die ganze furchtbare Nachtmusik gegen drey Stunden mochte gedauert haben, wendete sich das Gespenst endlich, nachdem es lange stumm nach dem Nachbarhügel hingestarrt hatte, gräßlich heulend wieder dahin, wo es hergekommen war, und nach und nach wurde der entsezliche Laut immer leiser und leiser,

und endlich von der Entfernung ganz verschlungen.

Die Morgendämmerung erhob sich über dem Hügel, der dem eben Verschwundenen so sehr am Herzen zu liegen schien, und die Morgenlüfte weckten die Vögel unter ihren Zweigen auf. Die Hunde und andre Thiere, welche, während das Gespenst sich in ihrer Nähe aufhielt, unaufhörlich, als ob sie an dem allgemeinen Entsetzen Theil nähmen, geheult und gebrüllt hatten, wurden nach und nach wieder stille. Als die Hirten hörten, daß sich die grausenhafte Gestalt wieder entfernt hatte, und als der erfreuliche Morgen durch die Spalten ihrer Läden hereinbrach, giengen sie wie neubelebt aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und wagten es nun erst, sich dem Schlummer zu überlassen. Auch ihrem Gast wurde ein reinliches Lager angewiesen, und dieser schlummerte von der Reise und der lezten Nachtwache ermattet, bis der Mittag nicht mehr fern war.

Endlich weckte ihn das allgemeine lebendige Getöse auf, das die emsigen Hirten bey ihrer Arbeit erregten. Alle Angst, und was sie vor wenig Stunden noch gelitten hatten, war vergessen, und frölich bot ihm die Wirthin ein Frühstück an. Die Kinder schienen bey ihrem Spiel so wenig auf die ängstliche Nachtwache zu sinnen, daß sie selbst den Geist spielten, vor dem sich die andern erschrocken stellten. Die Wirthin hatte nun erst Zeit, ihre Sprachfelligkeit zu zeigen, und fragte den Fremden mit vieler Neugier aus, welcher auch gutherzig genug war, ihre große Wißbegierde zu stillen. Die Männer giengen nach und nach alle aus den Hütten, denen nach, welche schon am Morgen mit den Heerden auf die Weide gegangen waren. Es wurde wieder still in der Gegend, und Romanus setzte sich träumend unter den hohen schattigten Ulmen nieder, welche in der Nähe der Häußer standen. Von dort aus war die ganze schöne Gegend zu übersehen, wie Hügel an Hügel, grün

und bebaut sich drängt, und auf den Höhen umher kleine Kirchen und Capellen prangen. Zwischen den Hügeln hin gehen viele dichte Wälder. Auf den nahen Auen sieht man die Heerden, und die Schallmeyen und Pfeifen der Hirten tönen herüber. Auf dem Nachbarhügel steht eine kleine Kirche, welche unter Bäumen halb versteckt, und anmuthig gelegen, den Blick auf sich zieht, dorthin hatte, wie sich Romanus erinnerte, das wunderliche Wesen, das ihm heute Nacht erschienen war, sich oft gewendet.

Die Erscheinung hatte seine lebendigste Theilnahme erregt, und wie tief sie ihn erschüttert hatte, so hätte er die Nacht doch nie aus seinem Leben weggewünscht. Seine Müdigkeit war noch immer sehr groß, und er beschloß, noch einen Tag, oder zween, bey den gastfreyen Hirten zuzubringen, und nicht eher zu ruhen, bis er den Schleyer von dem furchtbaren nächtlichen Geheimniß weggezogen

hätte. Eine unbezwingliche Schwermuth ergriff ihn, so oft er an die letzte Nacht dachte, und sein Mitleid mit dem unglücklichen Wesen wurde immer größer, je öfter er sich sein Erscheinen vor die Erinnerung rief. Es ward ihm fast Gewißheit, daß ein armseliger Wahnsinniger die Gegend so in Schrecken sezte, und er wartete begierig auf Gelegenheit, die Hirten über alles, was dahin Bezug hatte, auszufragen. Seine Wirthin schien wenig davon zu wissen, und was sie wußte, hatte sie mit zu vielen Unwahrscheinlichkeiten verwebt, aber ihr Mann hatte, wie sie sagte, von allem genaue Kundschaft. In den Dornenhecken, welche nicht weit von den Ulmen abgelegen waren, sahe er etwas Weißes glänzen, und mit einigem Schauder bemerkte er beym nähern Hinzutreten, daß es allem Anscheine nach ein Stück von dem weißen Gewand war, das der Furchtbare in der lezten Nacht trug. Ueberall fanden sich dort Spuren seines Vorübergehens. Die Steinhaufen, welche nach der Versicherung

der Hirtenknaben jede Nacht von ihm zusammengetragen, und oft wieder auseinander gestreut wurden, einige Gruben in dem Sande, welche er mühsam mit den Händen ausgrub, und sich mit dem, was er gewöhnlich schleppte, hinein legte, ja die ganze Gegend schien von der Erscheinung zu zeugen. Nach der kleinen Kirche beschloß Romanus noch an demselben Tage hinzugehen, und heute noch wollte er sich auch das öde Thal zeigen lassen, von welchem ihm die Hirten am Abend vorher erzählt hatten.

Die Mittagsstunde war gekommen, und die Hirtin bat ihren Gast, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, die er sich unter die anmuthigen Ulmen bringen ließ. Die Hirtenkinder hatten sich zu dem fremden Manne gesezt, und erfreuten ihn durch ihr Spiel und Gespräch. Die Weiber giengen mit Körben und Gefäßen beladen nach dem Felde zu, wo ihre Männer der Mahlzeit warteten. Nahe an den

Häußern nach Westen zu, war eine lange Mauer, die sich um eine Gartenähnliche Anlage herumzog. Die herrlichsten Blumen von allen Farben stunden dort, aber das wilde Unkraut, das alle Beete überzogen hatte, bezeugte, daß sich seit wenigstens einem Jahr keine menschliche Hand um die Anlage bemüht hatte. Dorthin war Romanus, im stillen Nachsinnen verlohren, gekommen.

Eine Laube von ausländischen Gebüschen und Bäumen, worinnen einige Sitze waren, stand in der einen Ecke des Gartens, und einige Stiegen führten neben ihr auf die breite Mauer hinauf. Gerade unter der Mauer, den steilen Abhang des Hügels hinabwärts, erblickte er einige Felsenwände, deren Stirn mit uralten Tannen bekränzt war. Rund, wie in einem Halbkreiß, schienen die dunklen Wände ein Thal einzuschließen, aus welchem ein Bach hervorging. Der Beschreibung der Hirten nach, sahe er hier nichts anders vor sich,

als eben das Thal, worin ſich das Gebäude, das ihre Erzählung ſo furchtſam berührte, befand; nicht ohne ein leichtes Grauen ſah er den ſchauerlichen Ort vor ſich liegen. Die Einſamkeit und die Stille, welche dort zu wohnen ſchienen, lockten ihn, und ſtießen ihn zurück. Einige große Adler ſchwungen ſich im majeſtätiſchen Fluge hoch über dem Wald in weite Kreiſe, und ließen ſich endlich in den ſtillen ungeſtörten Schatten nieder. Kein Menſch war in der Nähe jenes Gehölzes zu ſehen, und die Schäfer weideten fern von dort ihre Heerden, indem ſie das fette Gras, das überall rings herum zu ſehen war, wie Gift vermieden! Nur Krähen und andre einſame Vögel hatten dort ihre Wohnung.

Sechszehntes Capitel.

Romanus war eben im Begriff, ſich aus dem Garten hinweg zu begeben, um endlich in die geheimen Schatten einzudringen, da fand er am Ausgang der Laube die Mauer beſchrieben. Mit ſchwarzer Schrift waren viele Worte auf den weißen Grund geſchrieben, deren Inhalt in Verſen ohngefähr ſo lautete, und zwar zu ſeiner großen Verwunderung in ſeiner Mutterſprache.

Die Augen ſehnen ſich zu weinen,
Wo ungeſehn die bittren Thränen fließen.
Nicht Troſt, nicht Retter ſeh ich mehr erſcheinen,
Wie Muth und Leben mir der Gram zerriſſen.
So will ich denn den fühllos harten Steinen,
Den bittern Gram der jungen Bruſt erzählen,
So wird mirs nimmer an Vertrauten fehlen.
Zur Klage ſoll der Stein ſich mit vereinen,
Vor Mitleid ſoll der harte Felſen ſchmelzen.

Wohin ſoll ich die matten Füße wenden,
Daß ſie der fernen Heymath Küſte fänden?
Verlaßne und Verwaiſte, von den Meinen,
Will keiner brüderlich die Fremde grüßen,
Es ſpart die Liebe jeder für die Seinen —
O harter Geiz, der Liebe mich läßt miſſen.

Nicht weit davon ab, ſtunden wieder andre Verſe, deren Inhalt folgender war:

Wes Klagen ihr dort an dem Stein geleſen,
Der iſt Beſitzer dieſes Orts geweſen.
Nun mag ein andrer dieſer Blüthen warten,
Mich treibt es grauſam weg von dieſen Höhen,
Und nimmer werd ich dieſen Garten
Die jungen Blüthen nicht mehr ſehen.
Ach wohin wird die wilde Angſt mich treiben?
Wohin mein ewig irres Forſchen gehen?
Und nirgends läßt die innre Angſt mich bleiben,
Bis Gram und Kräfte mir zugleich entgehen.

Dieſe und noch mehrere andre Verſe ſtunden an dem Gemäuer des Gartens angeſchrieben, und Romanus eilte neugierig zu der Hirtin, um den Nahmen des zu erfahren, der ehedem hier ſo hart gelitten. Vor der gaſtfreundlichen Hütte fand er den Hirten ſizzend, der geſtern angefangen hatte, ihm die Geſchichte der Erſcheinung zu erzählen. Das heitre Licht des Tages machte dieſen muthig genug, um ohne weitre Furcht das Nachſtehende zu erzählen.

In jenem Grunde, von dem ich geſtern ſprach, liegt ein Schloß, das vor nunmehr achtzig Jahren von einem Edelmann erbaut wurde, dem das ganze umliegende Gebiet zugehörte. Nach ſeinem Tode ſtand das Gebäude unbewohnt, denn ſeine Kinder fanden an dieſem wilden und einſamen Orte kein Behagen, und bewohnten lieber die andern Güter, welche in blühenderen und bebauteren Gegenden gelegen ſind. Erſt vor ohngefähr

sechs Jahren kam ein Enkel des ersten Erbauers wieder hieher, der sich in dem Schloß seine Wohnung wählte. Es war ein junger, freundlicher Herr, der aber die Schwermuth von seinem Großvater schien geerbt zu haben, er hatte nur etliche Bedienten mit sich, sonst war sein Schloß einsam und stille, und von den Bewohnern war selten eine Spur zu sehen noch zu hören.

Um dieselbe Zeit war ein fremdes, junges Frauenzimmer hieher gekommen, welche sich hier in der Nähe ein kleines Hauß mit einem Garten kaufte, den sie immerwährend selber baute. Es mochte regnen und stürmen, oder heiter seyn, so war die Zarte immer in der harten Arbeit begriffen, und ehe der Morgen kam, verließ sie ihre Hütte schon. Die arme Dame, ob sie gleich jung und von großer Schönheit war, ließ doch gar deutlich einen tiefen Gram bemerken, denn vor Leuten unsrer Art mochte sie wenig Mühe anwenden,

ihn zu verbergen. Man sahe ihr Auge selten oder niemals ohne Thränen, und des Nachts hörte man sie gar traurig singen. Sie war für unsere ganze Gegend sehr wohlthätig, und so jung sie war, so giengen doch die ältesten Hirten, sie wegen der Witterung und andern Dingen um Rath zu fragen, und weislich gab sie uns über die beste Zeit der Aussaat und Erndte guten Bescheid. Unsre Kinder hatte sie öft bey sich, und gab ihnen bessern Unterricht, als irgend ein Lehrer im ganzen Lande, auch war sie Tag und Nacht unermüdet, den Gebährenden beyzustehen, und in allerhand wirthschaftlichen Dingen unsern Weibern an die Hand zu gehen. Mancher unter uns hat seine Hütte, und alles was er besitzt, ihrer Wohlthätigkeit zu danken, denn es war leicht, zu sehen, daß sie nicht geringes Vermögen besaß, und von vornehmer Herkunft war. Sie mochte ohngefähr ein Jahr oder darüber in hiesiger Gegend seyn, der junge Edelmann, dem unten im Grunde das Gut gehört, etwa zwey, als

dieſer das Mädchen kennen lernte, indem ihn ſeine ſeltnen Streifereyen einmal vorbey führten, als ſie gerade außer dem Hauße war.

Er mochte, wie wir ſpäter erfahren haben, ſchon vorher von dem jungen Frauenzimmer durch ſeine Bedienten gehört haben, ohne ſich aber weiter um ſie zu bekümmern, aber jezt ſchien ihn ihre große Schönheit auf einmal ſehr umzuändern. Man hatte ihn vorher wenig anders gehen ſehen, als mit niederhängendem Haupte, mit wild herein hängenden Haaren, in ſeinem Schloß ſaß er meiſt vom Morgen bis zum Abend unter vielen Büchern begraben — denn es war ein ſehr gelehrter Herr — oder in dem dichten Gehölz unter den Felſen gieng er mit verſchlungenen Armen, und traurig nachſinnend, wie ihn unſre Landleute, wenn ſie Holz in dem Walde ſchlugen, öfters geſehen haben. Aber von jener Zeit an hat er ſich überall unter einer ganz andern Geſtalt gezeigt. Er war munter und

ſprach mehr als ſonſt, und täglich ſahe man ihn faſt mehr oben auf dieſer Höhe, als unten in ſeiner Wohnung. Er ſoll öfters mit dem Mädchen, die hier den Garten baute, geſprochen haben, und wie man wohl merkte, hatte er eine heftige Zuneigung zu ihr gewonnen. Ob ſie ſeinen Wünſchen ſo günſtig war, als er es vielleicht erwartete, iſt nicht bekannt worden, ſo viel man geſehen, iſt ſie gegen dieſen, ſo wie gegen alle andre, die ſich in der beſten Abſicht um ihre Hand beworben haben, ſehr ſpröde geweſen. Sie ſchien den guten Herrn ſogar zu vermeiden, ſo oft ſie konnte, und gar häufig iſt er vor ihrer Thür traurig auf- und niedergegangen, ohne daß ihm der Garten geöffnet wurde, der ſonſt jedem von uns offen ſtand. Er wurde von dieſer Zeit an immer trauriger und ſtiller, und hielt ſich oft Monate lang in ſeinem öden Thal ganz verſchloſſen, bis ihn die alte Zuneigung doch wieder zu uns herauf führte. Dann war er wieder ganze Tage hier und bey der unerbittlichen Gärtne-

rin zu sehen, aber kummervoll gieng der gute Herr allezeit wieder in sein Thal zurück. Sie vermied gar sorgfältig da hinunter zu gehen, und seitdem sich der junge Herr bey ihr hatte sehen lassen, giengen alle ihre Spaziergänge dort nach der entgegengesetzten Seite hin. Einige male ist der unglückliche junge Edelmann weit weggereist, wahrscheinlich um sich von dem Orte, wo man ihm so wehe that, ganz loszureißen, aber jedes mal brachte ihn doch die Liebe wieder hieher, denn daß dies weiter keine andre Ursach hatte, davon hat mich sein ehemaliger Diener nach dem Tode des guten Herrn unterrichtet.

So kam er auch einsmals von einer Reise zurück, und sein erster Ausgang war nach jenem Garten. Aber seine Hoffnung wurde diesmal betrogen, die Jungfrau war seit einiger Zeit weggegangen, und war seitdem in unsrer Gegend nie wieder gesehen worden.

Was half es dem armen Liebhaber, daß er von der Zeit an mehrere Jahre zu Lande und

zu Wasser nach ihr suchte, er kam endlich unbefriedigt wieder zurück, und bezog, ganz niedergedrückt von Kummer, das kleine hinterlaßne Haus der Jungfrau, das nun ganz öde steht. Anfangs hat er sich oft beschäftigt, uns und die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend alles auszufragen, was seine verlorne Geliebte anging. So erfuhr er auch, daß sie in der letzten Zeit sehr oft nach der kleinen Kirche gegangen war, die uns gegenüber auf jenem Hügel liegt, dort hatte sie sich oft Tage und Nächte aufgehalten bis zu der Zeit, wo sie aus dieser Gegend verschwand. Von nun an ging er täglich hinüber nach der Kirche, und wohnte eben so viel dort, als hier in der Hütte. Da las er die Zeilen, die, wie man sagt, an dem Gemäuer des verlaßnen Kirchleins von der Hand der schönen Jungfrau angeschrieben stehen, und weinend und seufzend stand er oft viele Stunden wie ein lebloses Bild vor dem Gemäuer, immer die Augen auf die theuren Buchstaben geheftet.

Jenes Kirchlein hat schon von unsrer Väter Zeiten an fast immer verlassen gestanden, nur alle sieben Jahre, wenn man ein gewisses Fest feyert, wird es geöffnet, und dann sind viele erbauliche Wunder geschehen. Nur den Fremden und Neugierigen wird es außer jener Zeit aufgeschloßen. Seine bunten Fenster sind mit alten Vorhängen verhüllt, und das uralte Gesimse läßt auch sonst wenig Lichtstrahlen hinein dringen. Inwendig sieht man viele heilige Geschichten an den Wänden abgebildet, und in der Mitte ist die Mutter mit dem Kinde in Stein gehauen. Dieses alte Bild ist in ganz Italien sehr berühmt, und vor Zeiten hat man viele Wallfahrten nach ihm gehalten. Nun begab sichs in jener Zeit, daß die sieben Jahre, in welchen man das alte Gebäude verschloßen hielt, um waren; man öffnet es einige Tage vor dem Feste, um es zu säubern. In einer der hintersten Hallen findet man ein fast schon ganz abgezehrtes Geripp vor dem Crucifix auf der Erde. Niemand erkennt die

zerfallene Leiche. Es soll ein weibliches Gerippe gewesen seyn. Man begräbt es in der Nähe der Capelle mit allen Feyerlichkeiten, und im nahen Kloster läßt man Seelenmessen für den Todten lesen, jedermann war durch die Sonderbarkeit der Todesart, und durch die überraschende Art des Auffindens in Erstaunen gesezt, und in der ganzen Gegend wurde davon gesprochen.

Man hatte vielerley Vermuthungen, einige von den Unsrigen glaubten sogar an den Ueberresten des Gewandes, und andern Umständen, die junge Unbekannte zu erkennen, die sich hier aufhielt, und die jezt unsern jungen Herrn in so großen Gram versezt hatte. Unvorsichtiger Weise war diese Vermuthung gleich den ersten Tag, nachdem man den Leichnam gefunden hatte, dem jungen Edelmann hinterbracht worden. Er ward ganz stumm, und fast starr. Man sieht ihn stumm bey der Beerdigung, die Blicke auf die abgezehrten Knochen geheftet.

Von der Zeit an blieben seine Blumen und alles andre vergeßen, er wohnte fast Tag und Nacht in freyem Feld, bey der kleinen Kirche, seine Diener und niemand hat seitdem einen Laut oder ein Wort von ihm vernommen, auch das Weinen und Aechzen war ganz vorüber. Man hat ihn endlich nicht mehr gesehen, er soll auf einem seiner Güter etliche Meilen von hier, wohin ihn einige seiner entfernten Verwandten halb mit Gewalt bringen ließen, gestorben und begraben worden seyn.

Wir beklagten ihn alle, und die ganze Gegend weiß, daß wir niemals einen so guten Herrn wieder bekommen werden. Etliche sagen, er habe sich mit Gewalt umgebracht. Ach daß er doch die unseelige Fremde niemals gesehen, und über dieser Leib und Seele in ewige Unruhe gebracht hätte!

Kurz nachher, da uns der Tod des unglücklichen Herrn bekannt geworden war, läßt

ſich dieſes greuliche Geſpenſt zuerſt in dieſer Gegend ſehen. Es heult und winſelt, daß uns die Haare zu Berge gehen, und wiederholt die abſcheuliche Muſik alle Nächte. Anfangs läßt es ſich allein ſehen, nachher ſchleppt es das dürre Gerippe mit ſich herum. Einige kühne Männer, die ſich ihm entgegenſtellten, wurden mit einer unglaublichen Gewalt zu Boden geworfen, und ſind bald darauf geſtorben oder gefährlich krank geworden, ſeither hat es keiner mehr gewagt, den Geiſt in ſeinen nächtlichen Wanderungen zu ſtören. Bey Tage läßt es ſich in dem waldigten Grunde ſehen, wo das Schloß ſteht, bald liegt es auf einem Felſenrücken hingeſtreckt, bald ſieht man es vor dem heiligen Bilde, aus den Fenſtern des Schloßes ſieht es bald oben bald unten, ſchauerlich grinſend heraus, und ſteht vor der Thür, die es bald öffnet bald verſchließt. Da ruht es am Bache aus, und klettert in den Felſenklüften umher. Des Nachts — gewöhnlich eine Stunde vor Mitternacht — geht es

dort heraus, kömmt auf unsern Hügel, besucht zuerst das kleine verlaßne Häußchen, und dann zieht es ganz fürchterlich langsam hier vorbey, und nach dem Hügel hinüber, wo die Kirche steht. Was er hier und dort vollbringt, hat niemand erfahren, denn keiner hat es noch gewagt, ihm weit nachzugehen. Auch ist das Thal seitdem von allen Hirten und allen Landleuten gemieden worden, es nähert sich keiner auf viele tausend Schritte dem Grunde.

Wer von uns hätte das unglückselige Gespenst lange verkennen mögen? Es ist niemand als unser armer, ehemaliger Herr, der auch in der kühlen geweihten Erde keine Ruhe finden kann, und den die alte Liebe noch von diesem Lager auftreibt. Es sind völlig seine Züge, seine Gestalt, das sagte jeder, der es in der Nähe gesehen hatte, da wohnt es auch in dem Schloß wo der Verstorbne sich aufhielt, es hat auch noch die alten Wege, nach dem öden Häußchen und nach der Kirche.

Was unsre Vermuthung noch mehr bestätigt hat, ist, daß ein großer Hund, der unserm Herrn bey seinem Leben sehr lieb gewesen, von dem Gespenst niemals weicht, er begleitet es am Tage und in der Nacht, und wenn der arme gequälte Geist anfängt zu wimmern, vermischt der Hund sein fürchterliches Geheul mit den Klagetönen. Man sagt es könne kein natürlicher Hund seyn, sonst würde er das entsetzliche Gespenst nicht begleiten, da alle unsre Hunde, die sonst so muthig Wölfe und andre wilde Thiere verfolgen, heulend, und voll Angst entfliehen, sobald sie es in der Nähe merken.

Und so beunruhigt unsre arme, vordem so stille Gegend, diese klägliche Erscheinung unaufhörlich, und raubt uns bey Tag und bey Nacht alles ungestörte Vergnügen. Was half es uns, daß die nahen Klöster, seitdem es bekannt geworden, unaufhörlich Seelenmessen und fromme Gebete lesen, und was hat es

auch geholfen, daß mehrere berühmte Geisterbeschwörer das Gespenst bey Tag und bey Nacht, betend und mit gewaltsamen Drohungen beschworen, und zur Hölle verwiesen haben? Der Geist kehrt sich an ihre Worte gar nicht im geringsten, und die vorgeblichen Beschwörer sind meistentheils erschrocken davon gelaufen, wenn er ihnen, ungehindert über ihre Kreiße und Zeichen wegschreitend, näher kam. Endlich hat man dergleichen vergebliche Versuche ganz unterlassen, und die geistlichen Herrn mögen nichts mehr mit dem hartnäckigen Gespenst zu schaffen haben. Wir sind allein und hülflos geblieben, denn auf uns ruht die furchtbare Last allein. —

Der Hirt hatte seine Erzählung geendigt, und Romanus welcher den Zusammenhang wohl ahndete, tröstete ihn, und versprach ihm, treulich Kraft und Zeit zu verwenden, um dieses Uebel, das den sämmtlichen Hirtenfamilien so hart anlag, zu heben. Der

zuverſichtliche Blick und Ton, mit welchem er dieſes Verſprechen gab, gereichte dem Hirten zur großen Beruhigung. Romanus aber fühlte ſich von einer innigen, ihm unbegreiflichen Theilnahme bewegt, ſo oft er die Geſchichte der Erſcheinung durchdachte.

Die Abendſonne ruhte mit ihren lezten liebevollen Blicken auf dem gegenüber ſtehenden Hügel, und der kleinen Kirche, das Dach und die Zinnen warfen einen leichten Wiederſchein herüber, und die Bäume und Kräuter ſchienen dort grüner. Romanus ging voller Sehnſucht nach der Kirche hinüber, vielleicht daß ihm dort neue Spuren, alte Ueberreſte und Zeugniße der Geſchichte begegnen, die ihm nun ſo am Herzen liegt. Vor der kleinen Thür des Gebäudes ſtehen zwey hohe Caſtanienbäume, und der Wind bewegt ihre breiten Aeſte nach dem Gemäuer hin. Oben auf dem Dach verfängt ſich der Wind im dürren Graß, das auf dem Geſtein ſeit vielen

Jahren wurzelt. Auf den Disteln, welche den Fuß der Mauern verzieren, spielen Schmetterlinge, die so spät sich dort noch verirrten. Mit dem metallenen Dachgeräthe klirrt der Wind, der von innen an die Fenster pocht, und die mannichfaltigen Töne stimmen zu dem, was das Auge hier sieht, sehr harmonisch. Denn grauenhaft ist das Gebäude verziert, und man sieht in halberhobner Arbeit eine weibliche Gestalt, welche ein großes, abgeschlagnes Haupt in den Händen hält, und mit dem einen Fuß auf dem todten Leichnam steht, und dem ähnlich sind die andern Bilder. Bey der Abenddämmerung erkannte Romanus an den Wänden Buchstaben, welche von der nämlichen Hand, wie jene im Garten zu seyn schienen. Sehr deutlich sind die nachstehenden Zeilen zu lesen.

Verzweiflung weiche fern von dieſer Pforte,
Und wer empfunden was ich einſt gelitten,
Wer mit der Angſt ſo hart wie ich geſtritten,
Der nahe gläubig dieſem heilgen Orte. —

Was ich geduldet faßen keine Worte,
Welch finſtrer Jammer in der Jugend Mitten,
Mit ewig wachem Dolche mich zerſchnitten.
Das Leben ſtarb in immer neuem Morde!

O wilde Angſt wer könnte dich verkünden,
Wie ſoll dies neue, nie erhörte Kranken —
In welcher Sprache — ſoll es Töne finden?

Und welcher Muth wird bey dem Wort nicht wanken? —
Aus jeder Bruſt macht es die Kraft verſchwinden,
Aus ihren Schranken weichen die Gedanken. —

An einem andern Orte ſtanden wieder andere Zeilen, deren Inhalt folgender war:

O ſtiller Ort da ich den Port gefunden!
Ihr frohen Stunden da ich darf geſunden,
Nun iſts gelungen, was ich lang gerungen,
Des Glaubens Früchte ſind mir heut geworden.

Romanus las die Worte immer wieder von neuem, so lange noch der schwache Abendschimmer es erlaubte, und je länger er dem Inhalt nachdachte, desto inniger wurde seine Theilnahme an der unglücklichen Unbekannten. Ihm schienen diese Worte auf ein unsägliches Leiden hinzudeuten, und er empfand mit der Abwesenden innig die Freude der Genesung. Der Ort ward ihm heiliger und theurer, und es sprach ihm das alte Gebäude neuen Muth und Kraft ein, und ein ungemeines Vertrauen. In diesen Mauern hatte die unglückseeligste die lang ersehnte Ruhe, und endlich den lezten Hafen gefunden. Hier in der Nähe ruhten ihre Gebeine, vielleicht standen seine Füße auf ihrem Grabe. Ein wunderbarer, niegefühlter Schauer überfällt ihn, in dem nahen Gebüsche glaubt er eine weiße lange Gestalt sich regen zu sehen, und sein Auge, das sonst alles mit Ruhe erträgt, wendet sich weg. Der Schauder treibt ihn schnell von dem Gebäude fort, und ehe er es glaubt,

ſieht er ſich ermattet bey den Hütten der Hirten. Er lächelt über ſeine Furcht, und tritt in die friedliche Wohnung wieder hinein.

Hier findet er die Hirtenfamilie wieder verſammlet, und an dem friedlichen Heerde die Mahlzeit bereitet. Mit ſtiller Achtung betrachten ſie alle den Fremdling, der wie ihnen der alte Hirt erzählt hat, das kühne Wagſtück noch einmal beginnen will, bey dem ſchon vielen der Muth entgangen. Mit viel mehr Muth, als ſonſt gewöhnlich, ſehen ſie die Stunde des Entſetzens herankommen, die ihnen das Geſpenſt zurücke bringt, und in vertraulichen Geſprächen vergeht ihnen der Abend.

Es betrachtet der Hirtinnen eine, lange und unaufhörlich den Fremdling, endlich ſagt ſie.

Auch euch kann die Aehnlichkeit länger nicht verborgen bleiben, erkennt ihr nicht in dieſen

Zügen unſres Gaſtes einige, und gar ſehr merkliche Gleichheit mit den Zügen des jungen Frauenzimmers, die ſich bey uns aufhielt? Hat nicht ſogar ſeine Geſtalt, ſeine Mienen, ſeine Mundart, Aehnlichkeit mit den ihrigen? und ſcheinen dies nicht dieſelben Augen, die unſern armen Herrn in ſo heiße Flammen ſezten? —

Die Hirten fanden dieſe Bemerkung ſehr treffend, und betrachteten nun alle, halb in Furcht, den Fremden genauer. Der fand noch eine Aehnlichkeit mehr, im Blick und Mienen, der andre findet noch eine Eigenthümlichkeit der Geſtalt auf, worin ſich die beyden glichen. Romanus verwunderte ſich über dieſes Spiel des Zufalls, doch war es ihm nicht unangenehm, der jungen Unbekannten in etwas zu gleichen, die von Anfang an ſo vieles Intereſſe für ihn gehabt hatte. Noch waren die Hirten in dieſem Geſpräch begriffen, als ſich das entſezliche Geheul von fern wieder

hören ließ. Doch waren die Hirten nicht mehr so erschrocken als gestern, so dreust hatte sie das Zutrauen gemacht, das ihnen der Fremdling erweckte. Nur die Kinder und die Hunde nahmen an dem Trost, den die Männer gefunden hatten, nicht Theil, und fühlten sich von der alten Furcht ergriffen.

Keiner wehrt heute dem Fremdling, welcher den Laden des Fensters von innen öffnet, und einige wagen es sogar, sich gerade hinter ihn zu stellen, und so die Erscheinung zu erwarten. Nur wenige Einwendungen machen ihm die Hirtenweiber, als er, da das vermeintliche Gespenst ganz in der Nähe der Hütte gesehen wird, zu ihm hinaustritt, und alle bleiben in banger, doch halb freudiger Erwartung zurück.

Der Mond steht voll und hell über den Hütten, und sein Licht macht alle Gegenstände deutlich. Nicht ohne einiges Bangen sieht Ro-

mannus die Gestalt näher treten, denn ungewöhnlich und wunderbar war sie vor allen, was er je gesehen hatte. Es verhüllt eine weiße Decke die Schultern und die Brust, und das Gesicht zur Hälfte, der Schritt ist so schwer, als ob die Füße eine Felsenlast mit sich forttragen müßten. Wie wild, und furchtbar sieht man die Augen rollen, und wäre es auch finstre Nacht, und kein Stern am Himmel, man würde ihre feurigen Blicke erkennen. Sie hat sich dem Jüngling bis auf wenige Schritte genähert, und ihr lautes Wimmern hatte keinen Augenblick aufgehört. Der große Hund, von welchem der Hirt erzählte, begleitete die Gestalt auf jedem Schritt, und heulte unaufhörlich, als ob er das traurige Schicksal seines Herrn bemitleidete. Das Gerippe vermißte man heut, nur eine lange Kette zog die Gestalt hinter sich nach. Jezt standen die beyden ganz nahe vor einander.

„Gott helfe euch," sagte Romanus, vom innigsten Mitleiden ergriffen, denn es ward

nun faſt deutlich, daß ein armer Wahnſinniger dieſe furchtbare Rolle ſpielte. Der andre betrachtet ihn lange und ſtarr, und ſcheint ſich zu verwundern. Er wirft, indem er erſtaunt die Arme bewegt, die Hülle von ſich, und es zeigt ſich, wenig bekleidet, eine ungemein edle, aber von dieſem elenden Zuſtand entſtellte Jünglingsgeſtalt. Er hört auf zu wimmern, und ruhig halten ſeine Blicke auf der Geſtalt des Fremden ſtill. Seine gewöhnliche Wallfahrt nach der kleinen Kirche, von welcher ihn ſonſt nie etwas abzuhalten vermochte, ſcheint vergeſſen. Und lange möchte wohl dieſe ſtille Verwunderung gedauert haben, welche von der wunderlichen Geſtalt durch nichts unterbrochen wurde, als durch einige Bewegungen mit der Hand, und durch einige male Umhergehen um den Jüngling. Doch ſchien es als ob es ſich nicht wagte, ihm ganz nahe zu kommen, und oft zog es die Hand furchtſam zurück, welche es ſchon nach ihm ausgeſtreckt hatte. Endlich gieng der Jüngling, der

nun mit der Geſtalt völlig vertraut, und ganz ohne Furcht war, durch das lange Stehen ermüdet, in die Hütte zurück, die man ihm, ſobald man ſeine Annäherung bemerkte, ſchnell öffnete. Die Geſtalt gieng ihm in einer gewiſſen Entfernung nach, und vor der Hüttenthür hielt ſie ſtill. Einige male gieng ſie langſam und ſtill um das Hauß herum, und ſtumm trat ſie, als der Morgen graute, ihren gewöhnlichen Rückweg nach dem Thale an.

Die guten Hirten verwunderten ſich nicht wenig, da ſie nichts mehr von dem gewöhnlichen Geheul und Gewimmer vernahmen, und ihre Achtung gegen den Romanus, der, wie ſie meynten, über dieſen Geiſt Macht habe, vermehrte ſich gar ſehr. Hatte er ihn doch nicht einmal berührt, da andre, die vorwitzig genug waren, ihm ſo nahe zu treten, oft ſo übel fuhren. Es half dem Jüngling wenig oder nichts, als er wohlberedt die Hirten von ihrer lächerlichen Geiſterfurcht zu bekehren

ſuchte. Ob er ihnen gleich gern nachſahe, wie dieſe ſo elende und bejammernswürdige Geſtalt in jeder Bruſt Schauder erregen mußte, ſo ſuchte er ihnen doch begreiflich zu machen, wie das kein Geiſt ſeyn könnte, was vor der Hüttenthür ſtünde, durch die es gern gehen möchte, wenn es ſie offen fände, da doch nach ihrem Begriff ein Geiſt keine Thür zu öffnen brauche, um irgendwo hinein zu dringen. So handgreiflich dieſe und viele andre Vorſtellungen waren, die er ihnen machte, ſo wenig fruchteten ſie. Sie lächelten nur über die große Beſcheidenheit ihres klugen und mächtigen Gaſtes, und ein Theil der Nacht vergieng noch, indem die Hirten ſich ähnliche Geſchichten erzählten, wo ein gelehrter und erfahrner Künſtler Geiſter beſchworen und vertrieben habe. —

Ruhiger, als ſie ſeit langer Zeit nicht eingeſchlummert waren, legte ſich die Hirtenfamilie nieder. Auch Romanus ſchlummerte ſanft, als ihn um die Zeit der Morgenröthe

ein lieblicher und sehr lebendiger Traum besuchte, den er auch später nie vergessen hatte. Ihm dünkte er war auf dem Gipfel eines hohen Berges, und sein alter Lehrer van Helmont stund neben ihm. Freundlich zeigte ihm der Greiß viele weit entlegne Gegenden, viele Berge und Ströme, viele Thürme und Schlößer, die er besuchen müße, und die Wege, die sich mannichfach nach ihnen hinkrümmten. In der weiten Ferne, und fast wie im Gemählde, sah der Jüngling die Mondgebirge vor sich liegen, und wunderbare Wolken und Schatten schienen sie zu umschweben. Das weite Meer umgab die ganze Fläche, so weit das Auge sahe, von beyden Seiten. So steht der Jüngling in hohes trunknes Staunen verlohren, und sieht nach den theuren Ländern hin. Er will sich hierauf nach seinem geliebten Lehrer wenden, doch ist dieser nirgends mehr zu sehen. Aengstlich und voller Eifer sucht er ihn überall, und geht schon wie im Fluge durch eine große Strecke. Da wird er

auf einmal durch ein wildes Gedränge von Menſchen gehindert. Der Haufen iſt dick, und überall unruhige Bewegungen und heftiges Geſchrey. Nirgends iſt ein Ausgang offen, und der Haufe wird immer dichter. Mitten unter dem Gedränge erblickt er ſeine frühzeitig verlohrne Schweſter, die ihm mit der Hand winkt, näher zu kommen, woran ihn aber der Haufen hindert. Es dünkt ihm trübe und lichtlos rings umher, ſeine lieblichen Ahndungen, ſeine Wünſche und Hoffnungen ſind vergeſſen, und mitten im Traume fragt er ſich wo er ſey? Eine innre unbeſchreibliche Sehnſucht wird immer gröſſer, und überſteigt endlich alle Gränzen, als er ſich auf einmal aus dem Gedränge heraus in eine ſtille liebliche Ebene verſezt ſieht. Rings herum, und gerade vor ihm, liegen blaue, ferne Gebirge, und ganz in der weiteſten Ferne glaubt er das Mondgebirge zu erblicken, das ihm noch wohl bekannt iſt. Auch die wunderbaren Wolken hängen noch darüber, die ein Hauch

nähet an einander zu treiben scheint. Es bildet sich endlich eine hohe Gestalt aus dem Nebel, die sich auf einmal nähert, und indem sich die Wolken näher und näher an einander ziehen, hört man die lieblichsten Töne, und die vielgeliebte Jungfrau, welcher seine ganze Jugend gehört, die Tochter seines verehrten Lehrers Helmont steht schön und jugendlich vor ihm. Da fühlt er die alte Liebe in seiner Brust wieder aufwachen, ja sie ist noch mächtiger und heißer, und seine innige Sehnsucht bewegt ihn nach der geliebten herrlichen Gestalt hin. Er sinkt in ihre Arme, und in ihrem Kuß hat er alle die andern Träume vergeßen. Da ist auf einmal das theure Bild wieder entwichen, und hohe Felsenwände stehen ringsum vor ihm, die dem Blick jeden Ausgang wehren. Wo soll er hingehen um die Heißgeliebte wieder zu finden? Endlich sieht er eine Treppe, die sich im Kreise den Felsen hinauf zieht, und mit wenig Schritten hat er den Gipfel erstiegen. Da sieht er, die er

ſucht, an einer ſteinernen Bank ſitzen, und ihre Blicke hängen an der umliegenden Gegend. Sie erblickt ihn aber kaum, als ſie liebestrunken in ſeine Arme eilt. Es vergeht endlich der liebliche Traum, und der Jüngling erwacht ungeduldig, und hält die anmuthigen Bilder, die ſchon entweichen wollen, mit innigem Wohlgefallen feſt.

Wie heiß und heftig fühlt er die alte Liebe wieder im Buſen brennen! Da ſteht die Geliebte wieder in ihrer hohen Schönheit, mit aller der Güte und Milde, die ihr eigen iſt, vor ihm, und ihre Augen reden von Liebe. Da dünkt es ihm, als ſey der harte Kampf noch einmal zu beſtehen, den er ſchon beſtanden glaubte, als müßte er noch einmal wählen zwiſchen dem fernen Mondgebirge, allen ſeinen hohen Ausſichten, die ihm aus der fernen Welt entgegen ſehen, und zwiſchen dem glücklichen Beſitze ſeiner Mathilde. Es wirft die große Erde lockende Liebesblicke auf ihn, und winkt ihm in die Ferne, wo ſie dem

Wissensdürftigen die besten Schätze zeigt, aber neben ihm steht freundlich und lächelnd Mathilde. ‚Mit innigem Entzücken endigt sich der Traum, und im Erwachen sucht er seine schönen Bilder noch fest zu halten. Der Tag ist schon lange hell über Thälern und Hügeln, und die Arbeiten der Menschen werden laut, als er erst freudig und trunken das Lager verläßt.

Er findet die Hirten in einem Kreis um das weiße Tuch versammlet, das die nächtliche Erscheinung vor der Hütte zurückgelassen hatte. Das gute Volk staunt und schaudert, und wagt es nicht diesen Nachlaß des furchtbaren Besuchs zu berühren. Als sie den erblicken, den sie, wie sie glauben, bald als Befreyer von diesem Uebel zu betrachten haben, zeigen sie ihm das Siegeszeichen. — Er betrachtet es mit innigem Mitleid, wie manche elende, schreckliche Stunde hat der, welcher das Gewand [illegible] in ihm durchlebt, und wie trägt das leblose Gewebe fast unerklärlich

die Spuren des Entſetzens in ſich. Wahrſcheinlich hatte die Erſcheinung, bey der Annäherung des Romanus von einem Staunen ergriffen, wovon er noch keinen Grund ſieht, die Hülle von ſich geworfen. So ſtehen die armen Hirten, und erſt da ihr Retter mit ihnen iſt, wagen ſie das Tuch zu erheben. Sie ſtaunen nicht wenig, da ſie eine große goldne Kette darunter finden, welche dem Romanus bekannt ſcheint. An ihrem Ende hängt ein Gemählde, das die Hirten kaum erblicken, als ſie die junge Unbekannte erkennen. Romanus hat dieſes nämliche Geſicht ſchon irgendwo auf ſeinen Reiſen geſehen, nur iſt es ihm noch ungewiß wo? Er läßt beydes in die Hütte bringen.

Aber in dieſen Augenblicken führt ihn die liebliche Erinnerung an ſeinen Traum in den Garten, den er ſchon bey dem erſtenmahl Sehen ſo lieb gewonnen hatte. Hier iſt ſein erſter Gang nach der kleinen Laube. Die Luft bewegt die Blumen, die hier, noch von der

vorigen Anpflanzung übrig geblieben, wild und zerstreut wachsen, und frölich sind bunte Insekten um sie versammlet. Der Tag ist kühl und die Sonne von Wolken umgeben, die Stille und die Einförmigkeit umher dem Nachdenken günstig. Da stellen sich die beyden schönsten Wünsche seiner Jugend vor ihm, Mathilde und das andre, hohe, ferne Ziel. Wie hat in ihm die alte Liebe so lange schlummern mögen, und woher kömmt ihr nun auf einmal im Traum die ganze vorige Macht wieder? Wie schwer scheint ihm die Wahl wieder, nicht minder schwer, als sie ihm war, da er durch die Standhaftigkeit der jungen Nonne seinem Vorsatz zurück gegeben wurde. Nie sollte er, oder spät sie wiedersehn, die unter allen Menschen ihm die theuerste? Und fern, und wie im Traum, steht das Ziel das ihn dieses gewisse Gut vergessen machte. Wie drängen sich alle seine Gedanken, seine Wünsche wieder zurück nach der Heymath, und die Sehnsucht will ihn auf der Reise nach

dem fernen Land ſeiner Träume nicht länger begleiten. Doch ſchon iſt es Italien das ſich hier um ihn verbreitet, und die erſehnte Küſte der andern Welttheile iſt nicht mehr fern. Den Traum wird der helle wache Tag überwinden, ob auch in der Bruſt ſein Stachel immer zurückbleiben wird. Noch iſt er feſt genug entſchloſſen, erſt die vielen Händel und Abentheuer, die ihn ſo ganz wider ſeinen Willen umringt haben, zu ſchlichten, oder wenigſtens ihren Ausgang abzuwarten, und ſodann gerades Weges mit dem erſten beſten ſegelfertigen Schiff nach Egypten abzugehn. Denn dieſes ſoll ihm der majeſtätiſche Eingang in den Tempel der Zeiten ſeyn, die Pforte, aus der vieles hervorgieng, was vordem und noch jezt, groß und bewundernswerth war und iſt.

Siebzehntes Capitel.

Das Thal das von den Hirten ſo gemieden, dem Romanus ſo anziehend war, hatte er noch immer nicht geſehen. Der Nachmittag war ſchön und kühl, als er ſich vor dem dunklen ſchattigen Eingang befand. Mitleidig ſchien der Bach der dort hervorkömmt, von dem unendlichen Elend zu ſprechen, das der arme, einſame Bewohner jenes Thales trägt, und je näher jener herangeht, deſto mehr fühlt er ſich die Bruſt beklommen. Innen iſt es ſtill, und von allen menſchlichen Spuren ferne, das Gras unberührt, kein menſch-

licher Fußtritt allenthalben. Wo ſich die Bäume und Gebüſche nach innen zu einem Eingang öffnen, zeigt ſich ein wüſter Ruin von Felſenmaſſen, die, eine über der andern, das enge Thal überall bedecken, und zwiſchen ſich kaum für einige Bäume Raum übrig laſſen. Der Weg geht unter den Geſteinen fort, und der ihn betreten, glaubt ſich jeden Augenblick verſchüttet zu ſehen, ſo hängen die ſchroffen Steinwände zu beyden Seiten herüber, und tragen zertrümmerte Bäume auf ihrem Gipfel. Wo ſich der Grund mehr nach beyden Seiten ausbreitet, ſieht man linker Hand eine hohe Niſche in den Stein gehauen, in welcher das Heiligenbild ſteht von welchem der Hirte erzählte. Es iſt eine männliche Figur, im Bettlergewande mit ſonderbaren Nebenzierathen, deren Bedeutung dem Romanus nicht bekannt war. Weiter hin, faſt nach der Mitte des Thals, ſieht er das Schloß, das, nach der Erzählung, dem nun Wahnſinnigen gehört hatte. Es iſt nicht hoch, und ſcheint

wenig Zimmer in ſich zu begreifen. Viele Thränen-Weiden, und Cypreſſen ſtehen mit dem Gipfel bis an ſein ſchönes Dach reichend, und die äußere Farbe des ganzen Gebäudes iſt dunkel. Das Ganze ſcheint einem Grabmahl mehr zu gleichen, als einem Luſtſchloß, ſo ſehr ſtimmt das Ernſte und das Einfache, und von allem Prunk entfernte, mit dem wilden, und melancholiſchen Aeußern der Gegend überein. Die Thüren ſind weit geöffnet, und auch die Fenſter laſſen überall in das zerrüttete Innerſte des Gebäudes hineinſchauen. Was von Geräthen aller Art noch zu ſehen war, das lag in Trümmern, oder hart beſchädigt umher, aber im ganzen Gebäude iſt niemand zu ſehen. In der Nähe deſſelben, iſt von grünen Gebüſchen eine Laube gewölbt, welche den Eingang in eine kühle Felſengrotte bildet, von dort läßt ſich ein Laut hören, der dem Winſeln eines Hundes gleicht. Dort erblickt Romanus den armen Wahnſinnigen auf der Erde liegend, mit geſchloſſnen Augen und

bleich. Die Züge obgleich entstellt, tragen doch deutliche Spuren von Schönheit. Es scheint dem Ansehen nach ein Jüngling von etlichen zwanzig Jahren, seine Glieder sind stark und voll. Der getreue Hund, der den Unglücklichen auf seinen Wanderungen nie verlassen hatte, stand vor ihm, mitleidig, und blickte den Fremden an, als ob er Hülfe für seinen Herrn verlangte, bald leckte er die kalten Hände des Unglücklichen, bald näherte er sich dem Fremden. Der Wahnsinnige trägt wenig Kleider, denen man es deutlich ansieht, daß sie seit er sie trug, nie gewechselt sind, und welche überall dem Ungemach des Wetters freyen Eintritt lassen. Etliche Wurzeln und wilde Früchte liegen bey ihm, von denen er sich wahrscheinlich nährte. Er giebt kein Lebenszeichen von sich, und scheint in einer grosen Erschöpfung zu liegen. Diomanus sucht ihn vergeblich zu ermuntern, und hält für nöthig in diesen Augenblicken schnelle Hülfe zu schaffen. Das kleine Haus, ehedem der fremden

Jungfrau Eigenthum, ſteht unbewohnt, dorthin will er ihn mit Hülfe einiger Hirten bringen laſſen. Aber wie waren dieſe Furchtſamen zu gewinnen?

Nicht ohne ſichtbaren Schauder hörten ſie den Vorſchlag ihres Gaſtes an, und lange ſchien ſich keiner zu dem kühnen Unternehmen verſtehen zu wollen. Endlich gewinnt er zwey, welche erſt ſeit einigen Tagen aus der Fremde zurückgekommen waren, worunter eben der war, der den Romanus in Rom wollte geſehen haben, und nach vielen Vorſtellungen ihres Gaſtes, verſprachen ſie ihn zu begleiten, er führe ſie, wohin er wolle. Indeß aber auf dem Hügel von einigen Hirten die zukünftige Wohnung des Wahnſinnigen mit allen hier möglichen Bequemlichkeiten verſehen wird, machen ſich die drey mit einer Bahre, die ſo gut es in der kurzen Zeit gehen wollte, aus Zweigen bereitet iſt, auf den Weg.

Die Hirten folgen mit übel unterdrückter Furcht ihrem Führer nach, und kaum ſind ſie

durch das Gehölz in den offnen Grund gelangt, als sie bey der Nische des Heiligenbildes erschrocken stehen bleiben, und ausrufen: o seht hier das schreußliche Gerippe! Romanus tritt hinzu, und sieht, was er zuvor nicht bemerkt hatte, das Gerippe das der Wahnsinnige gewöhnlich mit sich schleppte, leicht mit Moos und Erde vergraben. Die Verzierungen des kleinen Hügels, mit Federn und Feldblumen, zeigten, daß es das Spiel eines Wahnsinnigen war.

Der Unglückliche lag noch immer hülflos, und ohne Bewegung in der Grotte, wo ihn Romanus verlassen hatte. Nach einigen Zureden halfen endlich die beyden Hirten den vermeintlichen Geist auf die Bahre laden, und in kurzem war er in seiner neuen Wohnung. Erst nachdem Romanus mehrere Mittel angewendet hatte, die an diesem entlegnen Orte zu finden waren, sah man den ohnmächtigen Jüngling die Augen wieder aufschlagen. Die

Hirten, die sich so lange er ohne Bewegung blieb, in stummem Erstaunen um ihn versammelt hatten, flohen eilig. Der Wahnsinnige sah einige Zeit starr um sich, bis endlich seine Blicke auf dem Romanus verweilten. Er schien sich wie in einem tiefen Traum, an etwas, was beym Wachen um ihn war, zu erinnern, aber der Traum auch, wenn ihn das Bewußtseyn dunkel und ahndend für ein nächtlich Trugbild erkannte, kömmt immer wieder zurück, und verhüllt den schwachen Lichtstrahl, der durch den Nebel drang. Der Arme bleibt stumm, und scheint im Gefühle der höchsten Mattigkeit nur einige Augenblick auszuruhen, um aufs neue zu toben.

O mühseliges Menschengeschlecht, schaue an jedem Wahnsinnigen, welcher Unsegen darauf ruht, wenn eine Leidenschaft sich zu sehr auf einen einzelnen, vergänglichen Punkt richtet. Nur darum ist dir der eine innre Sinn äußerlich in Auge, Ohr und Mund getheilt, nur da-

rum geht dein Blick über das ganze Erdenrund, in die äußerste Gränze aller Welten, daß du das Einzelne nicht, sondern das Ganze ergreifst.

Der treue Hund war seinem Herrn bis hieher gefolgt, und es schien, als fühlte er es, welche Wohlthat diesem durch den Romanus wiederführe. Er gab seine Dankbarkeit durch viele Liebkosungen zu erkennen. Gleich neben dem Zimmer, worin der Wahnsinnige so verwahrt worden war, daß er im Fall es ihm auch seine große Entkräftung erlaubte, nicht herauskommen konnte, hatte sich Romanus eine Wohnung bereiten lassen. Und die Hirten, welche nun den Störer ihrer nächtlichen Ruhe in so guten Händen wußten, legten sich heute zum erstenmal seit langer Zeit ruhig schlafen.

Es ergab sich bey näherer Untersuchung, daß die goldne Kette, welche unter dem Gewand des Wahnsinnigen gefunden worden, ein Frag-

ment von jener war, welche die Pflegetochter des Burgvoigts dem Romanus übergeben hatte. Seinem Freund Antonio sollte er sie, so war ihre Bitte, übergeben. Nach den Worten der Jungfrau sollte ihm Antonio noch an demselben, oder am andern Tag begegnen, aber bis jezt hatte er noch keine Spur von ihm finden können. Er hatte das Gemählde das an dem Fragment der goldnen Kette hieng, oft betrachtet, und es war ihm fast gewiß, daß es kein andres als das Gesicht eben jener vermeintlichen Lucie sey, die wir, als des Burgvoigts Pflegetochter, schon vorhin haben auftreten sehen. Zwar waren die Züge der schönen Jungfrau bey der gedrückten und unruhigen Existenz jener Stunden, nur von vorübergehendem Eindruck bey ihm gewesen, und am meisten vermischten sie sich mit den Zügen der Dame, die er in Rom in jener Nacht bey sich aufnahm, so daß er in der Erinnrung keine von der andern zu scheiden wußte. Wie zwey ähnliche Zwillingsschwestern

mischten sich ihre Gestalten, sey nun die Ursach, daß sie beyde wirklich einige Aehnlichkeit hatten, oder die (einigermaßen sich gleichende) Art, wie beyde ihm bekannt wurden.

Wie? sollte nun hier eben die Lucie, so dachte er, die Geliebte unsers Wahnsinnigen gewesen seyn, eben die, welche in der Geschichte des Antonio eine so wichtige Rolle spielt? Und doch wie ähnlich sieht die ganze Erzählung, welche ihm die Hirten von ihrer Unbekannten machen, dem Charakter der Lucie, wie sie ihm Antonio aufstellt? Schwermuth um den Tod ihres Gatten, diese macht sie gegen das Flehen des nun so unglücklichen Wahnsinnigen taub, daß nicht sie es ist, von der man das Gerippe in der kleinen Kirche gefunden, ist ihm beynahe gewiß — die Kette — das Gemählde bestätigen was er vermuthet. Mit Ungeduld sieht er dem Antonio entgegen, der, wie er überzeugt ist, ihn mit vielem Eifer aufsucht. Von diesem allein

wird er viele Aufschlüße bekommen, die er wünscht.

Der Wahnsinnige wird ihm indeß mit jeder Stunde theurer, je hülfloser in jedem Augenblick sein Zustand wird. Denn der Unglückliche scheint dem Ziel seiner jammervollen Tage nahe, als ob ihm sein naher Untergang geahndet hätte, begrub er das Skelet, das ihm in seinem armseligen Traum so werth war, kurz vor seiner Krankheit. Der bemitleidenswürdige Jüngling, lag stumm und fast ohne Bewegung auf dem Lager, nur mit Mühe war ihm in den fast verschloßnen Mund etwas Speise und Arzney zu bringen, und aus bewundernswürdigem Mitgefühl, mochte auch der treue Hund, der von seines Herrn Lager keinen Augenblick wich, keine Nahrung zu sich nehmen, traurig und stumm stand er bald, wie mit Verstand begabt, und sahe nach dem kranken Herrn hin, bald legte er sich wieder bey dem Lager nieder. Der Kranke, so er-

mattet, und aller Lebenskräfte beraubt er auch schien, hatte doch keinen Augenblick Schlaf. Mit offnen, starren Augen lag er, und nur auf seinem liebreichen Arzt und Wärter ruhte sein Blick mit einiger Theilnahme, und oft glaubte man einige Spuren von Besinnung zu bemerken, die aber im Augenblick des Entstehens wieder verschwanden. Kein Rettungsmittel wollte sich dem jungen Arzt, in dieser gefährlichen Gemüthskrankheit zeigen. Lebte auch das Mädchen noch, die dem Unglücklichen solchen Jammer gebracht hatte, so war sie doch, da es aller Wahrscheinlichkeit nach Lucie seyn mnste, für seine Leidenschaft verlohren. Und leider wäre auch vielleicht wenig gewonnen worden, und wenn auf einmal alles sich nach den besten Wünschen eingefunden hätte, so zu spät schien hier jede Hülfe, dem schon halb Gestorbenen, zu kommen. An sorgfältiger Wartung ließen es die guten Hirten nicht fehlen, welche nun das Vergehen, zu dem sie ihre Furchtsamkeit gebracht hatte, durch verdoppelte

Aufmerksamkeit dem armen Wahnsinnigen vergüten wollten. Sie waren fast unaufhörlich an seinem Bett, und Tag und Nacht gar eifrig bemüht, alle Kräuter und Wurzeln herbey zu führen, welche ihnen der Arzt bezeichnete. Durch alle angewendete Mittel hatte dieser der hartnäckigen Krankheit noch keinen andern Vortheil abgewinnen können, als daß sie nicht weiter vorgerückt war. So vergiengen dem Romanus etliche Tage in der Wartung des Kranken, ohne daß sich weiter etwas bemerkenswürdiges zutrug.

An einem Abend da er sich, des einförmigen, ruhigen Sitzens am Krankenlager müde, ins Freye begeben hatte, führte ihn das Ohngefähr auf eine nahe Landstraße. Er war unter den Bäumen welche sie von beyden Seiten umgaben, lange auf und abgegangen, sein Auge auf die weiten blauen Gebirge gerichtet, und hatte nichts bemerkt das um ihn war, als ihn ein Geräusch auf eine sonderbare Familie aufmerksam machte, welche ganz

in seiner Nähe, an den Seiten der Straße, in das weiche Gras gestreckt lag. Ein Mann von Mittelalter, in schwarzer Kleidung, die aber von Zeit und Ungemach viel gelitten hatte, mit zwey Kindern von zartem Alter, und einer weiblichen Figur welche man auf den ersten Blick für seine Frau erkennen mußte, waren die Personen dieser wandernden Familie. Der Mann zeigte in seinem Gesicht viel Demuth, oder Schüchternheit, und der Kummer war darauf offenbar zu lesen. Sie stunden endlich auf, und jedes von ihnen nahm eins von den beyden Kindern auf den Arm, und einen Theil der wenigen Habseeligkeiten in die Hände, und so traten sie ihren Weg an. Die Kinder sahen so ausgehungert, und auch die Frau war ein so sprechendes Bild des Elends, daß sich Romanus von Mitleid durchdrungen fühlte. Er frug sie, wohin sie wollten? Der Mann erwiederte sie wüßten noch selbst nicht, wohin sie heute oder morgen kämen, und hierauf erzählte er mit gro-

ser Offenheit von jener Art, welche anspruchslos, und ohne eigennützige Absicht aus einem kindlichem Gemüth hervortritt, daß sie nach dem Tode seines Herrn, bey welchem er Unterhofmeister auf einem seiner entfernten Güter war, ihren Broderwerb verlohren hätten. Denn aus ihrem Aeußern und aus der Ehrlichkeit ihrer Erzählung ergab sichs deutlich, daß sie sich weder beym Leben, noch nach dem Tode des Herrn, mit etwas bedacht hatten. Sie waren mit ihren Kindern, und ohne einen Heller Geld, von ihrem bisherigen Aufenthalt weggezogen, und zu etlichen Verwandten, die sie in der Gegend von Rom hatten, hingereist. Allein diese hatten ihnen nur auf etliche Wochen Unterhalt, keinen festen Erwerb, zusichern können, und nun waren sie wieder so hülflos, als je vorher, auf dem Weg, am auf gut Glück irgendwo einen neuen Herrn zu suchen. „Freylich, fügte der Mann hinzu, werden wir nie einen finden, der dem vorigen gliche."

„Was hast du denn von deinem vorigen Herrn, unterbrach ihn das Weib, ist dir etwas von ihm je zugefallen? und hat er deines Mangels nur auf einige Augenblicke gedacht?" Der Mann aber war nun desto unermüdeter, die großen Vorzüge des verstorbnen Herrn hervorzuheben. Es ergab sich aus den Klagen der Kinder, daß sie heute noch nüchtern waren, und daß sie auch mehrere Tage zuvor nur von den wenigen Brocken gelebt hatten, welche ihnen die Dürftigkeit oder der Geiz der Wirthe, die sie unterwegs trafen, zukommen ließ. Romanus bat sie, heute für Unterhalt und Nachtlager unbesorgt zu seyn, und beschloß, sie bey den Hirten auf seine Kosten zu bewirthen.

Die Gesellschaft des Mannes, der so voller Achtung gegen jedermann, kindlich offen und arglos war, hatte ihn sehr erheitert, und er versprach es bey sich selber den guten Leuten, sie nicht eher von sich zu lassen, bis er

ganz gut für sie gesorgt hätte. Sie waren eben, als die Abenddämmerung begonnen, auf dem Hügel zu den Hütten der Hirten gekommen, kaum hatte sich der Mann auf der Anhöhe umgesehen, als er erstaunt stehen blieb, und nach einigem Besinnen ausrief: „es ist nicht anders, dies ist der Ort den unser guter Herr in seinen lezten Tagen so lieb gewonnen hatte, daß er aller seiner andern Güter darüber vergaß" — „Und aller seiner treuen Diener" sezte die Frau hinzu. —

Euer Herr? fragte Romanus erstaunt, ist das der Besitzer jenes Schlosses, das dort im Thale liegt? — Der nämliche antwortete der Mann. — Er brach hierauf in ungeheuchelte Klagen aus über den frühzeitigen Tod seines guten Herrn, und Romanus fand nicht für gut, ihm sogleich seinen Irrthum zu benehmen. Die guten Leute wurden von den Hirten sehr freundlich aufgenommen, vergaßen bey dem reichlichen Mahl — köstlicher als sie

es seit langer Zeit gehabt hatten — alles ihres vorherigen Elends, und waren so heiter und fröhlich, als ob sie einen Schatz der fürs ganze Leben hinreichte, gefunden hätten. — Der Wahnsinnige lag noch immer in dem Zustand, worin ihn sein Beschützer verlassen hatte.

Am andern Morgen kam der arme Hofmeister um sich bey seinem neuen Wohlthäter herzlich zu bedanken, und wollte nun mit den Seinen den Wanderstab weiter setzen. Aber seine Freude war nicht gering, als ihm Romanus ankündigte, daß er noch heute und vielleicht noch viele Tage hier bleiben könnte.

„Es ist hier noch ein Geschäft für euch" sagte er, und öffnete bey diesen Worten das Zimmer, worin der Wahnsinnige lag. Wie erstaunte, und entsezte sich der treue Diener als er seinen todtvermeinten Herrn in solchem Zustand vor sich sahe. Er stürzte zu seinen Füßen, und unachtsam darauf, daß der Arm-

ſelige von dem allen nichts verſtand, bedeckte er ſeine welken Hände mit Küſſen. Auch der Wahnſinnige ſchien ſich des alten Dieners wie im Traum zu erinnern, aber in einem Augenblick gieng dieſes kurze Bewußtſeyn wieder vorüber.

„So iſt es doch wahr, ſprach endlich der Unterhofmeiſter, was mir etliche meiner Freunde verſicherten, daß das Gerücht von dem Tode unſers Herrn nur fälſchlich ausgeſprengt ſey, und daß er noch in ſo erbärmlichem Zuſtand lebe, worin ich ihn jezt finde. Er ſey, ſo ſagten die, welche mich hiervon benachrichtigten, völlig wahnſinnig von ſeinen Freunden auf eins ſeiner Schlöſſer gebracht worden, von welchem er einesmals unbemerkt entkam, und nachdem man einige Zeit vergeblich nach ihm geſucht hatte, von den mehrſten für todt gehalten, und nur von einigen, noch immer, in Hoffnung ihn lebend zu finden, an der Meeresküſte, wo man

Spuren von ihm zu haben glaubte, gesucht würde. Aber niemand, so schloß er, hätte ihn hier vermuthet." — Der ehrliche Diener wollte nun seinen armen Herrn niemals wieder verlassen, und sollte er um seinetwillen die größte Noth dulden. Von der Geschichte des Lenardo, dies war der Nahme des Wahnsinnigen, erfuhr Romanus durch den Diener noch vieles, was ihm über einiges Aufschlüsse gab, das ihm in den lezten Tagen begegnete. Er wollte es von sichern Leuten haben, welche ihn immerwährend begleiteten, daß die junge Unbekannte nichts weniger als unempfindlich bey der Liebe des Lenardo geblieben sey, aber eine unbekannte Ursach, die sie sorgfältig verbarg, nöthigte sie ihre Einwilligung zurück zu halten, eben die Ursach welche ihre Schwermuth erzeugte. Sie habe eine goldne Kette mit sich geführt, die bey ihr in großem Werth stund, von dieser gab sie einst dem Lenardo einen Theil mit der Versicherung, daß wenn einst ihm der andre

Theil überbracht würde, das gehoben sey, was noch unbezwinglich zwischen ihnen stünde, und daß er dann hoffnungsvoll in ihre Arme eilen möchte. Dieses Stück Kette hielt der gute Lenardo vor allen Gütern in der Welt werth, und ließ es niemals von seiner Brust wegkommen. Er hatte daran das Gemählde der Schönen befestigt. So zudringlich der gute Herr immer war, so beharrlich war die Jungfrau in ihrer Unentschlossenheit, oft suchte Lenardo seine Qualen zu mildern, indem er sich weit von ihr entfernte, aber er vermehrte sie ungeschickt nur noch hierdurch, und mußte bald wieder zu dem theuren Ort zurück. So fand er sie einst nicht mehr, suchte sie vergebens, und hielt sie, nachdem man das Gerippe aufgefunden hatte, für todt.

Von Jugend auf hatte er einen großen Hang zur Schwermuth gehabt, der noch dadurch vermehrt worden war, daß ihn sein un-

glücklicher Vater, der von seinem besten Freund verrathen, und von dem Papst viele Jahre in harter Gefangenschaft gehalten wurde, schon als Knaben immer um sich hatte, und vor ihm allein die Größe seines Kummers nicht verbarg. Als der Alte spät seine Freyheit wieder erhielt, hatte das Schicksal den Lenardo zu seinem Krankenwärter bestimmt, denn seine vielen Leiden warfen ihn in kurzem zu Boden. Dieses und mehrers andre, was theils nicht hieher gehört, theils von den Hirten schon erzählt worden ist, berichtete der Diener. —

So war es dem Romanus nicht unwahrscheinlich geworden, daß die Hindernisse nun gehoben wären, welche zwischen den beyden Liebenden stunden, und daß im kurzen sich alles entscheiden müßte. Nur war die Hoffnung für den Wahnsinnigen noch immer gering. Zwar war es möglich daß diese heftige Krankheit und ihre gute Behandlung, die Geistes-

zerrüttung des Unglücklichen einigermaßen heben könnte, auch zeigten sich nun öfter und länger halbhelle Augenblicke, aber noch war die Wahrscheinlichkeit des nahen Todes die größte.

Achtzehntes Capitel.

Wie groß war in dem mühseligen Geschäfte des Krankenwärters die Freude des Romanus, als eines Morgens sein Freund Antonio ihm in die Arme sank. Er hatte ihn seit sieben Tagen unaufhörlich gesucht, und jeden Winkel in der Nähe ausgeforscht, aber bey den armen Hirten hatte er seinen Freund nicht vermuthet. Nach vielen Fragen und Antworten ergab sich endlich Folgendes in Hinsicht des bisherigen Herumtreibens unsers Antonio. —

Seitdem er das Gemählde in der Zelle des Mönchs gesehen hatte, war für ihn kein ruhi-

ger Augenblick mehr gekommen. Er war gleich am andern Tag nach Rom gereist, und sein erster Gang war zu dem Mann, dem er Luciens Nachlaß anvertraut hatte. Man hatte noch immer nicht bey ihm nachgefragt, und die sämmtlichen Kostbarkeiten lagen noch unberührt. Aber es war diesmal nicht langes Nachforschen nöthig, um auf einige Spuren zu stoßen, die ihn nur später sehr irre leiteten. Eine Frau, von Geburt eine Jüdin, welche mit allerhand Kleidungsstücken handelte, und auch sonst sehr dienstfertig war, hatte dem Antonio und Lucien gleich nach ihrer Ankunft in Rom mehrere Gefälligkeiten erwiesen, und hatte viele Ursach, mit ihrer Dankbarkeit sehr zufrieden zu seyn. Nach Luciens Verschwinden hatte Antonio der Jüdin Auftrag gegeben, überall, wo es nur möglich, Nachforschungen nach ihr zu halten. Aber damals war sie stets, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, zurückgekommen. Der Geldmangel, in welchen Antonio später gerieth, nöthigte

ihn aus Rom zu weichen, noch ehe er den weitern Erfolg ihrer Nachforschungen abwarten konnte. Jezt begegnete sie ihm ganz von ohngefähr auf einer öffentlichen Straße, wo er traurig und unentschloßen umherirrte. Sie erkannte ihn sogleich und wurde von ihm erkannt, und da seine Kleidung und Aussehen von Reichthum zeugte, bot sie ihm sogleich ihre Dienste an.

Gelegners hätte dem Antonio schwerlich etwas kommen können, der in der weitläuftigen Stadt, wo sich leicht eine ganze Schaar verborgen halten kann, nach einem einzelnen Frauenzimmer lange vergebens hätte suchen müssen. Kaum sind sie zu ruhigem Gespräch gekommen, als die Jüdin alles auspackt, was sie weiß. Kaum hätte — so erzählt sie — der Herr die Stadt verlassen gehabt, als sie in einem Kloster nicht weit von hier, das junge Frauenzimmer auffand. Zwar konnte sie damals wenig schickliche Gelegenheit mit ihr

zu reden finden, aber das junge Frauenzimmer hätte sich ihres Freundes wie es schien, gar theilnehmend erinnert, und seinetwegen mehrere bedeutende Fragen gethan. Sie habe seitdem oft das Kloster besucht, und mehrere male mit der Dame gesprochen, aber da von dem Antonio nirgends mehr eine Spur zu finden gewesen, sey sie von weiteren Unterhandlungen abgestanden.

Antonio hatte sie mit Ungeduld angehört, und bat und beschwor sie, sogleich nach dem Kloster hinzusehen, und ihm sichre Nachrichten von der Jungfrau zu bringen. Vielleicht war der Bericht des alten Mönchs doch bloß ein Irrthum, und Lucie war noch keines andern, noch dem Andenken seines Bruders treu. Kaum kann er die Antwort der Jüdin erwarten, und ist schon selbst in den Hof des Frauenklosters gekommen. Hier begegnet sie ihm endlich, und freudig winkt sie ihn mit sich fort. Sie habe sichre Nachricht von der

Dame, erzählte sie, und gewiß sey es, daß sie noch immer unverheirathet, und seinen Wünschen noch erreichbar wäre. Sie nennt hierauf einen Ort etliche Tagreisen von Rom — eben das Schloß wo Romanus gefangen gesessen hatte — wo sich Lucie aufhalten sollte. Ein römischer Großer, dessen Gemahlin ihre Freundin war, habe ihr dazu verholfen, daß sie das Kloster, dessen Mauern ihr zuletzt zuwider waren, verlassen konnte. Antonio hatte kaum die Jüdin für ihre Mühe reichlich belohnt, als er mit seinem einzigen Diener sich nach dem Schloße auf den Weg machte.

Er hatte sich schon lange in der Gegend aufgehalten, und täglich und stündlich das Schloß mit unermüdeter Sorgfalt umstellt, als er endlich die ansichtig wurde, die, wie er geschworen hätte, keine andre als seine Lucie war. — So groß und so täuschend, fuhr er fort, ist noch keine körperliche Aehnlichkeit gesehen worden, als mit der sich die beyden auf den

ersten Anblick gleichen. Er findet endlich an dem nämlichen Tage, wo er den Romanus dort sprach Gelegenheit, die Dame in der Nähe zu sehen und zu sprechen. Ihre Zusammenkunft geschieht im Garten des Schloßes, nachdem er vergebens mehrere Abende sie auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange erwartet hatte. Noch immer hält er sie für seine lang gesuchte Lucie, und redet sie freundlich in der Sprache, die ihr am geläufigsten seyn muß, in der spanischen an. Aber die junge Dame scheint weder seine leidenschaftliche Freude, noch die Sprache in welcher er sie ausdrückt, zu verstehen, und erstaunt nicht wenig über dies unvermuthete Zusammentreffen. Endlich wird Antonio seines Irrthums gewahr, und beklagt sich in seiner Muttersprache über die traurige Täuschung. Da redet ihn die junge Dame auf einmal in derselben Mundart an, erfreut hier so fern von ihrer Heymath einen Landsmann zu finden. Er ist nicht undankbar gegen ihr Vertrauen, und erzählt mehreres aus seiner

Geſchichte, und beſonders welcher Irrthum ihn hieher gebracht habe.

Kaum hört die Dame ſeinen Nahmen nennen, und Luciens erwähnen, als ſie den Jüngling mit neuem Zutrauen, wie einen alten Bekannten begrüßt. Sie verſichert, daß ihr dieſe Lucie wohl bekannt ſey, und daß ſie auch durch dieſe ſchon von ihm gewußt habe. Erfreut will Antonio das Weitere erfahren, aber bald hört er es beſtätigt, was der Mönch erzählte, Lucie iſt ſchon ſeit etlichen Jahren an einen vornehmen Römer vermählt. Doch ſey ſie noch in Rom, und nach der Verſicherung dieſer Landsmännin ſollte er ſie in Kurzem ſehen. Doch ſey vor der Hand ſeine Hülfe an einem andern Orte nöthig, wo er einem hülfloſen Jüngling, und ihr ſelber einen nicht unwichtigen Dienſt erzeigen könne. Der geheime Auftrag, den ich von ihr erhielt, lautet dahin, einem jungen Edelmann, Nahmens Lenardo, deſſen Güter in hieſiger Ge-

gend liegen mögen, das einzuhändigen, was ich von dir erst noch zu erhalten hoffe. Daß sie mit diesem in genauer Beziehung steht, hatte sich aus ihren offenherzigen Geständnissen offenbart. Nach einigen Wochen, an einem bestimmten Tage wollte sie ihn in Rom treffen, wahrscheinlich in Begleitung des Lenardo. Antonio hatte hierauf, erzählte er weiter, oftmals wieder Gelegenheit gesucht mit der Dame zu sprechen, und von ihr das zu erhalten, was er dem Lenardo einhändigen sollte, aber es gelang ihm mehrere Tage nicht. Seinen Freund, dessen unschuldige Gefangenschaft ihm die Jungfrau erzählt hatte, glaubte er noch immer im Schloß, als ihm eines Abends, als er die Jungfrau auf einige flüchtige Augenblicke sprach, diese erzählte, daß sein Freund schon ausser dem Schloß sey, daß er ihn hier in der Nachbarschaft suchen, und von ihm das erhalten solle, was er dem Lenardo überbringen sollte. — Sieben Tage hatte nun Antonio eifrig nach seinem Freund gesucht,

während des er erfuhr, daß der Lenardo nach dem er sich erkundigte, schon seit mehreren Monden todt sey. Den Romanus habe er endlich von ohngefähr durch die Erzählung eines Landmanns gefunden, den er als Boten an die Jungfrau, mit der traurigen Todesnachricht absendete. — Hättest du diese noch zurückgehalten! sprach Romanus, Lenardo lebt, und ist hier neben uns. — Antonio erstaunte, und wurde bis zu Thränen gerührt, als ihm sein Freund die Geschichte des Unglücklichen erzählte, so viel er aus dem einzelnen Bruchstücken davon wußte, die ihm durch die Hirten, durch den Unterhofmeister, und nun neuerdings von seinem Antonio waren erzählt worden. Er übergab ihm hierauf die Kette, und sagte ihm zugleich ihre Bedeutung. Mir ist es immer sezte er hinzu, je länger ich sie betrachte, als sey sie mir aus früher Kindheit wohl bekannt, diese goldnen Schlingen, die eingegrabenen Blumen, und andre Zierrathen habe ich, so kömmt es mir vor,

oft in meinen Händen gehalten, und eben so unerklärlich zieht mich das Bild der Jungfrau an.

Lenardo hatte sich an dem Tag, wo Antonio dort ankam, ungewöhnlich gebessert, er schlief wieder, seine Blicke waren nicht mehr so starr, und in gewissen Stunden schimmerte helles Bewußtseyn aus seinen heitren Augen. Er betrachtete dann seinen alten Diener, und vor allen den Romanus, der in seiner Pflege unermüdet war, seine Mienen waren bedeutend und sprechend, und erregten Mitleid in jedem der sie bemerkte. So nahm in wenig Tagen seine Besserung um ein beträchtliches zu, er nahm wieder Nahrung und Arzneyen an, und schien nach und nach fast alle die Bedürfnisse wieder zu fühlen, und sich ihrer Befriedigung zu freuen, die wir im gewöhnlichen Leben täglich empfinden. Noch blieb er aber stumm, und schien auf keine Frage zu achten die man an ihn that. Antonio trug

eine Laute mit ſich, auf welcher er nicht ſelten ſpielte und ſang, beſonders da Romanus die Muſik als ſehr heilſam für den Kranken erkannte. In einer Nacht brach endlich Lenardo zur allgemeinen Freude ſein langes Schweigen, und zeigte dem Romanus deutlich mit welchen Gedanken er ſeit ſeinem Wiedergeneſen unaufhörlich beſchäftigt war. Er ergriff die Laute des Antonio, welche neben ſeinem Lager ſtand, und ſang mit rührender Stimme das nachſtehende Lied:

Immer will der Morgen noch nicht tagen,
Trübe iſt die Nacht und lang —
Meine Freuden alle ſind erſchlagen,
Aus den Lüften Todtenklagen,
Auf der Erde wandelt Grabgeſang.

Ach ermordet von den eignen Händen,
Starb mein ſüßes Leben hin in Nacht.
Warum muß ich mich zum Lichte wenden,
Darf noch nicht das öde Leben enden,
Warum hält die Erde mich mit Macht?

Alle Liebe iſt mit ihr erblichen,
Alles Hoffen liegt mit ihr im Grab,
In der Zeiten lezte iſt verſtrichen,
Alle Tugend iſt mit ihr entwichen,
Kraftlos ſtirbt die ſiechе Menſchheit ab.

Warum ſollt ich noch auf Zukunft trauen,
Ach für mich iſt keine Zukunft mehr.
Nimmer wird das Eis der Schmerzen thauen,
Nimmer werd ich grüne Hoffnung ſchauen,
Und mein Leben bleibt an Thaten leer.

Meine Jugend iſt zum Greis geworden,
Mit ihr liegt mein Lebensmuth im Grab.
Langſam fühl ich mich die Krankheit morden,
Langſam ſchleich ich zu den dunklen Pforten,
Bis des Lebens lezter Puls ſtirbt ab.

Niemand wird mit mir das Leben theilen,
Ruhm und Ehre mag ich ferner nicht.
Mögen andre nach dem Lorbeer eilen,
Meine Sehnſucht kann kein Lorbeer heilen,
Wenn ihn Liebe nicht mit Myrthen flicht.

Theurer Nahme, den ich ehr' in Schweigen,
Seelige die lebend ich geſehn,
Ach auf dieſer Erde weiten Reichen,
Welche Jungfrau darf ſich dir vergleichen?
Welche kann an deiner Seite ſtehn? — — —

Hier endigte ſich der traurige Geſang, bey welchem Romanus gegenwärtig war. Der arme Lenardo blieb aber nach dem Singen ſo ſtumm als zuvor, und antwortete den Fragen des Romanus bloß mit einem ſtummen Händedruck, und einem tiefen Seufzer. Nur als man ihm die Kette mit dem Gemählde überreichte, welches am darauffolgenden Tage geſchahe, erwachte er völlig aus ſeiner ſtarren Unempfindlichkeit, und verlangte daß man ihn ein wenig allein ließe.

Dieſen ganzen Tag war er ungewöhnlich bewegt, und die erſten Thränen kamen wieder in ſeine Augen. Er verlangte von dem Romanus, der bis dahin geſchwiegen hatte, endlich zu wiſſen woher man die Kette habe? Und dieſer erzählte mit vieler Vorſicht, wie er einen Theil derſelben bey ihm gefunden habe, der andre ſey ſeinem Freund von einem jungen Frauenzimmer übergeben worden, welche keine andre ſeyn könne, als die,

welche man hier abgebildet sähe, und zwar mit dem Auftrag es ihm einzuhändigen.

Der Kranke hörte diese Erzählung stillschweigend an, aber ungläubig schüttelte er den Kopf, und blickte den Romanus an als ob er ihn Lügen strafen wolle. Aber schon nach einigen Stunden verfehlte diese so heilsame Arzney ihre Wirkung nicht. Er fragte wenn Antonio das junge Frauenzimmer, und wo er sie gesehen habe? Als er hörte daß es erst vor wenig Tagen und unweit von hier geschehen sey, ward er abermals ungläubig, und sank in sein altes Stillschweigen zurück.

Romanus ließ indeß keinen schicklichen Augenblick vergehen, ohne ihm Muth einzusprechen, und ihm zu versichern, daß er in kurzem die lebendig schauen würde, welche er so lange als todt betraure. So wenig dem Anschein nach Lenardo auf diese Reden achtete, so wünschenswerthen Erfolg hatten sie demohn-

erachtet auf ihn. Er wurde nach und nach ein wenig heitrer, und eine ſchwache Hoffnung ſchien ihm wie aus der Ferne aufzugehen, unentſchloſſen wankte ſein ſchwacher Glaube nur noch zwiſchen Hoffen und Verzweiflung, und war ſchon wieder von der erſteren mehr gewonnen. Er fieng nach und nach an, den alten Unterhofmeiſter mit vieler Theilnahme zu betrachten, und fragte den ehrlichen Mann um ſeine bisherigen Schickſale. Dieſer, gerührt durch dieſe groſſen Beweiſe der alten Zuneigung ſeines theuren Herrn, erzählte leider zu offenherzig alles, was die Krankheit deſſelben angieng.

Er ſchauderte und ſah erſchrocken den fürchterlichen Zuſtand, aus welchem er eben erwacht war, und nur das Zureden des Romanus konnte die Unvorſichtigkeit des Dieners wieder gut machen. Sogar an dem treuen Hund nahm er wieder warmen Antheil, und der treuen Pflege des Romanus dankte er oft

mit gerührten Mienen und Worten. Er zeigte eine vorzügliche Aufmerksamkeit, die Aehnlichkeit zu bemerken, welche schon den Hirten aufgefallen war, zwischen Romanus und der jungen Fremden, und versicherte oft, daß ihn diese zuerst dem Leben wiedergegeben habe. Mit jeder Stunde nahmen seine Hoffnungen, und mit ihnen sein Muth zu, er erkundigte sich genauer nach der Geberin der Kette, hörte alle Wahrscheinlichkeiten an, welche ihm Romanus vorstellte, daß es diese, und keine andre seyn müsse, die seinem Gemüth so theuer wäre, und der junge Arzt wußte ihm unvermerkt die Wahrscheinlichkeiten zur Gewißheit zu machen. Nun war ein Wunsch vor allen das, was ihn vollends lebendig machte: so bald als möglich die theure Jungfrau aufzusuchen.

Romanus und sein Freund hatten indeß auch keine Zeit verlohren, um die junge Dame so bald als möglich herbey zu schaffen,

aber leider war der Bote welcher die erste irrige Nachricht wiederrufen sollte, um einige Tage zu spät gekommen, sie war sogleich nachdem sie die erste Nachricht vernommen hatte aus dem Schloß, wo sie sich bis jezt aufhielt, gegangen, und niemand wußte zu sagen wohin? So stand das Schicksal des armen Wahnsinnigen aufs neue in einer trübseeligen Verwirrung, und keiner weiß hier weiter zu rathen, wenn nicht der Zufall das Werk übernimmt.

Neunzehntes Capitel.

Indeß war der Tag des Festes näher gekommen, das in dem Thal dem Heiligenbild zu Ehren jährlich gehalten wurde. Wie die Hirten erzählt hatten, so sah man jezt Schaaren von Kranken herbey getragen werden, oder gehen. Es war in den Hütten nirgends ein kleiner Raum mehr leer zu treffen, wo eine einzelne Person hätte Unterkommen finden können, und auf freyem Felde hatte man viele Zelte und Dächer gebaut, worunter die Ankommenden den Morgen des Festes erwarteten. Denn einer wünschte dem andern zuvor zu

kommen, und ungeduldig sehn sie der gewissen Hülfe entgegen. Da sind viele unter ihnen, welche unsre Arzneymittel schwerlich heilen möchten, und Romanus, welcher die allmächtige Gewalt des Glaubens kennt, erwartet begierig den Ausgang, welcher diese entweder getäuscht, oder wahrhaftig durch ein Wunder genesen, weggehen läßt.

Man sieht an dem Abend des Festes auf den Arzt auf, welcher seit mehreren Jahren dabey zugegen zu seyn pflegte, und den man in der ganzen umliegenden Gegend wie einen Halbgott verehrt. Viele waren ihm dahin entgegen gegangen, woher man seine Ankunft erwartete, und wer nicht mit ihnen seyn konnte, wünschte den Stunden Flügel, welche ihnen den allgemeinen Helfer brächten. Wie einem lieben Vater, der lang abwesend war, oder, wie einem theuren Jugendfreund, so sieht man dem Greis entgegen, und die beyden Freunde wurden schon im voraus von

Ehrfurcht gegen einen Mann erfüllt, welcher so allgemeine, ausgezeichnete Liebe genoß. Man hatte schon in einer der besten Wohnungen alles zu seinem Empfang bereit gemacht. Endlich hörte man an dem allgemeinen Jubelgeschrey, daß der Erwartete nahe sey. Alles was gehen konnte, verließ die Hütten, um ihn zu empfangen, und keiner war, der nicht durch Worte und Mienen die lebendigste Freude ausgedrückt hätte. Der Haufe, in dessen Mitte der Greis sich befand, war indessen auf den Hügel gekommen.

Ein langer ehrwürdiger Greis sah mit heitren Augen umher, und als er näher kam, erkannte Romanus — den alten ehrwürdigen Ambrosius, den Arzt, den er auf dem Gut der oben genannten Donna Cornelia angetroffen hatte. Er erkannte seinen jungen Freund sogleich, und kaum hatte sich die Menge, nachdem jeder einzeln den geliebten Greis bewillkommt hatte, in etwas verlaufen, als er ihn

auf sein Zimmer begleitete. Nach einer kurzen Bewillkommung nahm er dem Romanus alle Unruh, die ihm über das weitre Schicksal seines nächtlichen Gastes in Rom noch geblieben war. Die Dame war, wie er versicherte in guter Sicherheit, und in wenig Tagen sollte er hoffentlich das Nähere von ihr selber erfahren.

Antonio hatte den Ambrosius lange angesehen, wie man einen alten Bekannten sieht, von dessen gewisser Bekanntschaft man sich noch nicht ganz überzeugen kann. Der Greis, der es bemerkte, kam ihm endlich zuvor, und sagte: Allerdings bin ich der nämliche, den Ihr bey dem alten Verwandten unsrer Donna, eurem Pflegevater in Pisa gesehen habt, auch ist mirs nicht unbekannt, was sich später mit euch zutrug. Hierauf umarmten sich beyde zärtlich, und erinnerten sich froh der alten Tage. Des verstorbnen Pflegevaters dachte Antonio mit neuer Liebe, und hier fand er

einen, der in sein Lob mit einstimmte, der die schwermüthige Erinnrung an den Verstorbnen theilte, und auch den Dank, den der Jüngling dem ehemaligen Pfleger und gütigen Vater noch im Grabe zollte, verstand der Greis ganz, der um alle diese Verhältnisse gewußt hatte.

Romanus, dem das Schicksal seines Kranken unaufhörlich im Sinne lag, beschloß, den Ambrosius seinetwegen um Rath zu fragen. Er erzählte ihm kürzlich die Krankheit und ihr Entstehen, und bat ihn mit ins Krankenzimmer zu kommen. Ambrosius hörte erstaunt das alles an, und noch größer wurde seine Verwundrung, als er den Leonardo erblickte.

So habe ich meinen unglücklichen schon verlohren gehaltenen Neffen wieder! rief er aus, o wie vielen, heißen Dank sind wir euch für seine Rettung schuldig. Der Kranke erkannte den Greis sogleich, und reichte ihm frölich die Hand dar. Heil dir! rief ihm der Alte zu,

es hat ſich alles gefunden was deiner Sehnſucht ſonſt unerreichbar fern lag, in wenig Tagen wirſt du Roſalien in deinen Armen ſehen. Ihre Liebe iſt dir nun gewiß.

Dieſe Worte, aus ſo theurem und ſo ſicherm Munde, brachten faſt die vollen Jugendkräfte in den ermatteten Jüngling zurück, und es fehlte wenig, ſo hätte er ſein Lager verlaſſen.

Der Abend war in dieſem Hauß vielleicht ſeit vielen Jahren nicht ſo frölich geweſen, als er heute war. Ambroſius ward unter den Jünglingen ſelber jugendlich und heiter, Lenardo vergaß ſeiner alten Schwermuth, und lächelte den frohen Erzählungen, die den Kreiß ermunterten, ſeinen Beyfall. Sogar der menſchenſcheue Unterhofmeiſter miſchte ſich mit ungewöhnlicher Dreuſtigkeit in das Geſpräch ein, und ſeine beyden Kinder, welche ſich hier wieder geſund gegeſſen hatten, ſpielten frölich unter den Männern.

Das Volk das versammlet war, träumte indeß von Wundern, welche geschehen sollten, und von Erscheinungen. Wenige unter ihnen ließ die ungeduldige Erwartung in dieser Nacht ruhen, sie erzählten sich heilige Sagen und Märtyrergeschichten, und einige unter ihnen bereiteten sich zu der hohen Wohlthat, die ihnen morgen wiederfahren sollte, durch eigne Gebete und Weihungen vor. Man hörte durch die einsame Nacht fromme Gesänge. Der Morgen graute kaum, als sich der Haufe schon im Thale versammlete. Von allen Landstraßen, von den Hügeln und nahen Ebnen sahe man noch vieles Volk herbey strömen. Die Mädchen und Weiber waren beschäftigt, Blumen herbey zu tragen, womit man das Heiligenbild ausschmücken wollte. Durch das Gebüsche waren Gänge gemacht, und über der Nische im Felsen erhob sich ein hoher Bogen von grünen Zweigen. Ein tiefes Schweigen herrschte unter dem Volk, und alles sah gläubig nach dem Heiligenbilde hin. Gesänge tön-

ten überall, und die, welche sich von fern dem Thale näherten, stimmten mit ein, so daß die Lieder von allen Hügeln und aus allen Thälern wiedertönten.

Wer wird die Haufen zählen die aus allen Gegenden herbey strömten? wer wird ihre Herkunft und ihr Geburtsland nennen können? Es waren nicht Hirten, nicht Landleute allein, auch aus den Städten sieht man sie den Wallenden sich zugesellen, und die gebildetsten Stände, Adel und andre Vornehme, sind von dem ausgebreiteten Gerücht bewogen, ihre Heilung von dem Bild zu hoffen, oder seine Wunder mit eignen Augen zu schauen. Da sind Geistliche und Aerzte, Krieger und friedliche Bürger, bey weitem aber die größte Schaar besteht aus Weibern, da dieses Geschlecht gläubiger von Natur, und von leichterem Verständniß des Wunderbaren ist.

An diesem Feste war es gewöhnlich, daß von einem Geistlichen eine Predigt gehalten

wurde. Nachdem ſich das Volk ruhig in Reihen geſtellt, und jedermann in frommer Erwartung ſtand, tritt der Mönch, ein Greis von ehrwürdigem Anſehen, auf eine Erhabenheit des Felſens vor. Dieſer Geiſtliche war kein andrer, als der gute Mönch, bey dem Romanus einen ſchönen Morgen zubrachte. —

Der Mönch hatte ſeine Rede geendigt. Das Volk mit gläubigem Herzen lag auf den Knien. Die Kranken wurden näher getragen, und ſelbſt die Ermatteten und Zerſchlagenen erhoben ihre Stimme laut, zum Preiß dieſes Tags.

Das Feſt, das heute hier gefeyert wurde, war dem Heiligen Alexius zu Ehren. Antonio, deſſen Stärke eben nicht in Legendenkenntniß lag, fragte einen jungen Mönch, der in der Nähe ſtand, um die Geſchichte des Heiligen. Dieſer ging mit den beyden Freunden an einen einſamern Ort des Thales, wo ſie ihn ruhiger anhören konnten.

Alexius, erzählte er, ist ein Römer gewesen, eines vornehmen Mannes, des Euphemiani Sohn. Obwohl er von allen Reichthümern und Ergözlichkeiten umgeben war, achtete er ihrer nicht, und erwählte es, seine Jugend in Demuth und strenger Mäßigkeit Gott zu weihen. In Gebet und anhaltendem Wachen sieht man ihn in dem Tempel der Christen, und der Jüngling war unter vielen die Zier der Gläubigen. Als die Zeit gekommen, da ihn sein Vater zu einigen Ehrenstellen bestimmte, weigerte sich der Jüngling standhaft irgend eine Ehre von Fürsten oder Kayfern anzunehmen, da sein Ruhm allein sey, Christ zu heißen.

Es ist in derselben Stadt eine Jungfrau Nahmens Cornelia, auch eines vornehmen Römers Tochter. Ihre Häuser waren Nachbarn, und Cornelia war schon seit mehrern Jahren des Alexius Verlobte. Am Tage, da man endlich ihre Hochzeit feyert, wohnt der

Jüngling, wie er pflegte, dem Gottesdienst im Tempel bey. Da erwacht in ihm der Entschluß seine Tage allein, in keuscher Einsamkeit zu führen, gleich den heiligen Einsiedlern, und den Schülern St. Benedikti. Und nachdem er sich durch eifriges Gebet gestärkt, verläßt er, ehe man ihn ins Brautgemach führet, sein väterliches Hauß, und erwählt sich selber ein Exilium. Da geht der Jüngling an die zehn Jahre in fremden Ländern umher, in immerwährenden Andachtsübungen begriffen, und der zu Hauße in köstlichen Kleidern gehen konnte, hatte sich nun mit nothdürftigen Lumpen bedeckt, der Fürsten, und Adliche an seines Vaters Tische gesehen hatte, lebte vom Allmosen fremder Menschen. Sein Vater hat ihn indessen allenthalben durch seine Diener aufsuchen lassen, ohne daß einer den armen Bettler erkannt hätte.

Endlich, da er eines Tags zu Edessa vor einem Marienbild kniet, und von ungefähr et-

liche Diener seines Vaters, von den ausgeschickten, in derselben Kirche sich befanden, nennt ihn dieses bey seinem Nahmen, und heißt ihn, (so scheint es den Gegenwärtigen), zu seinen Eltern nach Rom zurückziehen. Als die Diener dieses vernommen, erkennen sie den Sohn ihres Herrn, obwohl in so traurig er Gestalt, und begrüßen ihn demüthig. Er aber will nicht, halb mit Gewalt zu dem getrieben scheinen, das ihm geboten war, und entkömmt ihnen, noch an demselben Tage. Hierauf kömmt er in dem Hauß seines Vaters an, noch ehe die Diener zurück waren, und den Bettler erkennt niemand.

Die Thürhüter wollen ihn mit rauhen Worten zurückweisen, denn es war Abend, und die gewöhnliche Stunde des Allmosengebens war vorüber. Da erbarmt sich die Mutter seiner, die seit sie ihren einzigen und geliebten Sohn verlohren, in frommer Liebe den Armen Allmosen austheilt, und Bettler

ſpeiſt mit dem Ueberfluß ihres Tiſches. Sie läßt ihn hereinkommen in ihr Hauß, unwiſſend daß es der Erbe deſſelben ſelber iſt, und unerkannt ſpeiſt der Hausherr an dem Tiſche der Knechte und Diener. Da ſpotten ſeiner die Knechte, werfen und ſchlagen nach ihm, er aber erträgt ihre Schmähungen ſtillſchweigend, in chriſtlicher Geduld, und erwiedert nicht ihr böſes Schelten. Hinter einer Treppe in ſeines Vaters Hofe räumt man ihm ein Nachtlager ein, da die Hunde lagen. Und dieſe erkennen ihren ehemaligen Herrn, und lecken ſeine Füße, welche von dem Ungemach des weiten Wegs, und von der großen Hitze verletzt waren. Denn keine Sklavin bringt ihm Waſſer zum Füßwaſchen, keine trägt Oel zum Salben herbey, und ſtatt der Betten, welche doch ſein gehören, giebt man ihm ein wenig hartes Stroh zum Lager.

Am andern Morgen erblickt ihn ſein eigner Vater, der ihn nicht erkennt, und als er die elende Geſtalt ſieht, fühlt er ſein Herz von

wunderbarem Jammer bewegt. Und er fragt ihn einiges, jener aber antwortet klug und beſcheiden. „Ob er irgend einer Gabe, ſie ſey groß oder gering, bedürftig ſey?“ fragt er ihn endlich, jener aber bittet nur um einige Biſſen Brod. Da befiehlt der Vater, daß man den armen Bettler täglich mit den übrigen Bettlern ſpeiſe, und daß man ihm erlaube, ſtets in ſeinem Hauſe zu wohnen. Die Diener kehren indeß zurück, welche dem Alexius zu Edeßa begegnet, und traurig berichten ſie dem, der ſie ausgeſendet: „Herr, wir forſchten, wie du befahlſt, viele Jahre lang nach deinem Sohne, und ſind auf den Inſeln im Meer, und auf dem feſten Lande zu Griechenland und Aſia geweſen, da geſchah es uns endlich in dieſem Monat, durch beſondre Gnade Gottes, daß wir deinen Sohn entdeckten. Zu Edeßa im Tempel hat ihn ein Marienbild uns verrathen. Wir ſahen ihn nicht wie den Sohn unſers Herrn, ſondern in trauriger Geſtalt, und die Schönheit ſeiner Ju-

gend war vergangen. Wir beugten uns vor ihm, und baten ihn mit uns zu kommen, er aber ward unwillig unſrem demüthigen Bitten, und floh von uns noch an demſelben Abend. Seitdem haben wir, nicht auf dem Lande, nicht auf den Inſeln und Küſten, ſeine Spur mehr getroffen, und kommen nun traurig, mit leeren Händen.“ Da wendete ſich der Haußherr zornmüthig von den treuen Dienern, und hieß ſie in derſelben Stunde aus ſeinem Hauſe entweichen, weil ſie den, welchen ſeine Sehnſucht ſeit ſo vielen Jahren beweinte, ſo unverſehen aus ihren Händen gelaſſen. So hat man die entfernt, welche, die Einzigen, den Herrn in Bettlergeſtalt kannten, und dieſer bleibt unter den Lumpen verborgen. Ihn verſpotten die Diener, aber er, der ihr Herr ſeyn könnte, ſtraft ſie ihres Irrthums nie, und mag nicht mehr Recht haben in ſeiner Eltern Hauß, denn die andern Bettler. Ihn ſchaut die Mutter oft, mit unerklärlicher Rührung, und ihr iſt dieſer Bett-

ler vor allen andern lieb, daß ſie ihm täglich Speiſen von ihrem Tiſch, und Wein aus ihrem Becher reicht. Da kömmt auch noch der Neid der andern Bettler über ihn, mit welchen er täglich war, und läßt ihn viel dulden, er aber ſchweigt. Es geſchieht auch nach etlichen Jahren, daß ſein Vater krank darnieder liegt, und ſeine Schmerzen ſind groß. Da heilt ihn Alexius durch Händeauflegen und inbrünſtige Gebete.

Seitdem hat er viele Wunder gethan, viele Kranke genaſen durch das Auflegen ſeiner Hände, und die mit Schmerzen beladen waren machte er heil. Aber dennoch blieb er wohnen unter der Treppe, da er immer war, und mochte ſein dürftiges Gewand nicht mit beſſerem tauſchen. Und was er von fremder Güte als Allmoſen erwarb, das gab er den andern Armen. So lebte er ſieben Jahre in dem Hauß ſeiner Eltern, unerkannt, und von ihnen ernähret. Endlich ſtarb er, und hinterließ einen Brief, worinnen er alle ſeine Schick-

sale beschrieben, und worinnen er sich erst seinen Eltern zu erkennen gab. Bey seinem Begräbniß sollen die Kayser Arcadius und Honorius zugegen gewesen seyn.

So erzählte der junge Mönch diese Legende, und noch mehrere andre Geschichten der heiligen Märtyrer. Wie sie um ihres Glaubens willen alles verliessen, was ihnen das Glück gab, ja wie sie des Todes und aller Martern nicht achteten, und sie freywillig erwählten, um des Glaubens willen. Wie sich jeder öffentlich einen Christen nannte, sobald man seine heiligen Meynungen antastete, ja wie sich die Banden des Fleisches und der Natur auflösten, wenn die Religion es geboten.

O heilige Raserey, rief Romanus aus, ehrwürdig auch in ihrer wunderlichsten Gestalt. Was vermag das menschliche Gemüth über sich, und über die ganze Welt um sich, wenn es von der ewigen Gluth der Andacht entzündet ward, und wie vermag eine einzige Stimme, welche der unvergänglichen Wahr-

heit dient, ein ganzes Volk, ja die Schaaren aller Völker zu ergreifen! Da schmiegen sich die wilden Elemente gehorsam, und wilde Thiere selber vergessen ihrer Grausamkeit, und verletzen den Gläubigen nicht, ja die Löwen und die Adler bringen ihm Speise, daß er nicht verschmachtet in der Wüste, denn alle Dinge, das Starke und das Wilde, vermag der Glaube zu bändigen. Der Scharfrichter Basilides wird durch die heilige Jungfrau Potamiene, die er enthauptet, selber bekehrt, und bietet sein eignes Haupt dem Schwerdt dar, das er so oft gegen Christen gezogen, und harte Richter nehmen wie von einer höheren Hand berührt, den Glauben derer an, die sie zum Todt verurtheilten. Welche neue Zeit steht der Erde zu hoffen! wenn die höchste Liebe einst sich in jeder Brust entzündet, und der Mensch mit kühner Kraft die Dinge in ihre alte herrliche Gestalt zurück bringt.

Verkünden möchte ich mit frohem Munde,
Welch neue Zeit den Völkern ſteht zu hoffen,
Welch neu Geſchlecht die Erde wird gebähren,
Schon giebt der Dinge Mutter Kunde —
Der großen Stunde.

O wundervoller Tag, o Tag voll Freuden!
Deß frühe Dämmerung uns aufgegangen,
Nach deinem Anblick ſteht der Welt Verlangen,
O möchte heute noch das Dämmern ſcheiden,
Dein Licht uns weiden.

Von tiefen Träumen war die Welt bezwungen,
Jahrtauſende hat ſie der Schlaf gebunden,
Aufs neue hat das Leben überwunden,
Bald hat das Licht das dunkle Thor durchdrungen,
Den Sieg errungen.

Dann wird die Liebe göttlicher und freyer,
Den hohen Thron den ſie verließ beſteigen,
Auf ihrem Haupt die alte Krone zeigen,
Es hält die Erde ſchöner — neuer,
Die Hochzeitfeyer.

Schon wirft die Sonne neue Liebesblicke,
Es will der Himmel innig im Verlangen,
Die neu erwachte Braut umfangen,
Da bringt die Jugendkräfte ihr zurücke
Das neue Glücke.

Univ. Bibl.

Viertes Buch.

Zwanzigstes Capitel.

Unter den vielen Menschen, welche das seltne Fest herbey gezogen hatte, befand sich auch eine Jungfrau, die auch unter dieser großen Menge durch ihre edle Gestalt bemerkbar war. Sie war ganz in Schleyer verhüllt, und ihr Aeußeres deutete die große Schwermuth an, in welcher ihr Inneres begriffen war. Romanus war eben im Begriff, mit Ambrosius und dem alten Mönch, der sich nach herzlichen Begrüßungen seines jungen Freundes zu ihnen gesellt hatte, nach dem Hauß zurückzukehren, wo man den Lenardo gelassen hatte, als sich

das Mädchen ihnen in den Weg stellte. Ihr alle drey, redete sie die Männer an, seyd wie ich weiß klug und erfahren, und hier wo so viele genesen, laßt mich nicht allein hülflos von euch gehen, da ihr euch gewiß aus keiner andern Absicht hier versammelt, als die Wunder des Glaubens, mit kluger Hülfe noch zu unterstützen. Mein Leiden ist nicht von gewöhnlicher Art, und fodert keine gewöhnliche Hülfe. Könnte eigne Macht, könnte körperliche Arzney meine Schmerzen enden, so wäre ich längst gesund. Ich war in einem entfernten Lande, von nicht geringen Eltern gebohren, Vater und Mutter starben früh, und so zeitig von Kummer getroffen, sehnte sich mein Gemüth in das stille Asyl der Klostermauern. Ich hatte nur einen einzigen Bruder, welcher nur wenig älter als ich war, sonst hatte ich nichts, an welchem mein junges Herz gehangen hätte. Fromm, und eifrig im Gebet, traf mich damals, in dem zarten Alter, wo wir die Schuld kaum dem Nahmen nach ken-

nen; ein hartes Leiden, das ich mit Recht unverdient nennen könnte. Ueberall, und zu allen Zeiten, in gleichgültigen Reden und Handlungen des alltäglichen Lebens, am meisten aber im Gebet und Beywohnung religiöser Gebräuche, verfolgte mich — o wie hart und wie unsäglich bitter ist es mir, meinem Elend nur Worte zu geben — eine grausame Stimme, welche wie von innen kam, in alle meine Gedanken, in alle meine Empfindungen hineinschrie, und mich mit nie gefühltem Entsetzen zerriß *). Es waren Lästerworte gegen Gott,

*) Es ist hier von einer Gemüthskrankheit die Rede, an der mehrere Unglückliche, als es die Aerzte glauben, fürchterlich leiden. Oft ist Selbstmord oder tiefe Melancholie aus diesem jammervollen Uebel entstanden, und die Elenden, welche daran leiden, fühlen, wie nahe sie dem Wahnsinn stehen, und schaudern davor, weil sie fürchten das auszusprechen, was so entsetzliches in ihnen ist. Wenige vermögen es, ihre Leiden, wenn auch nur in unbestimmten Ausdrücken, jemand zu entdecken, darum ist auch diese Krankheit minder bekannt, als sie es sonst seyn würde.

Anm. d. Herausgebers.

und andre ehrwürdige Nahmen, woran ich nie ohne Schauder denken werde, und ich Unglückselige konnte nicht beten, nicht weinen, weil mich die furchtbare innre Stimme mit dumpfer Angst um jede Willkühr betrog. Noch schwach an Kraft und Wissen, hielt ich mich für den verworfensten und abscheulichsten Sünder, unter allen die sind und waren. Ich hielt mich nun des geistlichen Standes nicht mehr länger würdig, ja ich wagte es in der innern Angst nicht einmal, einen Tempel mehr zu betreten. Ich hatte von der Raserey der Fieberkranken gehört, und fürchtete mich unaussprechlich, in diese Krankheit zu verfallen, weil ich in der sinnlosen Raserey vielleicht die entsezlichen Worte aussprechen könnte, die ich so sorgfältig verschwieg. Ja ich wagte es nicht einmal mehr in Gesellschaft andrer Menschen zu gehen, aus Furcht sie möchten unwillkührlich aus mir laut werden.

Endlich konnte ich nicht länger mehr an einem Ort bleiben, und voller Unruhe verließ

ich die Stadt, wo ich gebohren bin. Noch immer ist mir die schreckliche Nacht gegenwärtig, es war ein Comet am Himmel erschienen, und jedermann weissagte Unglück, und große Strafen des Himmels, ich aber meynte kindisch der Stern sey über der armen Stadt aufgegangen, bloß um meiner Sünden willen. Ich raffte schnell einiges von dem, was durch rechtmäßiges Erbe mein war, zusammen, und eilte, mir selber, und meinem unvermeidlichen Verderben zu entrinnen. Es war Frühling, aber ich bemerkte damals keine Blume, und kein Grün, und hörte die frohen Landleute um mich her nicht. Wie lange ich gegangen bin, weiß ich nicht, des Nachts entsezte ich mich über jeden großen Stern, indem ich glaubte, es sey der strafende Comet. So bin ich endlich in unaufhaltsamer Eile in das Land gekommen, in welchem wir uns jezt befinden. Ich hatte wieder Lust an der frölichen Thätigkeit, und an dem Gewerbe der Menschen gewonnen, und kaufte

mir ein kleines Haus, in einer angenehmen Gegend. Damit ich, was nicht zu meiner Krankheit, doch zu der Geschichte der Kranken, die euch zu kennen nö. ig, gehört, kürzer übergehe: Ich lernte einen Jüngling kennen, den ich in kurzem liebgewann, so wie er mir von seiner Liebe die deutlichsten Beweise gab. Aber, selbst in die Blüthe der Liebe fiel das böse Entsetzen, das mich so lange plagt. In meine schönsten Träume mischte sich die furchtbare Stimme ein. Ich wagte es nicht, mich, die ungeheure Sünderin, dem geliebten Jüngling zur Gattin zu versprechen, damit ich nicht durch meine Nähe auch sein Glück und seine Ruhe zertrümmerte. So wehe es mir that, versagte ich dem Unglücklichen, jeden äußeren Beweis meiner Gegenliebe, die ihm mein Innres so lange gegeben hatte. Er verzehrte sich in stiller Schwermuth, indeß mein Leiden nur noch doppelt größer ward. Endlich fand ich nach langem Dulden, durch höhere Barmherzigkeit

an einem schönen Abend, in der Nähe einer Kirche, bey welcher ich mich immer gern aufhielt, einige Beruhigung, und beschloß gleichsam zum immerwährenden Dank, in ein Kloster zu gehen.

Ein römisches Frauenkloster nahm mich auf, und ich fand dort bald eine Freundin, die, wie ich, Ausländerin war, und welche um einer unvergeßlichen, alten Liebe im Stillen nachzuhängen, in die ruhigen Klostermauern gegangen war. Die Schilderungen des Glücks, das sie in ihrer schönen, jugendlichen Liebe genoß, erweckten in mir die Erinnerung, die noch so neu war, zur höchsten Lebendigkeit, durch die Sehnsucht, die je länger die Entfernung dauerte, je mehr wuchs, erhielt meine Leidenschaft eine weit größere Stärke, und sey es dieser, oder sey es auch der Ruhe und Heiligkeit des Orts zuzuschreiben, ich genas so ganz von meinen Leiden, daß auch die Narben davon vergiengen, und ich mich

kaum der großen Schmerzen noch erinnerte. Ich sehnte mich nur nach dem Einen, dem ich ganz angehörte, sehnte mich in die Welt zurück, und in die Arme der Liebe. Es traf sich durch ein besondres Glück, daß meine Freundin den vielgeliebten, längst verlohren geglaubten Gatten wiederfand, und durch einen bewundernswürdigen Zufall, wenig Tage vorher ehe sie den Schleyer nehmen wollte. Sie verließ nun das Kloster, und auch ich, da mein Probejahr kaum halb verflossen war, wurde durch ihren großmüthigen Gatten aus den dumpfen Mauern befreyt. Nur wenig Monate vermochte ich noch bey der glücklichen Freundin mich aufzuhalten, dann gieng ich aus, um meinem Geliebten Nachricht von mir, und Hoffnung zu geben. Nicht sicher genug glaubte ich, könne es von Rom aus, und durch fremde Boten geschehn — ich selber wollte mich dem Ort, wo er lebte, nähern, so weit jungfräuliche Schüchternheit es erlaubt. Ich komme an dem Ort an, wo ich

gewisse Nachricht von ihm zu erhalten glaube, niemand weiß seinen damaligen Aufenthalt, und ein boshafter Zufall brachte mir die lügenhafte Nachricht er sey einem Fräulein nachgereist, das er in wenig Monaten heirathen wolle.

Schmerzhaft betrübt, gieng ich fort, und hielt mich lange Zeit bey einigen guten Leuten auf, die alles mögliche thaten, meinen Gram in etwas zu lindern. Zu verwundern ist es, daß ich damals keinen neuen Anfall meines Leidens bekam. Nach langer Zeit erfahre ich durch ein günstiges, oder vielmehr höchst unglückliches Ungefähr, daß der noch lebt, den ich liebe, und daß er meiner noch mit zärtlicher Neigung denkt. Ich eile ihm Nachricht von mir zu geben, aber ich erfahre seinen Todt. Seit diesen etlichen schrecklichen Tagen — denn länger ist es nicht, daß mich dieses Unglück betroffen, hat mich jenes jammervolle Leiden wieder aufs fürchterlichste über-

mannt, und ich sehe nun, daß es mein reifer gewordnes Alter, meine mehreren Erfahrungen, nicht verschonen kann. Ich kann auch jezt nicht weinen, nicht beten, in jedem Gedanken höre ich die entsezliche Stimme, welche mir nun wie eine Kinderstimme klingt. Die nämlichen alten Worte, höre ich, nur noch mit dem neuen Zusaz, daß einzelne Reden, abgebrochne Verse, und zwar meist die schlechtesten, die ich unter dem Volk höre, in mir haften, und sich ewig wiederholen. — So habe ich meine ganze, unglückliche Geschichte erzählt, damit das, was meine Krankheit angeht, die Aerzte zum Mitleid, und zur Hülfe bewege, das andre aber, damit ich eine Pflicht erfülle — welche ich einem unter Euch schuldig bin. — Sinnet nun, ihr Helfer in mancherley Gebrechen, wie die meinigen zu heben sind. —

Die Männer hatten aufmerksam zugehört, und keinem, welcher um die Geschichte des

Lenardo wußte, war es länger ein Geheimniß, daß die Jungfrau keine andre als die sey, deren Liebe ihn in seine Leiden gebracht hatte, Romanus, und Antonio welcher auch herzu getreten war, erkannten in ihr leicht des Burgvoigts Tochter, die vermeintliche Lucie.

Es ist, antwortete nach einigem Besinnen Ambrosius, euer Leiden, so niederdrückend es immer seyn mag, nicht neu, nicht einzig. Oft werden Personen an Geist und Cörper schwächlich, von dieser, oder einer ganz ähnlichen Krankheit ergriffen. Warum soll der hohe Mensch sich das zu so greulicher Sünde machen, was eben so, mehr oder minder körperliche Krankheit ist, als irgend ein Krampf, ein Fieber oder andre ähnliche Leiden. Mit einiger Anstrengung des Willens, läßt es sich leicht besiegen, denn nur in einem gewissen, noch unvollkommneren Grad der Bildung, sind wir unsrer Handlungen und

unſrer Gedanken nicht Meiſter. Doch für euch hat das Schickſal ein ſchöneres und angenehmeres Heilmittel aufgefunden, als wir eins zu geben wüßten. Euer Lenardo lebt, liebt euch, und iſt hier in der Nähe.

Bey dieſen Worten ſahe man auf dem Geſicht der Jungfrau, welche ungeduldig ihren Schleyer zurückſchlug, als wollte ſie ſich nach dem Geliebten umſehen, die höchſten Leidenſchaften ausgedrückt. Die ſchönſte Freude wechſelte mit Unglauben, und mädchenhafter Zurückhaltung. Um ſie ganz zu überzeugen, führte man ſie nach dem Hauße, das ihr ſo nahe bekannt, und ehedem ſo werth war. Auch den Lenardo, welcher dieſen Tag ungewöhnlich munter war, bereitete man vor, und zur rechten Stunde fielen ſich die beyden Liebenden, die in der langen Trennung ſo viel gelitten hatten, in die Arme.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Ich darf nun nicht länger anſtehen, ſagte die Jungfrau — nachdem das Entzücken der beyden Liebenden etwas ſtiller geworden war, am Mittag des andern Tages — noch jemand an meinem Glück den näheren Antheil nehmen zu laſſen, der ihm gebührt. Erkenne in mir, ſprach ſie mit dem Ausdruck der zärtlichſten Liebe zu Romanus, deine Schweſter Roſalie, welcher du und ihr Lenardo unter allen die theuerſten Menſchen ſeyd. Ich erfuhr auf dem Schloß, wo du gefangen warſt, durch dich ſelbſt — ohne dein Wiſſen — daß mein einzi-

ger, geliebteſter Bruder ſo ganz in der Nähe ſey, und in dem lezten Augenblicke, wo ich dich in jenem Schloße ſprach, wurde ich meiner ſchönen Entdeckung gewiß. Wie ſchwer ward mirs mein Entzücken zu verbergen, welches ich für nöthig hielt, da ich deine Gefangenſchaft noch gefährlich glaubte. Dennoch würde ich mich dir ganz entdeckt haben, hätte nicht mein ſchnell dazu kommender Pflegevater, und dein ſchnelles Weggehen mich daran gehindert. Wie wunderbar, daß du ſtatt meines Freundes, und Befreyers aus den Kloſtermauern für welchen ich dich anfangs hielt, ins Gefängniß giengſt, gleichſam als ſollte der Bruder für die Schweſter dankbar ſeyn, und daß du mir ſo wiedergegeben wurdeſt.

Die Freude der beyden Geſchwiſter war unbeſchreiblich, und die eben wiederholte Rede der Schweſter war durch viele neue Freudenbezeugungen unterbrochen worden. — Romanus erzählte ihr mit kurzen Worten, und ſo weit

es jezt geſchehen konnte, den Hauptgang ſeiner Schickſale, und daß er geſonnen ſey in kurzem in andre Welttheile zu gehen. Die Schweſter ſchien gegen das leztere manche Einwendungen zu haben, welche ſie nur vor der Hand noch verſparte. —

Man hörte auch diesmahl, wie ſonſt immer, eine Menge Wunder, welche der Glaube an Kranken und Gebrechlichen verrichtet hatte. Die meiſten waren geheilt worden, und nur wenige büßten wie das Volk glaubte, ihren Unglauben, oder waren der Heilung noch nicht würdig. Allenthalben hörte man die Macht des Heiligen preiſen, und ſeine Güte. Romanus, dem dieſe Art der Heilung noch nicht vorgekommen war, wie in ſo wenig Tagen der Wunderglaube an ein ſteinern Bild ſo wirkſam ſeyn könnte, ſprach mit dem Ambroſius darüber.

Es iſt, äuſerte ſich dieſer, dieſe Art der Heilung eigentlich nicht wunderbarer, als die,

welche durch körperliche Mittel geschieht. Betrachteten wir die Gesetze, nach welchen jene Mittel auf den lebendigen Körper wirken, so möchte uns offenbar genug werden, daß jene Wirkung auch mit vollem Rechte eine geistige genannt werden darf. Sind doch jene leblosen Dinge außer uns, bey welchen wir Hülfe für unsre Schmerzen suchen, nichts andres als in Verkörperung gegangene Gedanken jenes allgemeinen Lebens aller Dinge. Gleichsam als würden wir durch den Gebrauch der Mittel auf jene Gedanken erst aufmerksam gemacht, und lernten ihre Richtigkeit und unsern eignen Irrthum, (die Krankheit) einsehen. Bey jener höchsten Erhebung und Begeistrung des Gemüths, welche die Andacht und der Wunderglaube hervorbringt, fühlt sich der Mensch wie in einem helleren Traum, in den Armen jenes allmächtigen, unendlichen Geistes aller Dinge, in welchen er sich stets erblicken könnte, wenn tiefer Schlummer nicht seine Augen bände. Und wenn er vermag — auch nur auf

flüchtige Augenblicke — sich in die Wellen dieses ewigen Lebensstroms zu tauchen, so wird er von allem Leid entbunden, er wird dem ähnlich, dessen ewige Vollkommenheit er dann ahndend erblickt, und als ob sich der unvergängliche Geist in ihm des irdischen Gebrechens schäme, kehrt er in das heitre, ungetrübte Leben seines Ursprungs zurück, in welchem kein Schmerz und keine Klage mehr ist. Alle Krankheiten sind Irrthümer, Schlüße, welchen ein Mittelglied fehlt, und bloß durch die falsche Anhänglichkeit an dem Einzelnen und Vergänglichen entstanden. Ein Kranker ist zu betrachten wie einer, dessen Bildung nur bey etwas Einzelnem und Unvollendetem stehen blieb, welche Anfangsgründe er fälschlich für das Ganze und Vollendete hält. Sobald aber nur einmal das hohe Bild des All-Vollendeten in seine Augen fällt, da muß der falsche Wahn entweichen. Alle mögliche Krankheiten wären eben so gewiß und noch gewißer geistig zu heilen, als körperlich, suchen wir

doch mit dem lezteren das erste nur vorzustellen und anzudeuten.

Eine neue Medizin, rief Antonio lachend, in welcher die Krankheiten lauter Fehlschlüsse, recht sinnlich dargestellt, verkörperte Sünden, und fleischliche Barbarismen sind, eure Mittel aber nur etwas anderes bedeuten, und nichts anders als ein vernünftiges Zureden nach der Logik sind.

„Welche sogenannte neue Medizin, antwortete Romanus, doch sehr alt ist, die älteste vielleicht unter allen."

„Die sogenannten sympathetischen Curen, fuhr der alte Doctor fort, zeigen noch wunderbarer die Macht, mit welcher nicht Leib auf Leib, sondern Geist auf Geist, Unvergängliches auf Unvergängliches wirkt." Und so redete der Alte noch vieles über diese Ansichten weiter.

Wie herrlich, sprach Romanus, und wie groß ist die Richtung, welche unser Forschen in dieser Zeit genommen, ist es doch als ob

der glänzende Tag, der einst vielleicht schon auf Erden war, nun von neuem wieder anbrechen sollte, nun oder nimmer. Es sieht der Mensch die Welt wieder hell und ungetrübt, o wie viele Jahrtausende hat er geschlummert, nun aber ist das Morgenlicht wieder nahe gekommen. Eine Menge große und vortreffliche Männer sind zu dem unvergänglichen Werk vereinigt, begeistert möchte ich dieser glänzenden Zeit der wahren Naturforscher zurufen:

Ja ich darf die kühnen Worte wagen,
Was die längst Prophetenstimmen sagen,
Du wirst einst den Völkern zeigen,
Was des Menschen Streben kann erreichen.
Denn was in dir lebt und schafft,
Das ist wahrlich nicht gemeine Kraft.

Ja du bist zum Höchsten ausersehen,
Großes Werk wird einst durch dich geschehen.
Wollte sich auch Herz und Wille sträuben,
Fühlst du höhere Macht dich treiben.
Sey noch klein in dir die Kraft und schwach,
Lebt der innre Wille doch und ist dir wach.

Sey du vor den Menſchen ſtille,
Bis der Tag kommt welcher dich enthülle,
Fühlſt du oft den Muth auch ſinken,
Schaue wie die hohen Palmen winken,
Wie das hohe Schickſal hat
Aufbehalten dir die große That.

Lange kanns der Jünger nicht verhehlen,
Und der Feinde Heer iſt nicht zu zählen.
Wenig ſind die für dich kämpfen,
Um mit dir die ſchlimme Macht zu dämpfen,
Ja dich hält in deinem kühnen Lauf,
Bald vielleicht des Irrthums Rotte auf.

Hülfreich wird der Glaube dann erſcheinen. —
Laß der Feinde Heere ſich vereinen,
Was du bauteſt, möchten ſie zertrümmern,
Wollen was du ſchufſt verſchlimmern,
Doch ihr Rathſchluß ſinkt wie eitler Dampf,
Deiner Streiter Kraft wächſt in dem Kampf.

Was du ſchufſt, Jahrtauſende wirds bleiben,
Wird nach innen mächtig Wurzeln treiben,
Es kam nicht aus irrdiſchem Gemüthe,
Du vollbringſt es nur durch Gottes Güte,
Eine höhere Macht die trieb dich an,
Eine höhere Macht zeigt dir die Bahn.

Die Kranken, welche gewöhnlich nur noch einige Tage nach dem Feste in der Gegend blieben, fiengen an sich nach und nach zu zerstreuen, und es wurde wieder leerer. Romanus hatte sich bey mehreren welche seit vielen Jahren Zeugen von den Wunderkuren gewesen waren erkundigt: ob denn niemals Rückfälle in die alte Krankheit erfolgt wären? Zwar konnte man dieses nicht läugnen, am seltensten aber soll es bey krampfhaften Krankheiten und bey Fiebern gewesen seyn, die meisten der sogenannten Nervenkranken mit heftigen Zufällen behaftet, blieben für immer geheilt. Es ist auch noch — erzählte Ambrosius — bis auf den heutigen Tag ein Wunderbild im Königreich Neapel, wo die Kranken — wie man aus alten Zeiten berichtet — träumend genesen. Man legt sie in eine dazu bestimmte Capelle, die mitten im Wald steht, schlafen, da kömmt ihnen, so erzählt man wenigstens, im Traum oft das Mittel vor, das sie heilt.

Der alte Mönch hielt sich noch länger unter seinen Freunden auf. Er und Ambrosius hatten sich schon längst gekannt, und standen von früher Jugend an in genauen Verbindungen. Sie hatten oft gemeinschaftlich die nahen Länder durchreist und bey ihren Forschungen und Untersuchungen, leisteten sie sich gegenseitig Hülfe. Sie schienen die Häupter einer Verbindung von wackern Männern, welche sich das Studium der Natur zu ihrem Lebenswerk gesezt hatten.

Nachdem hier alles geschehen ist, sagte endlich nach einigen Tagen Ambrosius zu seinen Freunden, was zu unserm allgemeinen Vortheil geschehen sollte und konnte, wird es endlich Zeit, daß wir uns nach einigen andern Personen umsehen, welche uns nahe genug angehen, um unsre Theilnahme zu verdienen. Die Donna Cornelia und noch einige andre erwarten unsre Rückkunft, mit vieler Ungeduld. Man beschloß die Reise nach den Gütern der jungen Dame noch an demselben

Tag anzutreten, und auch der Mönch war mit von der Gesellschaft. Von der Dame welche Romanus in Rom aus der Kiste rettete, und ihrem Gemahl, hatte ihm Ambrosius schon längst erzählt, wie und wann sie gerettet wurden.

Nachdem der Cardinal, welcher an dem ganzen Unglück des sonst angesehenen Haußes Ursach, nicht mehr am Leben war, hatten die Freunde der unschuldig gestürzten Familie sich schnell für sie verwendet, und es war gelungen die Strenge des voreiligen Urtheils zu mindern. Man ließ den Gemahl der Dame das Schaffot nur von weitem sehen, und in derselben Stunde, da sein Tod festgesezt schien, wurde er aus der Gewalt seiner Feinde gerissen. Ambrosius hatte um die Flucht der Dame in der Kiste gewußt, und das Hauß, wohin man sie getragen hatte, nebst seinen Bewohnern, war ihm wohl bekannt. Noch ehe er Zeit gewann, dem Romanus zu sagen, zu welchem Geschäft man ihn bestimmt habe,

hatte man es nöthig gefunden, diesen mit Gewalt dazu zu nöthigen.

Ambrosius erfuhr es sogleich, als man den Jüngling entführt hatte, und gieng nun nach dem Zimmer desselben hin, wo wie er aus seinen hingeworfnen Worten vermuthet hatte, die junge Dame sich vorfand. Sie erkannte in dem Ambrosius den nämlichen alten Mann, der sie in die Kiste steigen hieß, und wußte nicht daß es der Arzt der Dame sey, gegen welche sie kurz vorher ein so gröſses Mistrauen äusserte. Mit unbeschreiblicher Angst hatte sie der Zurückkunft ihres jungen Freundes entgegen gesehen, um in den Nachrichten über ihres Gatten Schicksal das eigne Todesurtheil zu hören, um so gröſser war ihre Freude, als sie von dem Ambrosius erfuhr: noch lebe ihr Gemahl und sey durch den gerettet welcher in seinem Zimmer sie aufnahm, schon wären beyde auſser den Stadtmauern, und in wenig Tagen würde sie wie-

der in des Gatten Armen seyn. Ihre zarten Kinder hatte der sorgfältige Greis schon zu einem Freund ausser der Stadt gebracht. Dahin führte er auch die Dame, wohlverhüllt, und unkenntlich, und das ganze Unternehmen ward ihm noch dadurch erleichtert, daß er die alte Besitzerin des Haußes sehr wohl kannte. Froh umarmte die Mutter ihre Kinder wieder, die sie als ein neues Zeichen, der Gunst, aus des Schicksals Händen empfieng, als ein Unterpfand, daß sie bald alles wiederhaben werde, was ihr theuer war.

Am andern Tage brachte sie der gütige Ambrosius auf ein entlegnes Gut seiner Gebieterin in Sicherheit. Dort hatte sie die Freude, nach einigen Tagen auch ihren Gemahl wieder zu sehen. So viel Aufsehen, und Widerwillen auch die Ermordung des Cardinals bey einigen erregt hatte, so schnell wurde dieses von den zahlreichen Freunden des Geflüchteten unterdrückt. Man wußte gar wohl,

auf welche Weise er entkommen war, ja sogar der Ort, wohin er sich verborgen hatte, war etlichen seiner Richter nicht unbekannt, aber man verzögerte mit Willen die Entdekkung der Flucht, und des ganzen Betrugs, während deß man immer mehr Gelegenheit fand, die sämmtlichen Anklagen des unschuldig Verurtheilten zu widerlegen. Denn es war leicht zu erweisen, daß blos der Neid des Cardinals, und einiger andrer Feinde das Ungewitter erregt hatte, und alle die nur unpartheyisch waren, schlugen sich auf die Seite der Freunde des Gestürzten. Dieses that endlich selbst der Papst, und man sah nun täglich der Zurückberufung der Vertriebnen entgegen.

Rosalie hatte sich von ihrem Bruder nicht trennen mögen, und ihre schöne Zärtlichkeit theilte sich zwischen ihm und ihrem Lenardo. Beyde begleiteten die Gesellschaft, der es nun nicht mehr an Heiterkeit fehlte. Dem Lenardo

hätte es keiner auch mit dem geübtesten Auge angesehen, daß er vor kurzem noch die Gegend als ein Wahnsinniger in Schrecken sezte, und auch Rosalie ließ keinen Rest ihrer Gemüthskrankheit mehr merken. Man hatte beyden sorgfältig den unseligen Zustand verborgen, in welchem man den Lenardo hier gefunden hatte, denn diesem erschien alles was seit dem Auffinden des vermeintlichen Leichnams seiner Rosalie, mit ihm vorgieng, wie ein Traum, und er glaubte nicht anders, als daß er seitdem sehr schwer krank gelegen habe, bis ihn Romanus heilte. Aber es blieb ihnen nicht lange verschwiegen, als sie mit den Hirten sprachen, unter denen sie sonst gelebt hatten. Ambrosius und seine Freunde eilten, den üblen Eindruck zu verlöschen, den diese unangenehme Entdeckung auf sie machen konnte, aber die beyden Liebenden wurden nur inniger überzeugt, wie vielen Dank sie ihrem Romanus schuldig wären. So hatte diesen nicht umsonst seine Ahndung, und die unerklärliche

Theilnahme, zu welcher er sich gegen beyde bewogen fühlte, noch ehe er näher um ihr Schicksal wußte, geschweige sie erkannte, hier zurückgehalten, wo seine Gegenwart so heilsam war. Oft staunte er über dieses wunderbare Zusammentreffen, und sah mit muthigerem Vertrauen der Zukunft entgegen.

Die Hirten wurden reichlich beschenkt, das kleine Hauß mit dem Garten wurde nebst einigen Ländereyen dem treuen Unterhofmeister gegeben, der nun für sein ganzes Leben reichlichen Unterhalt hatte. Noch einmal besuchten sie das Thal, das so vieler bittrer Leiden Zeuge war, und es wird nun keiner mehr aus Lenardo's Familie darinnen wohnen, den nicht eine ähnliche Schwermuth, wie diesen, hineinführt. Auch die kleine Kirche sahen sie noch einmal, und dann beschlossen sie dieser für sie so traurigen Gegend, auf immer Lebewohl zu sagen.

Zwey und zwanzigstes Capitel.

Die Gesellschaft, die aus den genannten sechs Personen bestand, ritt noch an demselben Abend einige Stunden weit nach dem Landgut hin, nach welchem sie sich bestimmt hatte. Gegen Abend gelangten sie in ein grünes Thal von etlichen Bächen durchwässert, in dessen Mitte man ein wohlgebautes Dorf erblickte. Als sie dahin kamen, wo die Landstraße sich in mehrere Wege zertheilt, wirft sich ihnen ganz athemlos, und außer sich vor Schreck ein Knabe in den Weg, und ruft als er ihrer kaum ansichtig wird: „habt Erbarmen, und

eilt meiner Herrschaft zu Hülfe, welche man nicht weit von hier, in ihrem eigenen Wagen sitzend, entführt hat."

So nahe bey einem Dorfe, und auf einer so volkreichen Straße? sagte Ambrosius Kopfschüttelnd — aber die Jünglinge hörten alle dreye auf seine Bedenklichkeiten wenig, und da es dem Knaben ungewiß war, welchen Weg man mit dem Wagen genommen habe, eilten sie alle drey nach verschiednen Richtungen aus.

Lenardo, der bald die vermeintliche Spur des Wagens verlohren hatte, kehrte dahin zurück, wohin ihn seine Neigung am meisten trieb, Antonio und Romanus erwartete aber die Gesellschaft vergebens, und da sie nach langer Zeit noch nicht da waren, setzten die andern ihren Weg fort, indem sie Spuren genug hinterließen, welche jene nach dem Ort hinführen konnten, wohin sie sich begaben.

Auf der Höhe, nach welcher sich Romanus hingewendet hatte, um die Entführer aufzufinden, sahe er von weitem einen Wagen, der in großer Eile davon fuhr. Es konnte allem Anschein nach kein anderer seyn, als eben der, welchem er nachsetzte. Das Fuhrwerk verschwand in einem Walde, der in einiger Entfernung vor ihm lag, und der Jüngling sah sich, als er kaum in den Hayn gekommen war, in ein Labyrinth von vielerley Wegen befangen, aus welchen der rechte schwer heraus zu finden war, denn zufälliger Weise hatten sie alle eine frische Wagenspur. Er wählte so wie es ihm am besten schien den einen, und war ohngefähr eine Stunde geritten, als er sich an dem Rande eines felsigten Abgrunds befand. Hier sahe er zu seinen Füßen einen ansehnlichen See, aus dessen Wellen kleine dicht bewachsne Inseln hervorragten, nach der einen Seite des Sees erblickte man hohe Berge, auf welchen die höchsten Wolken ihre Wohnung zu haben schienen. Es weideten die Heerden an ihrem

Abhange, und ihr Blöken hallte ringsum von den Felsenwänden wieder. Aus den Klüften, welche sich zwischen dem Gebirge hinziehen, sah man Orangenwälder hervorragen und hohe Pinien. Keine Stadt und keine Thürme sind rings umher zu sehen, und nirgends erblickt man Schlösser oder hohe Burgen. Nur einige kleine freundliche Häuser stehen an dem Fuß des Berges, einige an dem andern Ende des Sees, die Schorsteine rauchen, und locken den Wandrer zur Einkehr. Das Thal, der See und die Gebirge wärmten sich eben in den lezten Sonnenstrahlen, welche nur noch auf den Gebirgsgipfeln in vollem Glanze lagen.

Es war zu spät um zu der Gesellschaft zurückzukehren, zu spät dem Wagen weiter nachzusetzen, Romanus führte sein Pferd den Felsenabhang hinunter, und beschloß in einer der Wohnungen zu übernachten. Der schmale Weg wand sich Schneckenförmig an dem stillen Felsen hinunter, hieher konnte der Wagen un-

möglich gegangen seyn. Er glaubte ganz gewiß, er sey nun irre, und seine Hülfe komme den Entführten zu spät.

Die Dämmerung begann eben einzubrechen, als er vor einem reinlichen Hauß ankam, das zwischen hohen Bäumen stand, und mit bunten Winden umgeben war. Ein junger wohlgebildeter Mann saß mit drey Kindern, davon das jüngste kaum ein Jahr seyn mochte, auf einer Rasenbank vor der Thür. Er begrüßte den Fremdling mit Anstand, aber freundlich, und lud ihn selbst ein unter sein Dach einzukehren, und das anzunehmen, was Mäßigkeit des Landlebens darbieten kann. Innen empfieng den Gast die liebliche Haußfrau, ein junges schönes Weib, das einen Säugling auf den Armen trug. Beyde bemühten sich auf alle Weise, dem Gast zu zeigen, wie lieb ihnen sein Besuch sey.

Die Reinlichkeit, und die ruhige Ordnung, die in dem kleinen Gebäude überall herrschten,

mußte auf den ersten Blick gefallen, aber selten hat auch ein so glückliches Ehepaar an den Ufern des Tiber Stroms gewohnt, und niemals ein glücklicheres auf der ganzen Erde. Es wäre auch vergebens dieses Glück zu beschreiben, eben so wenig als den Eindruck den es auf den Romanus in der kurzen Zeit seines Aufenthalts bey ihnen machte. Es war ihnen endlich die ganze Welt, ihr tiefes und unendliches Leben, es war ihnen die Herrlichkeit und Zartheit aller Dichtung, Einem in dem Andern aufgegangen.

Dieser Abend war wohl einer der vergnügtesten, welchen der Jüngling in seinem Leben genossen hatte. Der junge und gebildete Wirth zeigte in seinem Gespräch eine Menge schöner und gründlicher Kenntnisse, und eine sehr reiche Belesenheit. Die besten Dichter älterer und neuerer Zeit waren ihm wohlbekannt, und in der Geschichte aller Zeiten und Völker war er ungemein unterrichtet. Er kannte, wenn auch

nur der Beschreibung nach, alle Theile unsrer Erde, welche damals bekannt geworden, aber er hatte wenig mehr davon selber gesehen, als das Thal, worin er lebte, den See, die nahen Gebirge, und nur einige wenige nahe Städte seines Vaterlandes. Er hatte in seinen früheren Jahren auch große Lust gehabt, in ferne Länder zu reisen, und wartete nur das Ende seiner academischen Jahre ab, um seine Reisepläne auszuführen. Aber er lernte damals seine liebenswürdige Gattin kennen, und fand in ihr die ganze Erde und alle ihre Wunder. Er bezog das Gut, welches ihm, nebst einem sehr ansehnlichen Vermögen, von seinen Eltern zugefallen war, und lebte hier unbekümmert um alles das, was ihn sonst so sehr anzog. Vier Jahre hatte nun dieses Leben gedauert.

Romanus und sein Wirth fanden einer an dem andern eine Unterhaltung, wie sie ihnen nur selten werden konnte, die mannichfaltigen

Dinge und Begebenheiten der Erde und ihrer Bewohner giengen vor ihnen vorüber, so wie sie jedem in den Erfahrungen seines Lebens erschienen waren, ein reiches Gemählde, jugendlich und voller angenehmer Farben.

Es war schon spät nach Mitternacht, und die zarte Gattin schon seit einigen Stunden zur Ruhe gegangen, als endlich auch Romanus seinen Wirth erinnerte, daß es nun Zeit des Schlafens sey. Aber vergebens bemühte er sich, Ruhe auf seinem Lager zu finden.

Welcher mächtige Zauber liegt in dieser kleinen Wohnung? kann fremde Liebe in uns so tiefe Funken wieder anfachen? Wohin er denkt, steht auch das liebliche Ehepaar vor seinen Augen, und unbeschreiblich hat die Größe ihrer Liebe seine Theilnahme erregt. Wie kann der Mensch, ruft er aus, doch in jeder Scholle seines Ackers, in jeder Blume, die ganze Erde, in seiner Familie die Geschichte

der ganzen Menschheit erblicken, und wie süß ist diese liebliche äußerliche Beschränkung, wenn ein Sinn dabey wohnt, der für das einzige Wahre und allein Bestehende geöffnet ist! Wohnt das Göttliche nicht überall? und unter allen Völkern?

So sprach der Jüngling mit sich selber, und nicht mit geringer Macht, fühlt er seit er in dem Hause ist, die alte Liebe heftiger erwachen, als er sie selbst nach dem lezten schönen Traum empfunden hatte. Durch das unvermuthete Auffinden seiner geliebten Schwester, ist er mit neuen Banden an die Heymath seiner Sehnsucht gebunden, und wie wird er diese zerreißen? Wo er steht und weilt, oder wohin er wandelt, stehen die Augen, die dunklen liebevollen Augen seiner Mathilde vor ihm, und rufen ihn zurück.

An seiner jungen liebenswürdigen Wirthin glaubt er einige zufällige Aehnlichkeiten mit Mathildis bemerkt zu haben, um desto gefährlicher ist dieser Ort. Aber koste es ihm, was

es auch wolle, er wird nur noch eine kurze Zeit in Italien, und in Europa überhaupt, verweilen, und wenn der Mond wieder so voll ist, wie er sich eben in dem See spiegelt, will er auf dem hohen Meere seyn. Seine Brust erhebt sich muthig bey diesen Vorsätzen, und er fühlt sich (glaubt er) stark genug, um allem zu trotzen, was sich ihm in den Weg stellt. Der Morgen kündigte sich schon an, und Romanus verließ sein Lager. Der Abschied von seinen vortrefflichen Wirthsleuten that ihm sehr wehe. — Die Menschen begegnen sich, und gehen vorüber, ohne sich über dem Grabe noch einmal zu finden. Die ewige Güte aber hält ihre Arme über alle, und alle sind in ihr vereinigt. Und ein künftiges Leben wird die verbinden, welche hier getrennt sind.

Drey und zwanzigſtes Capitel.

Die Sonne erhob ſich eben über dem hohen Gebirge, als die Bewohner des freundlichen Hauſes ihrem Gaſt den nächſten Weg über die Berge zeigten, der nach den Gütern der Donna führte. Es war der kürzeſte, ſagten ſie, und wenn er ihn verfolgte, könnte er wahrſcheinlich eher dort ankommen, als die Geſellſchaft die er verlaſſen hatte. Er dankte den guten Leuten noch einmal herzlich für ihre gütige Bewirthung, und trat die Reiſe an, die, wie man ihm berichtete, in anderthalb Tagen abzumachen ſey.

Gegen Mittag befand er ſich in einem Hayn, der dicht und ſchattigt allen Sonnenſtrahlen den Eingang wehrt. Es iſt ſo ſtill dort wie an Merlins Grabe, und ſchauerlich wie in den Haynen der Druiden. Ein heller Quell ladet ihn zur Ruhe und Erfriſchung ein, ſein Pferd findet an des Bächleins Rande gute Weide.

Wunderbare Träume gehen ſeiner Einbildung vorüber, und die Geſchichte ſeiner Reiſe, und alles was ihn in der lezten Zeit betroffen hatte, verſezt ihn in die alten Zeiten zurück, wo das ſchöne Land, in dem er iſt, noch von ſo mächtigen, kühnen Menſchen bewohnt war. Aus den älteſten Zeiten des ehemaligen Roms ſahe er ſich auf einmal in die romantiſchen Ritterzeiten verſezt, als er in einer gewiſſen Entfernung einen Reuter, der ein wohlgeſchmücktes Fräulein mit ſich auf dem Roſſe hatte, erblickte, und vor ihnen einen Knecht, den man wohl für einen Rieſen aus den alten

Ritterzeiten hätte halten können, und der vollkommen mit Waffen versehen war. Es war niemand anders, wie sich beym näheren Beschauen ergab, als unser Freund Antonio, und die Dame hinter ihm auf dem Sattel, die Donna, nach deren Landgut seine Reise gerichtet war. Wie groß war die Freude des Paars, da sie ihren alten Freund auf diesem abentheuerlichen Zuge antreffen. Die Herrschaft welche man in dem Wagen entführte, und welcher die Jünglinge zu Hülfe geeilt waren, war keine andre als die Donna. Sie begrüßte den Romanus, ihren ehemaligen Arzt, freundlich, und erzählte, daß eine Räuberbande, in einem Thal nicht fern von hier, sie mit ungemeiner Dreistigkeit angefallen hatte, die wenigen männlichen Bedienten, die bey dem Wagen waren, zu Boden warf, oder in die Flucht jagte, und sie mit allem, was sie bey sich hatte, in ihrem eignen Wagen entführte. Schon sahe sie die Meeresküste von ferne, nach welcher sie die Räuber hinschleppten, als noch

zur rechten Zeit Antonio sich ihnen in den Weg stellte, und sehr kräftigen Widerstand that. Die Dame war während des Gefechts entflohen, und Antonio, dem die Räuberschaar weit überlegen war, da er die gerettet sah, für welche er sein Schwerd gezogen hatte, zog sich fechtend zurück, und so glücklich, daß er keine Wunde erhielt. Die Räuber, welchen wahrscheinlich mehr an dem Wagen und dem was von leblosen Dingen darinnen, gelegen war, ließen ihn ungestört ziehen, besonders da sie so schmerzliche und kräftige Beweise seiner Tapferkeit an ihrem eignen Fleisch erfahren hatten. Er holte die Dame bald ein, und war nun im Begriff sie auf ihr Landgut zu bringen. Den Bewaffneten hatte man in dem nächsten Landstädtchen mitgenommen, weil die noch furchtsame Dame es so verlangte.

Sie hatte diese Geschichte mit so vielem Rühmen, und mit so herzlicher Dankbarkeit gegen ihren Retter erzählt, daß man leicht

sehen konnte, wie sehr sie von seinen Vorzügen gerührt war. Auch Antonio schien die jugendliche Schönheit seiner Begleiterin nicht gleichgültig anzusehen, und wenn man dem Anschein trauen darf, so wird diese Bekanntschaft nicht beym Anfange stehen bleiben.

Die drey lagerten sich um den Quell, und hielten daselbst ein vergnügtes Mittagsmahl. Antonio erzählte, daß die Dame, wie er eben erfahren hätte, die nächste Verwandtin seines alten Pflegevaters sey, dem er alles verdankte, was sein war. Ein neues Band vielleicht, um die beyden näher an einander zu fesseln.

Nachdem die Rosse und ihre Reuter sich genug gesättigt hatten, sezten sie ihre Reise weiter fort, durch den dichten, dunkeln Wald. Noch hatten sie, wie ihr Führer sagte, beynahe eine Meile in dem Gehölz zu reiten, und der Abend war schon nahe gekommen, in dem Wald aber war dichte Dämmerung. Die

Dame voller Furcht glaubte sich in jedem Augenblick aufs neue von Räubern überfallen, und das öftere Antreiben und Ausfragen ihres Führers mochte diesen wahrscheinlich so irre gemacht haben, daß sie endlich ganz vom Wege abkamen. Man denke sich den Schreck und die vielen Klagen des Frauenzimmers, als auf einmal der Pfad unter ihren Füßen verschwunden ist, und der Führer unentschlossen dasteht, und keine sichre Richtung zu wählen weiß. Das Zureden ihrer Begleiter fruchtete wenig, und nun glaubte sie ihren Tod von Räuberhänden, dem sie kaum entronnen war, gewiß. Man hatte schnell ein Feuer angemacht, denn weiter zu kommen war für heute nicht möglich, und die Männer bereiteten von ihren Mänteln einen bequemen Sitz. Die Flamme schien von dem Moos der Bäume und dem feuchten Gestein wieder, und bildete wunderliche Gestalten, einige Vögel durch den unerwarteten Glanz aufgeweckt, flatterten in einiger Entfernung um die Flamme, und ließen ein son-

derbares Geſchrey hören, das Geſpräch führte die kleine Geſellſchaft auf abentheuerliche Geſchichten, der ähnlich, in welcher ſie jezt ſich befanden. Man hatte ſchon nahe an dem Feuer ein Nachtlager bereitet, und es ward beſchloſſen, daß von den Männern einer um den andern Wache halten ſollte, als man in der Nähe einige Stimmen hörte. Die Dame träumte ſich das Aergſte, was ihnen begegnen könnte, aber es fand ſich, daß es einige friedliche Landleute wären, die ſo ſpät noch durch dieſen Wald nach ihrer Heymath giengen. Nach einigem gegenſeitigen Befragen, über den Weg und über das, was ſie hieher geführt hatte, fand es die Dame beſſer und ſichrer, mit dieſen guten Leuten aus dem Wald zu gehen, und in ihren Hütten ein bequemeres Lager zu ſuchen. Der Mond ſtand unter dem Gewölk, das der Wind ſchnell über das blaue Gewölbe des Himmels führte, und man hörte von fern das Bellen der Hunde.

Bey näherem Befragen fand ſich, daß das

Dorf, nach welchem die Gesellschaft hingeführt wurde, unter die Besitzungen der Donna Cornelia gehörte, wo sie ein Landhauß hatte, das sie seiner Entlegenheit und einsamen Lage halber, noch nicht besucht hatte, seitdem sie die Güter erbte. Ein alter Pachter war dort seit ihres Oncles Zeiten, den sie bisweilen auf ihrem Gut gesehen hatte, wohin er jährlich seine Abgaben richtig brachte. Gelegner konnte diese Entdeckung nicht kommen. Die Landleute zeigten ihnen die Wohnung des Pachters, welche ausserhalb des Dorfes auf einem kleinen Hügel lag.

Es mochte ohngefähr Mitternacht seyn, als sie vor der Thür derselben standen. Man fand diese offen, und trat ohne weitre Umstände hinein, aber kaum waren sie in den Hof gekommen als man inwendig im Gebäude — o gute Donna, die so vergeblich aus dem Wald den Räubern entflohen, hier nun schlimmeren Gesellen begegnet — ein heftiges Geschrey hörte: Hülfe, Hülfe, Mörder, Banditen.

Der Schein einiger Fackeln fiel durch die halbgeöffnete Thür des innern Hauſes, ein mächtiges Waffengeklirr iſt zu hören. Bleich vor Entſetzen drückt ſich die Dame in einen Winkel, während ihre Begleiter muthig hineinſtürzen, um zu helfen wo noch Hülfe möglich iſt. Drinnen ſieht man zwey Männer, welche ſich in Eil bewaffnet hatten, ſo gut es bey ſo ſpäter Nacht gehen mochte, nur halb angekleidet, gegen ſieben oder acht bewaffnete Männer kämpfend, deren wildes Geſicht, mit den übrigen Umſtänden andeutet, daß ſie die meuchleriſchen Mörder, jene die Ueberfallenen ſind. Die beyden Männer ſind faſt ſchon vom Gefecht ermattet, und ſuchen mit der lezten Anſtrengung den grauſamen Mörderſtoß nur noch aufzuſchieben, ein halbbekleidetes Weib ſieht nach Hülfe ſchreyend neben ihnen, und hinter Schränken und Tiſchen, hat des Pachters furchtſame Familie ſich verſteckt, ſo ungeſchickt in der Angſt, daß ſie jeder erblicken kann.

Die Jünglinge, stürzen wie ein Wetterschlag auf die Banditen ein, und diese die ihres Siegs schon gewiß zu seyn glaubten, müssen sich nur um ihr Leben wehren. Romanus hat einige hart verwundet zu Boden gestreckt, Antonio kämpft wie ein Rasender, denn sey es der täuschende Schein der Fackeln, oder seine wildlich erregte Einbildung — er glaubt in dem einen der überfallenen Männer seinen Bruder, in dem Hülfe rufenden Weibe Lucien zu erkennen. Einige stößt er zu Boden, daß sie des Aufstehens für immer vergessen. Die zwey noch übrig gebliebnen wollen entfliehen, aber der Mann welchen die Gesellschaft heute als Führer gebraucht hatte, besezt den Eingang, und haut den einen, der zu nahe nach der Thür tritt, daß ihm der Odem sogleich entgeht. Dem lezten — der schon hart verwundet war — hätte er auch vollends den Todesstreich gegeben, wenn ihn nicht Romanus, dem dieser zu einigen Geständnissen noch nöthig schien, gehindert hätte. Die sechs oder sieben welche

am Boden lagen, waren nicht mehr zu retten, und kämpften ohne Besinnung schon in den lezten Zügen. Man legte die Leichname heraus in einen Winkel des Hofs, während der wackre Thürhüter den verwundeten und entwaffneten Räuber so bewachte, daß ihm kein Gedanke an die Flucht weiter einkam. Des Pachters Familie kam wieder aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, das Weib das vorhin so um Hülfe gerufen hatte, lag dem einen der Männer sprachlos in den Armen, der andre von den beyden hatte, so wie Antonio, eine leichte Wunde empfangen, deren Besichtigung, und Verband, Romanus übernahm. Dieser trat, nachdem die erste Verwirrung vorüber gieng, und Antonio, noch ganz ausser sich durch diese Begebenheiten, hinaus zu der erschrocknen Donna gegangen war, zu dem Frauenzimmer hin, deren Gemahl sie aus Mörderhänden gerissen hatten, um des Anblicks gewisser zu werden, und er hatte sich nicht geirrt — es war die Dame die er zu

Rom aus dem Kiſtengefängniß befreyte. Auch ſie erkennt ihren Retter, und von dieſer zweyten noch größeren Wohlthat innig gerührt, ſtürzt ſie zu ſeinen Füßen. Ihr Gemahl hatte kaum vernommen, wer der Jüngling ſey, dem er heut ſeine Rettung ſchuldig ſey, als er ſeinen Dank mit dem ſeiner Gattin vereinte, und ſeinen zweyfachen Wohlthäter zärtlich umarmte. „Zweymal, ſagte er, wäre ich ohne eure großmüthige Hülfe verloren geweſen, einmal durch den Verluſt meiner Gattin, die ihr gerettet, das andremal durch Meuchelmörder, die ihr entwaffnet.“

Indem die beyden Gatten noch immer ihren zärtlichen Dank wiederholten, und die Güte ihres Wohlthäters aufs neue prieſen, kam auch Antonio mit der Donna näher. Dieſe begrüßte den Errretteten ſehr kalt, und auch er ſchien ſie wohl zu kennen, und nicht ohne einiges Misvergnügen hier zu ſehen. Beyde wunderten ſich gegenſeitig, ſich da zu treffen, ſchienen aber wenigſtens ihren Mie-

nen nach keine sonderliche Freude über dieses unvermuthete Begegnen zu fühlen.

Ist es kein Irrthum, ist nicht alles was um mich ist ein Blendwerk — rief auf einmal Antonio aus — so sehe ich hier Lucien — —

Ist es möglich! rief diese, indem sie frölich ihm in die Arme fiel, mein theurer Antonio, du bist es?

— Wie? mein Bruder? spricht erstaunt der Gemahl der Dame. —

O wunderbares Begegniß! so bist du es wirklich? mein Bruder, den ich so viele Jahre als todt beweinte, so focht ich heute wirklich an deiner Seite? — —

Niemand kann die Freude der drey Geschwister beschreiben. Antonio hatte seine Leidenschaft zu Lucien auf einmal ganz vergessen, es war nicht die Lucie mehr, die er sonst kannte, es war seine geliebte Schwester. Immer umarmten sie sich aufs neue, fragten sich wieder, ob sie es auch sind? Die beyden Kinder Luciens, durch den wilden Lärm erweckt, waren

herbeygekommen, und mischten sich endlich mit in dieses Wiederfinden ein.

Romanus, der den Bruder des Antonio in seinen früheren Jahren auch gekannt hatte, umarmte ihn nach so langer Entfernung auch als Landsmann und alten Jugendfreund, und ihre Freude war groß. Des Pachters Familie brachte noch Speisen, und andre Bequemlichkeiten herbey, und bereitete der Gesellschaft ein Lager in der geräumigen Stube, von welchem aber wenige werden Gebrauch machen. Denn diesem Wiedersehen glichen wenige.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Der Morgen war schon längst aufgegangen, und die fleißigen Landleute giengen an ihre Arbeit, ehe die beyden Brüder sich noch von ihrer frölichen Ueberraschung erhohlt hatten. Endlich kam es von beyden Seiten zu Fragen und Erzählungen. Fernando (so hieß Antonios Bruder) erzählte wie er in Spanien, unter Herzog Albas Truppen einige Jahre gedient, wie er dann endlich, nachdem er sie lange im Stillen geliebt hatte, des Herzogs Tochter, die schöne Lucie, aus den Händen

des Schicksals empfangen. Das alles, und das Unglück, das ihr schönes Liebesglück zerstörte, ist dem Leser schon aus Luciens Geschichte bekannt. Damals als ihn seine unglückliche Gattin todt glaubte, war er bloß hart verwundet. Ein mitleidiger Landmann nahm sich des Ohnmächtigen an, und pflegte ihn, bis er wieder völlig bey Kräften war. Kaum hatte er sein Lager wieder verlassen, als er seine Gattin, die ihm so grausam entrissen war, überall suchte. An dem Hof ihres Vaters, auf den Gütern desselben, überall, wo sonst die Vermuthung am leichtesten hinfallen konnte, war sie nicht zu finden. Endlich vernahm er, daß sie in Portugall sich aufhalte, und unaufhaltsam macht er sich wieder dahin auf den Weg.

Mangel an Geld und allen Bedürfnissen nöthigt ihn, in die Dienste des Herzogs von Braganza zu gehen. Mehrere Unruhen, welche

damals in diesem Königreich entstanden, hat er mit erlebt, indeß vergeht ein Monat nach dem andern, ohne daß von Lucien eine Spur zu finden wäre. In einem Aufstand — es war der nämliche, wo Antonio an seines Bruders Seite kämpfte, welches er später für einen bloßen Irrthum hielt — welchen ehemalige Cammeraden des Fernando, unter den Albaschen Truppen, die sich von ohngefähr in Lissabon aufhielten, mit anfregten, wurde er abermals so hart verwundet, daß er mehrere Wochen sehr entkräftet darnieder liegt. Durch einen wunderbaren Zufall fochten hier beyde Brüder neben einander, ohne daß einer den andern kannte. — Doch war keine seiner Wunden gefährlich, er erholt sich endlich wieder, und da man den Aufstand, der in Ehrenangelegenheiten des ehrsüchtigen Herzogs von Braganza entsprang, welcher damals nach der Krone von Portugall lüstern war, mit Stillschweigen übergieng, und keinen einzigen

der Theilnehmer sonderlich zur Rede sezte, konnte er bald wieder frey ausgehen.

Eines Tags begegnet ihm die Alte, (deren sich der Leser vielleicht noch erinnert) bey welcher die beyden Liebenden die ersten glücklichen Monate ihrer Ehe gewohnt hatten. Wie erschrickt diese, und schaudert zurück, da sie den längst todt geglaubten vor sich sieht. Sie will fliehen wie vor einem Gespenst, er aber tritt seiner treuen Amme in den Weg, er ist es wirklich, ist noch am Leben, und das Mütterchen umfaßt mit Freudenthränen den Sohn ihres alten Wohlthäters. Kaum hat sie ihn auf ihr Zimmer geführt, als sie ihm, noch ehe er fragen kann, erzählt — daß Lucie vor kurzem hier war, hier in diesem nämlichen Zimmer, und nun mit seinem Bruder Antonio, den sie von ohngefähr hier getroffen, auf dem Wege nach Rom sey. Wie groß ist sein Schmerz, da er hört, daß die ihm so

nahe war, die er so lange, so sehnsüchtig sucht, und wer weiß, wie fern ihm nun das ersehnte Wiedersehen steht.

Noch an demselben Tage macht er sich, trotz den Bitten der alten Amme, nur noch einen Tag sich zu erholen, auf den Weg, und auch in Rom ist er es gewesen, den Antonio dort unter dem Menschenhaufen erblickte, es war keine bloße Aehnlichkeit, welche ihn täuschte.

Indessen will es ein ungünstiger Zufall nicht, daß er eine Spur von seiner Gattin oder von seinem Bruder erhält, ob sie gleich einige Zeit mit einander in einer Stadt wohnten, so war es doch nicht gelungen, sich aus diesem großen Menschenhaufen herauszufinden. Endlich glaubt er, seine Gattin sey nicht in Rom. Eine falsche Spur, die er von Lucien zu haben glaubt, führt ihn nach Loretto und an mehrere Oerter,

aber endlich kömmt er, ohne etwas gewonnen zu haben, nach Rom zurück. Da sucht er von neuem alle Gassen, ja alle Häußer durch, wohin es nur einigermaßen erlaubt war zu kommen, aber ohne Erfolg. Eines Tages erfährt er von ohngefähr, daß vor einiger Zeit ein Portugiesisch Schiff, das nach Rom bestimmt war, gescheitert sey, und daß alle die darauf waren umkamen. Was äusserst unwahrscheinlich war, wird ihm nun volle Gewißheit. Es kann seiner Meynung nach kein andres Fahrzeug gewesen seyn, als das seine Gattin und Bruder trug. Er mag nun in tiefer Traurigkeit begraben, nichts mehr von dem Leben, und von allem was ihn sonst gefreut, wissen, er scheut alle Thätigkeit, ja selbst das Licht.

An der Meeresküste in einigen einsamen Fischerhütten hält er sich auf, und übergiebt, was an einigem Werth noch sein ist, den ar-

men Fischern, damit sie ihn nähren, in der kurzen Zeit welche sein Leben noch dauern kann. An der Küste sieht er immer, wenn Ebbe, und wenn Fluth wechseln, vielleicht daß er etwas von dem ungetreuen Fahrzeuge erblickt. Ach, jedes Bret, das die Wellen herantreiben, gehörte vielleicht zu seinem Gebäude, und nun war alles in Trümmer gegangen, zu schwach, die er liebt, zu retten. Oft will er, von dem höchsten Schmerz überwunden, sein Leben auch in dem Element freywillig enden, das sie verschlang, aber ihn hält eine höhere Hand zurück, und bisweilen schimmert ihm noch eine ferne Hoffnung.

In solchem Zustand findet ihn Ambrosius, den seine naturhistorischen Reisen oft in jene Gegend des Strandes führten. Er hat den jungen schwermüthigen Fernando kaum kennen gelernt, als er schon bemüht ist, ihn aus seinem damaligen Zustand zu retten. Er macht

ihn — nachdem er seine Schicksale, und die Ursache seines Kummers erfahren hatte — aufmerksam darauf, wie unwahrscheinlich die Vermuthung sey, mit welcher er sich plagte, er weckte in ihm wieder neue Hoffnung, und bewegte ihn endlich, mit ihm zu gehen. Bey dem Oncle der Donna Cornella, welcher damals noch lebte, wurde Fernando mit vieler Zuneigung aufgenommen, und von der Donna selbst mit größerer, als er zu erwiedern vermochte, und als ihm eben wünschenswürdig war, (bey welchem Theile dieser Erzählung die Donna natürlich nicht zugegen war). Ihr Oncle, welcher einsahe, wie nöthig dem Jüngling Zerstreuung durch Geschäfte war, wußte ihm ein ansehnliches Amt in Rom zu verschaffen. Dort hob ihn das Glück bald über alle Erwartung schnell empor, und verschafte ihm in dem Staat ein großes Ansehen. Seine Traurigkeit aber wollte ihn noch nicht verlassen, noch immer hielt er seine

Lucie für todt, oder wenigstens verlohren für ihn auf immer. Alle Boten die er ausgesendet, kamen leer wieder, alle seine Nachforschungen waren umsonst.

Lucie indeß, die wir vorhin so schnell von Antonio's Seite verschwinden sahen, hatte sich, ohne ihren Gefährten weiter davon zu benachrichtigen, (damit sie durchaus nicht an Ausführung ihres Wunsches gehindert würde) in ein Frauenkloster begeben. Als sie sich nach einiger Zeit, wo sie sich fest genug in den Mauern glaubte, nach Antonio erkundigte, war er schon aus Rom gegangen, und sie wünschte ihm herzlich Glück dazu, denn seine aufkeimende Leidenschaft gegen sie war ihr nicht entgangen, und diese konnte nicht anders als unglücklich seyn. Sie wünschte ihm Glück, daß er so jung und unternehmend in einer glänzenden Laufbahn die unnütze Leidenschaft bald unterdrü[illegible] würde.

Fernando besuchte in seiner schwärmerischen Melancholie alle Kirchen und Klöster gern. Einst wohnte er auch dem Gottesdienst in dem Kloster bey, worin seine Lucie nun bald den Schleyer nehmen wollte. Sie erkennt ihn, traut ihren Augen nicht, denn ihr Fernando ist ja längst todt. — Doch ist der, welcher dem theuren verstorbnen Gatten so sehr in allem gleicht — in Mienen, Gesichtszügen, und Gestalt, — wenigstens würdig, daß sie ihn kennen lerne. Sie erfindet eine schickliche Gelegenheit ihn ins Sprachzimmer zu bescheiden, und — nichts geht über das Entzücken der treuen Gatten — sie erkennen sich.

Der übrige Theil ihrer Geschichte, welches Unglück ihr in Rom sehr ansehnliches Hauß getroffen, und wie dieses zum Theil verhütet wurde, auf welche Weise beyde Gatten dem Untergang entronnen, und wie sie

endlich auf dieſes Landgut gekommen waren, wo ſie ſich nun ſeit einiger Zeit aufhielten, das alles iſt ſchon anderswo erzählt worden.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Der Bandit, dessen Wunde nicht tödtlich war, gestund, wer ihnen Auftrag gegeben, diesen niedrigen Mord zu vollziehen. Es war der lezte Versuch, den die Feinde Fernandos machten, ihn zu stürzen. Einer der erbittertsten unter ihnen, der Neffe des Cardinals, hatte sich selber, um der Vollziehung gewiß zu seyn, unter die Mörder gemischt, nun aber war ihm seine Blutgier sehr übel gelohnt worden. Man erkannte die entstellten Züge am andern Tag, und begrub ihn mit unter den Mördern, die er angeführt hatte. Nicht

ohne Mitleid ſah Fernando den ſonſt hoffnungsvollen Jüngling ein ſolches Ende nehmen.

Romanus wurde dem Fernando und ſeiner Gemahlin noch theurer wo möglich, da dieſer in ihm endlich auch den Jüngling wiederfand, den man ſtatt ſeiner ins Gefängniß führte. Oft hatte ihm um den Unſchuldigen gebangt, und oft hatte er ſich geſehnt, nur einmal ſeinem Retter zu danken, aber er hätte kaum geglaubt, ihn ſobald wieder zu finden. Durch ſo viele Wohlthaten an ihn gebunden, erſchi.. er ihnen beyden wie ein hülfreicher Engel, und nichts war, das ſie nicht aufgeopfert hätten, um die Größe ihrer Dankbarkeit zu bezeugen. Lucie erzählte, daß ſie oft, ſeit ſie in ſeinem Zimmer eine Zuflucht gefunden, am Tage, wo dieſe ſo nöthig war, des Nachts im Traum, und auch in lebendiger Erinnerung, ihren Retter nicht wie einen gewöhnlichen Menſchen, ſondern wie ihren Schutzgeiſt, der ihr ſichtbar wurde, geſehen habe.

Die beyden Greiſe, mit Lenardo und ſeiner Braut, waren indeß noch immer nicht da, ob ſie gleich ſchon geſtern hätten eintreffen können. Denn ihre Reiſe konnte wahrſcheinlich nach keinem andern Ort, als nach dem, gegangen ſeyn, wo ſie Fernando mit den Seinigen wußten. Romanus fürchtete endlich für ſeine Schweſter, und nachdem man ihm den Weg beſchrieben, den ſie kommen mußten, reiſte er ihnen entgegen.

Er war nicht weit gekommen, als er die fand, die er ſuchte. Bloß der gute Mönch war nicht mehr bey ihnen. Dieſer war nach Rom gegangen, wo er einige Geſchäfte hatte, und wollte nach einigen Tagen auch zu ihnen kommen. Roſalie begrüßte ihren geliebten Bruder, als ob ſie ihn nie wieder aus ihren Armen laſſen wollte. Sie und Lenardo trugen keine Spur ihrer alten Schwermuth mehr an ſich. Die Jugend war in ihr eigentliches Recht getreten,

und heiter blühte sie auf, da die zerstörenden Stürme sich gelegt hatten. In einer der heitersten Gegenden hatte Lenardo den neuen Aufenthalt gewählt, dort sollte ihr Bruder Romanus bey ihnen leben. Doch dieser wollte von dem lezteren Plan nichts wissen, und zürnte sich, daß er schon mit so vieler Sehnsucht auf ihm verweilte. Die beyden Liebenden waren aber so sehr in ihre Lieblingswünsche verlohren, daß sie keine Einwendung mehr von ihrem Bruder erwarteten. Lucie sah mit unbeschreiblicher Freude ihre Freundin in ihren Armen, Antonio und Romanus bemerkten, wie viel Grund sie gehabt hatten, Lucien und Rosalien mit einander zu verwechseln, beyde glichen sich wie zwey Zwillingsschwestern. Nur Fernando hatte Rosalie, wie sie behauptete, ihrem Lenardo zu danken. Fremd, und fern von allen Freunden, wäre sie hülflos in den Klostermauern verschmachtet, wenn er sie nicht befreyte.

Es war nicht länger mehr zu verbergen, daß die Donna Cornelia den Antonio nicht mit Gleichgültigkeit betrachtete, und daß auch er viele Zuneigung zu ihr trug. Sie hatte ihren Groll gegen Fernando ganz vergessen, und dachte ihrer unglücklichen Liebe gegen ihn, da er ohne seine Schuld undankbar war, nicht länger. Auch Ambrosius, der Ehrwürdige, ihr zum Vormund gesezt, und redlich um ihr Bestes bemüht, war ihr bloß deshalb seit einiger Zeit fast verhaßt gewesen, weil er ihre unglückliche Leidenschaftlichkeit auf alle Weise zu unterdrücken suchte. Sie sahe nun ein, wie thöricht ihr Groll gegen den war, der ihr, wie ein gütiger Vater, das kindliche Wollen nicht nachsahe, bloß um sie zu schonen. Ihm dankte sie und auch ihr Oncle, eigentlich einen großen Theil des Vermögens, das sie einst erbte. Doch, es wäre hier zu weitläuftig, zu berichten, wie eigentlich Ambrosius und der Oncle der Donna ihre Güter in Gemeinschaft

hatten, und wie der alte Arzt, bloß um ungestört seinem Forschen nachzuhängen, alles dem Oncle übergab. Der Neigung der Donna und des Antonio zu einander konnte nichts im Wege stehen, und niemand war, der irgend einen Tadel dagegen gewußt hätte.

So hatten denn alle gefunden, was ihr bester Wunsch war, und die beyden Freunde waren so unvermuthet wieder in den Armen ihrer vielgeliebten Geschwister! Keiner war, der noch eine unbefriedigte Sehnsucht empfunden hätte, außer Romanus, dessen Herz von zwey Wünschen, die beyde nun gleich groß, gleich innig waren, bewegt wurde. Und unglücklicher Weise konnte einer nicht in Erfüllung gehen, wenn der andre gelang.

Man hätte auf diese Weise ein ganzes Jahr und drüber beysammen bleiben mögen, so lieb war allen das kleine unbemerkte Landgut geworden. War auch die Gegend nicht reich und nicht blühend, war auch das Gebäude, worin

sie wohnten, nicht für Gäste bequemlich eingerichtet, so waren seine jetzigen Bewohner desto fröhlicher; welche alles das, was sie hier an einander besaßen, um alle Güter der Erde nicht hätten geben mögen. Die Morgen und die Abende wendete man zu Spaziergängen in dem nahen Walde an, und in dem kleinen Thal, die Nächte verfaß man größtentheils in Liebesgesprächen, und alle hatten sich aus ihrem obwohl kurzen, doch so wunderbaten Leben, so vieles zu erzählen, daß sie nie enden konnten. Es schien, als ob die Freude, die sie alle so voll und lebendig genossen, ihnen statt des Schlafs und der Speisen wäre, so wenig fühlten sie den gewöhnlichen Drang der Bedürfnisse.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Welcher Genuß ist wohl herrlicher und größer, der, welcher den Gipfel aller Erfüllung, das Erreichen aller Wünsche giebt, oder der, den die jugendliche Sehnsucht — nach fernem, fast unerreichbarem Ziel — in sich trägt? — Beyde gewiß sind groß und lieblich, doch möchte ich fast die Sehnsucht schöner preisen als die Fülle, oder wenigstens keine Befriedigung wünschen, von welcher der Schmerz und die Sehnsucht fern bliebe. Friedlich und liebend wohnen die Glücklichen bey einander, aber ernst wie der

Todesengel ſteht die nahe Trennung vor ihnen.

Aus Rom kamen Nachrichten, daß ſich die Angelegenheiten des Fernando ſehr zu Gunſten gewendet hatten. Die Feinde waren ohnmächtig, und bald auch nicht mehr fähig, ihn heimtückiſch zu verletzen, denn zerſtreut, oder für Fernando gewonnen, war ihr größter Theil. Der Hof, und alle Großen, wünſchten den wackern Mann zurück, und ſein Anſehen war durch dieſes kurze Verdunkeln nur noch gewachſen. Jedermann ſahe ein, wie unſchuldig man den treuen Diener des Staats in Verdacht genommen, und aus welch niedrigem Quell die ganze Handlung gekommen. Dringend rief man ihn nach Rom zurück, aber Ambroſius und einige andre erfahrne Freunde riethen ihm, noch einige Zeit fern von der Stadt zu bleiben, und ihren Rath befolgte er gern. Was noch wider ihn war in dem Herzen des

Volks — denn im Gerücht großer Heiligkeit ſtand der Cardinal — das ſollte indeß aus dieſen leicht beweglichen Sinnen verſchwinden. Er wendete die Zeit, die ihm noch übrig blieb, dazu an, eine Reiſe nach Spoleto zu machen, wo er noch einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen hatte. Er reiſte mit ſeiner Gattin und Kindern ab. Dieſes war die erſte Trennung, obgleich nur auf kurze Zeit, doch ſchon eine Vorbedeutung einer längern und ſchmerzlichern.

Auch Romanus, der das hohe Rom, und noch einige große Städte Italiens noch ſehen wollte, beſtimmte einige Monate zu dieſer Reiſe. Die zwey liebenden Paare hatten an dem einſamen Landgut ſo viel Geſchmack gefunden, daß ſie noch bis zum Spätherbſt dort zu bleiben beſchloßen. Dort wird ſie Romanus wieder antreffen, wenn ſeine Reiſe geendigt iſt. —

Wir würden unſers Zwecks verfehlen, wenn wir dabey verweilen wollten, wie er nun von dem Ort, wo er ſich aufhielt, nach Aquila, von da nach Lanciano, nach Moliſe, Capua, Beneveuto, Neapel, Lirenza, reiſte, und wie er hernach die beyden äußerſten Enden des Welſchlandiſchen Stiefels, Otranto und Regio beſehen, wie er auch Sicilien beſuchte, und ſich einige Zeit zu Catania, und Palermo, Patti, und Meſſina aufhielt, ohne jedoch in die Mitte dieſer herrlichen Inſel einzudringen.

Mehrere Monate brachte er damit zu, und prieß dieſe Zeit den glücklichſten Theil ſeines Lebens. Noch immer aber war die alte Liebe nicht vergeſſen, ſchlummerte heute die Sehnſucht, ſo war ſie zur andern Zeit deſto heftiger erwacht, und größer wuchs ſie, als er dem Ort, der ihm, ſeit ſeine Freunde da wohnen, Heymath geworden iſt, wieder näher kam.

Mit unbeſchreiblicher Sehnſucht hatten ſie dem Abweſenden entgegen geſehen, und groß war die Freude ſeiner Zurückkunft. Jeder Tag war nun ein Feſt, und herrlicher und heitrer wurde ſtets ihre Freude.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Aber die heitre Freude dieser ganzen liebenden Familie, wurde bitter dadurch unterbrochen, daß Romanus Vorbereitungen zu seiner Abreise auf längere, auf so sehr lange Zeit, machte. Den Freunden und Geschwistern war sein Abschied so schmerzlich, als ob er sich auf immer von ihnen trennte. Denn wann wird er auc diesen wüsten Erdstrecken, wo der Todt in tausend Gestalten auf jedem Schritte lauert, zurückkehren? Alle Pläne der zärtlichen Schwester gehen zu Grunde, und

nirgends ist eine günstige Brandstelle, wo sich neue wieder aufbauen ließen. Diese theuren Menschen, die sich noch so zulezt, da er bald der bürgerlichen Ruhe nicht mehr angehört, an ihn anschließen, vergrößern nur den Schmerz des Abschieds, hindern können sie ihn nicht.

Sein alter ehrwürdiger Freund Ambrosius, spricht täglich ernst und liebreich über den Plan seiner Reise, über den Gang seiner Unternehmungen, und wie sie das reichste und beste Ziel erlangen können. Die Gefahren der Reise, und der Länder, die der Jüngling sehen wird, haben keine Schrecken mehr für den, der größere Gefahren im friedlichen Lande überstehen muß. Wäre er erst diesen ganz entronnen! Oft scheint ihn eine freundliche aber ernste Stimme in seinem Innern zu fragen, ob es denn auch wirklich ihm bestimmt sey, die Ruhe und menschliche Vollen-

[redacted] im weiten ungewissen Meere zu finden, denn dieses höhere Bedürfniß ist es ja allein, das ihn in die wilde Ferne treibt, und ob ihm nicht die heitre Flamme auf dem stillen Heerd der Heymath glänze. Aber es verläßt ihn nicht der Glaube, sein Geschick werde alles zu seinem Besten wenden, und der fröliche Stern, der ihn zu dem gelobten Ort führen wird, sey nicht mehr fern, ihn verkündigt die unaussprechliche Sehnsucht. Noch manche herrliche Belehrung empfängt er vom Ambrosius, und sein Sinn wird für vieles geöffnet, das ihm sonst verborgen war. Es hat der geistreiche Greis in dem kleinen Theil der Erde, den er selber durchmessen, das volle Leben ihres ungeheuren Leibes ahndend verstanden.

Am liebsten wäre es dem Romanus gewesen, wenn ihn niemand als sein alter Freund nach Ostia begleitet hätte. Den Mönch, der

sich noch in Rom aufhält, will er noch ein mal dort sprechen, denn dieser liebenswürdige Mann, und alles was er so wohlmeynend und väterlich gesprochen, wird ihm ewig unvergeßlich bleiben. Sein Wunsch, allein mit dem Ambrosius abzureisen, wird ihm mit vieler Schwierigkeit zugestanden, und man hat noch nicht darein gewilligt, als nur noch wenig Tage bis zu der traurigen Abschiedsstunde sind. Antonio zeigt sogar oft eine ungemeine Sehnsucht, seinen Freund zu begleiten, wohin es auch sey, und alles was ihm in Italien schönes anlockt, wenigstens auf einige Jahre zu verlassen, denn noch jung ist die Donna, seine Geliebte, noch jung und Lebenslustig er selber. Aber Romanus will ihn nicht in eine Bahn mit fort reißen, die, wie er wohl endlich eingesehen, ihm ganz fremd, und unangemessen ist, und dringt darauf daß Antonio ganz von diesem Wunsche abstehe. Ihm aber sind andre Palmen, auch

andre Pflichten gegeben, und fern ist die, welche er allein liebt, und hat ihn vielleicht lange vergessen.

Ach daß es ihm nur noch einmal vergönnt wäre, sie zu sehen, ehe er von diesen theuren Träumen scheidet!

Noch will er vor seinem Abschied die Liebenden mit einander auf immer verbunden sehen, um so sichrer über ihr fest gegründetes Glück, wird er abreisen. Lenardo ist ihm ein theurer Bruder geworden, und er preißt seine Schwester glücklich über solchem Begegnen. Er hat ihm heiter seine Lebenspläne ordnen helfen, und hat die Güter besehen, welche seine Familie künftig bewohnen wird.

An dem lezten Tag endlich, ehe er die Wielth[illegible] auf immer verlassen will — noch hat er ihnen die Abschieds Stunde verschwie-

gen, und will unvermerkt sie verlassen (denn leichter ist das schwere Geschick zu tragen das hinter uns, nicht das noch zukünftig vor uns, steht) an diesem lezten Tag, hat man auf seine Veranstaltung die doppelte Hochzeitfeyer bestimmt. Vielleicht läßt sich dann das bittre, unvermeidliche Leid durch die Freuden dieses neuen Bunds mildern. Noch am Abend vor dem schönen Feste sprach die Schwester mit großem Jammer mit ihrem Bruder von dem Abschied, da ihr Romanus nun erst so theuer, so lieb geworden war. Dunkel hatte sie sich seiner aus ferner Kindheit erinnert, und auch ihm war die Gespielin seiner ersten Jahre nur noch wie eine freundliche Traumgestalt gewesen, und erst jezt in der schönsten Blüthe der Jugend hatten sie sich wiedergefunden, waren sie sich ganz theuer geworden, da sie eben das Geschick wieder trennte.

Ein junger Geistlicher, bieder und liebenswürdig, der dort in der Gegend wohnte,

sollte die beyden Paare verbinden. Die Freundin der Donna, die Doktorin aus Pavia, war auch zu dem Fest gekommen.

Am Morgen des herrlichen Tages war der Himmel, obgleich im Herbst, ungemein heiter und lachend, und ein neuer schönerer Frühling schien aus den Trümmern des alten, vergangenen, aufzuwachen. Die Zugvögel waren aus Norden angekommen, und brachten aus ihrer fernen Heymath neue Gesänge mit in die Wälder. Romanus sahe ihre Züge mit inniger Freude, und bald werde ich euch, rief er aus, ihr frölichen Wandrer, in ein fernes, noch wärmeres Land, in die ewige Wohnung des Frühlings nachfolgen. Dort unter Palmen, und auf den grünen Hütten der dunkelfarbigen Völker, werde ich euch alte Bekannte und Landsleute begrüßen. Heil euch leichten, im schönen Element! Eure Sinne wurzeln nicht so in den Boden, wie die uns-

rigen, und wenn wir uns nur mit zerriſſnem Gemüth von dem heymathlichen Boden erheben, um die neuen Gebürge zu begrüßen, ſo nehmt ihr leichtes Volk alle eure Kinder und Geſchwiſter, Gattin und Freund mit euch, und überall iſt die große Erde eure Heymath. Ach wie ſchwer iſt es dagegen dem herrlichen Menſchen gemacht, die Gränzen zu übergehen worein ihn ſeine Geburt geſtellt hat. Doch nicht fern, oder nicht ganz unerreichbar wenigſtens iſt die Zeit, wo auch uns das klare, beweglichſte Element eigenthümlich gewonnen wird, wo auch wir die Luft mit leichter Schwinge, und willkührlich nach allen Richtungen beſchiffen. Bis dahin ſeyd ihr, leichtes Geflügel das allſehende Auge der Erde, mit welchem ſie ſich ſelber allenthalben erblickt.

In ſolche Träume war Romanus verſunken, an dem ſchönen heitern Morgen, der ſeine Geliebten zu dem beſten Feſte ihres Le-

bens erweckte. Die Glocken der kleinen Kirche tönten herüber, und das neugierige Landvolk, das in seinem waldigen Thale solche Feste selten erlebte, drängte sich herbey. — Romanus hatte wenig Morgen erlebt, die ihn so erschütterten, wie dieser. Wie sehr war er in die Wonne seines Freundes und seiner Geschwister versunken, und wie rührte ihn die Andacht, mit der sie in die feverliche Stunde kamen. Er konnte seine Sehnsucht nicht verbergen, und in Thränen sprach sie sich aus, ach wäre es doch auch ihm beschieden, mit Mathilden so am Altar zu stehen, und mit frommem Blick ihr sein ganzes Leben, sein Thun und seine Wünsche zu zu sichern, und von ihr dasselbe Gegengeschenk zu empfangen! Aber das war fern — unerreichbar vielleicht, oder gewiß unerreichbar. Längst ist vielleicht Mathilde die Braut eines andern, und noch ehe er die fremde Küste erreicht, ist sie die Gattin des Glücklichen.

Acht und zwanzigstes Capitel.

Die beyden glücklichen Paare hatten in dem Eichenwald, der in der Nähe ihres Gutes lag, Anstalten zu einem Fest gemacht, heiter und mäßig, und es war ausser den Neuvermählten niemand zugegen, als der alte Doktor und Romanus mit der Doktorin. Die Blätter der Bäume hatte der Herbst schon bunt gefärbt, und jedes Lüftchen wehte welche auf die Wandelnden. Man hatte eine Tafel dahin gesezt, wo die steinerne Bergwand ein natürliches Obdach gebildet hatte, und zu

ihren Füßen gieng ein kleines Quellwasser. Die dunklen Stämme der Eichen, und die Felsen waren mit Blumenkränzen und Gewinden verziert, und mit Zeitlosen hatte man den trocknen Boden bestreut. Diese Blume des Abschieds, deutete auf die Trennung von dem geliebten Bruder, während die Spätrosen, Enzianen und Violen von der schönen Hochzeitfeyer redeten.

„Wie sprechend, sagte Romanus — der mit andern Gegenständen seine Wehmuth bedecken wollte — wie sprechend drückt sich in diesem stillen Wesen der Charakter der Erde, wie drückt sich ihr innres Gemüth, ihre Gedanken und ihr Wille in den Blumen aus. Mir fällt, wenn ich sie betrachte, oft eine Fabel ein, die ich irgendwo erzählen hörte, von der Sprache der Gestirne: „Vor Zeiten", lautet sie, „vor vielen Millionen Jahren als noch das Reich der Cometen war,

hatten die Geſtirne, damals noch unfruchtbar und chaotiſch, ihre laute vernehmliche Sprache. Es tönte das ungeheure Getös ihrer wilden Maſen durch die unermeſſlichen Räume der Sonnenfernen, und nicht ſtill und ruhig war ihr Gang, wie er nun iſt. Noch hatten die Geſtirne die göttliche Sonne nicht für ihren König erkannt, und in jugendlicher Schönheit ſahe dieſe den Tag ihres Triumpfs nicht mehr fern. Denn unbändig und wild warfen ſich die andern Geſtirne eins um das andre zu Fürſten auf, und mit ihrer Stimme lobten ſie nicht, wie anfangs, den Schöpfer, ſondern ſie war das Werkzeug ihres Stolzes. Da kam die Zeit, da die Sonne durch die göttliche Weisheit ihnen zum Fürſten geſezt ward, und die Sprache ward ihnen benommen, welche ſie nicht zum Guten angewendet. Da verzehrten ſich die Geſtirne in ſtummer Sehnſucht, denn nicht Liebe, und nicht Leid, war ihnen vergönnt auszuſprechen. Und die

göttliche Güte gab ihnen eine andre, schönere Sprache, die Sprache der Liebe, in Blumen. Nun gesteht die bräutliche Erde, ihrem Gatten der Sonne erröthend ihre Liebe, und in Rosen spricht sie ihre Sehnsucht aus, in Lilien ihre fromme Ergebung. Und der Palmbaum und die Zypresse, die Zeder wie der Zwergbaum, sind Worte jenes ewigen Liebesgespräches, welches die Erde mit der Sonne hält. Treu und beständig in Liebe und Lust beginnt sie es bey jedem Erwachen im Frühling. Und damit sie mit sich selber Gespräche halten, sich selber trösten und freuen, erzürnen und beruhigen könne, sind ihr die Thiere gegeben worden. Diese sind das unaufhörliche, das sinnreiche Selbstgespräch, das die Erde nun mit sich hält. Und die Worte, womit sie alle ihre mannigfaltigen Erfahrungen, ihr Wissen und ihre zartesten Empfindungen ausspricht, sind das vielfache Geschlecht der Menschen. So ist denn die Erde noch immer ganz Junge, und ihr

Leben ist noch immer ein ewiges Sprechen. Aber im stillen, feyerlichen Gange, preisen Gott die Gestirne, und verehren ihn in frommer Anbetung, ohne Worte nur in der Tiefe ihres Gemüths. Und was von Flamme, was von Licht auf der Erde gefunden wird, das ist ein Schatten von dem was in ihrem Innersten brennt, und ein Ausdruck der ewigen, unvergänglichen Liebe zu ihrem Schöpfer, ein Gebet, ein Lobgesang in brennenden Zügen."

Der Frohsinn erwachte bald an dem kleinen Tisch, und der feurige, italiänische Wein, den man nach Art der Thracier unvermischt trank, that das Seinige, um sie in die lebendigste Heiterkeit zu versetzen. Man hatte einige Tonkünstler aus der nahen Stadt kommen lassen, diese waren in dem Gehölz ungesehen, und gaben mit ihren lieblichen Tönen den Empfindungen das Verständniß ihrer selbst. Welcher Tag, welche Stunde, war

diesen gleich, riefen wechselsweise die Neuvermählten! Und Romanus labte sich, wie er glaubt zum leztenmahl, an dem Wiederschein so hoher Wonne. Das frölich Landvolk war herbeygekommen, und nahm neugierig an der Freude Theil.

Wo war der Morgen hingekommen, und der Mittag? Es war schon Abend da man den Mittag noch nicht bemerkt hatte, und der Abendstern stand schon über dem' Wald. In dem dichten Gewölbe der Zweige war es schon Nacht. Laßt uns noch nicht in die engen Zimmer zurück gehen, bat Romanus, als man Fackeln herbeybrachte, um die Gesellschaft nach Hause zu führen. Man war mit diesem Vorschlag allgemein zufrieden. Der wunderliche Glanz der Fackeln erleuchtet rings um das Gehölz, und nur der Laut ihrer Stimmen, und der angestoßnen Becher wird in der stillen Nacht ringsumher vernommen.

Die Geſtirne, ewig jung und herrlich, ſchauen auf das Feſt mit Wohlgefallen nieder, ach ſo vergänglich und kurz, während ſie, die Ewigen, allein das unvergängliche, ewig ſchöne Feſt fevern. Mitten unter der ſchönen Freude, ſchleicht ſich die Wehmuth in Romanus Buſen, ſchon morgen wird er dieſe theuren Häupter, die jezt mit Roſen der Freude bekränzt um ihn ſitzen, nicht mehr ſehen, morgen wenn die Sonne aufgeht, iſt er ſchon nicht mehr unter ihnen. O Bitterkeit der Abſchiedsſtunde, ſo ſüß als ſchmerzlich. Was wäre der, und welch beſchränktes Herz ſchlägt in ſeiner Bruſt, der nie Scheiden empfunden, der ſich niemals von etwas trennte. Denn groß und ernſt blickt dich aus dem Schmerz der Scheideſtunden, des Lebens tiefſtes Erkenntniß an. Angemeſſen ſeinen damaligen Empfindungen iſt es, da Ambroſius von Ahndungen, und ähnlichen Dingen ſpricht, und mit wehmüthigem Ernſt endigt ſich der ſchöne Tag. Die Geſtirne

haben ſchon die Hälfte ihres Laufs vollbracht, und deuten auf Mitternacht, und düſter brennen die Fackeln, ſtill und feyerlich ſchauen die alten Eichen auf ſie nieder.

Welche ſtille Gewalt, ſpricht der ehrwürdige Greis, hat Geiſt über Geiſt, Wille über Willen. Wie nenne ich jene wunderbaren geiſtigen Erſcheinungen, bey Ahndungen und ähnlichen, deren Geſetze ſo ſichtlich die nämlichen ſind, die wir in der Körperwelt um uns erblicken? Wie ſich Flamme an Flamme entzündet, Wärme neue Wärme erzeugt, ſo ſiehſt du durch ſtille Gegenwart, nicht durch Mittheilung in dem Hauch der Worte, das Gemüth eines einzigen Menſchen auf viele wirken, die um ihn ſind. Oder nicht alſo. Wenn der Frühling kömmt, entfalten ſich alle Blumen, welche ſchliefen, und das Kraut und die Blätter machen ſich auf aus den Knospen, ſo entzünden ſich, wenn der Tag des Erwachens, der Ausſaat, oder der Erndte gekommen, alle

Gemüther, und siehe, das Heer der göttlichen Streiter steht schon gerüstet, und wartet des, der ihr Führer seyn wird. Es entzünden sich alle Gemüther, wenn der Tag der Entscheidung gekommen, eins früher, eins später, und die Stimme eines Einzigen erweckt ihrer Tausend aus dem Schlummer. Und so einer lebte auf einer fernen Insel, da kein lebendiges Wort von den Seinigen zu ihm gelangte, gesondert von allen Lebendigen — ihn müßte das allgemeine Entflammen auch ergreifen, und im Innersten fühlte er, daß der große Tag gekommen sey. Einer der wach geworden, weckt ihrer viele. Und so ihm auch keine Worte gegeben wären, seine stille Nähe erweckt die wunderbare Ahndung des Höchsten. Was erwecken uns die Worte anders, als bedeutungsvolle Ahndungen, doch für den nur voll Sinn, der der Liebe nicht unfähig. In weiter Ferne — was ist Entfernung für das Lebendige in uns, das kein Kind der Zeit noch

des Raums iſt — wird dein ein Freund gedenken, und du wirſt ſeine Sehnſucht in dir ſelbſt ſpüren. Um Tod und Geburt, um Leid und Luſt, kann der Entfernte wiſſen, und roh oder gebildet, ſind die Ahndungen jedem bekannt. Als Erſcheinungen, als Schattengeſtalten, treten ſie dem einem vor das Auge, als Stimme, als rührende Worte hört das Ohr des andern, das, was eigentlich in ſeinem Innern vorgeht, und das Andenken der Entfernten bedeutet. So ſieht Petrarka die verſtorbne Laura erſcheinen, ſo hört jener Feldherr die Stimme ſeiner ſterbenden, weit entfernten Mutter. Wir ſind nie getrennt, und kindiſch fürchten wir, der Raum möchte als Scheidewand zwiſchen uns treten. In ewiger Ahndung wiſſen wir einer um den andern, und kein Gedanke, kein heißer Wunſch iſt uns verborgen. Nicht Körper wächſt allein an Körper, und ſo du das eine Ende berührſt, hebt auch das andre mit, ſondern inniger noch

berührt ſich das, iſt das mit einander verbunden, das nicht Körper iſt. Und in ewigem Einklang leben und empfinden harmoniſche Gemüther. O ſchöner Glaube, da kein Scheiden, keine Trennung mehr iſt! Nur lebendig fühlen läßt uns die Trennung der Körper, wie innig die Gemüther vereint ſind.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Es war schon längst die Mitternachtsstunde vorüber, als sich die Gesellschaft endlich aus dem Wald auf den Heimweg begab. In die bewegten Fackeln wehten schon die Morgenlüfte, und der stille Hauch der Nacht floh vor der Morgendämmrung. Die fernen Hügel nach Osten erschienen schon wie dunkle Thore vor dem schwachen Schimmer, und die Vögel, welche den Morgen stets am frühsten begrüßen, flatterten über den Häuptern der Heimwärtskehrenden. Eine wehmüthige Stille ruhte

über allen, die andern ahndeten die Nähe der trüben Abschiedsstunde, welche nur zwey bestimmt wußten. Romanus und sein alter Freund vermieden es, sich erst aufs Lager zu werfen. Schon längst war der kleine Bündel des Wegziehenden bereit, die andern Reisebedürfnisse lagen schon lange in Rom fertig. Still giengen die beyden Freunde durch die Dämmerung, während die andern im Lager der Liebe ihrer wehmüthigen Ahndung vergaßen. Die Sonne hob sich eben aus dem Meer, als sie auf dem Hügel ankamen, wo sie noch einmal — zum lezten mal — nach dem freundlichen Hauß, wo alle ihre Lieben wohnten — hinsehen konnten. Länger konnte der Scheidende seine Thränen nicht zurückhalten. Er sah mit unaussprechlicher Wehmuth noch lange nach dem freundlichen Orte hin, dann sezten die beyden schweigend und in sich gekehrt ihren Wanderstab weiter. Auch von dem alten Freund, von seinem ehrwürdigen

Ambrosius sollte er nun bald scheiden! — Nur noch wenige Tage, dachte der Alte, und zwischen ihm und diesem Jüngling, dem lezten an den sich sein altes, vielduldendes Herz mit voller jugendlicher Wärme angeschlossen hatte, spannt sich das wilde Meer weit und unübersehbar aus!

Ihr Weg führt sie durch liebliche Dörfer, und an Bächen und Wäldern vorbey. Es ist ein Heiligenfest, und festlich geschmückt begegnen ihnen überall die Bewohner der lieblichen Gegenden. Das Läuten der Glocken, und die Musik in den Kirchen an denen sie vorübergehen, öffnet ihnen endlich wieder die verschloßnen Lippen. Noch einmal wiederholt Ambrosius alles, was er oft väterlich lehrend dem Jüngling gesagt hatte, und dieser fragt noch einmal, als ob er es noch nie vernommen hätte, über das alles.

Am Abend nimmt sie ein freundlicher Meyerhof auf, dessen Bewohner Freunde des

Ambrosius waren. Die gastfreyen Leute suchen alles hervor, was ihre Gäste, welche ihnen wenig munter scheinen, aufheitern könnte, und dankbar erkennen jene ihr gutmüthiges Bemühen.

Auf ihren sieben Hügeln, herrlich, sehen sie die Königin der Städte am andern Mittag vor sich liegen. Mit bangem Herzklopfen geht Romanus unter die hohen Thore ein, und groß, wie nie zuvor, scheint ihm die Pracht, der keine weiter auf Erden gleicht. Die beyden Reisenden irrten müde in den langen Straßen umher, und wählten endlich ihre Wohnung in dem Hause, da Ambrosius gewöhnlich zu seyn pflegte. Romanus wollte schon am andern Morgen wieder von Rom weg, denn nun hielt ihn länger nichts auf. In Ostia lagen, wie er bey seinem Wirth erfuhr, einige Schiffe, die nach Egypten giengen, seegelfertig, und mußten seiner

Rechnung nach nun in etlichen Tagen auslaufen.

Den wackern Mönch wollte er auch noch vor seiner Abreise sehen, da es der günstige Zufall wollte, daß er gerade in Rom zugegen war. Noch an demselben Abend sprachen sie ihn. Aber dieser wollte nichts von der schnellen Abreise des Romanus wissen. Noch einige Tage wollte er ihn in Rom zurück halten, und Romanus konnte seinen Bitten, mit welchen auch sein Freund Ambrosius die seinen vereinte, nicht so weit widerstehen, daß er nicht noch einen Tag bewilligt hätte.

Denn noch vieles, sagte der Mönch, habe ich mit euch zu reden, groß und neu, wozu uns vorher nie Zeit gewesen. Nun, an der Küste eurer Wünsche, seyd ihr reif, noch einiges von dem zu empfangen, der väterlicher für euch gesinnt ist, als sich mit Wor-

ten ſagen läßt. Es wurde beſchloſſen, daß ſich die drey Freunde am andern Nachmittag auf dem Capitoliniſchen Berg, in einem Gebäude, welches der Mönch in Anſpruch genommen, treffen ſollten, da wollten ſie den Abendſtern, und die Morgenröthe, noch einmal mit einander kommen ſehen; mochte doch Romanus ſpäterhin noch viele einſame Nächte verwachen.

Noch einmal ſieht ſich Romanus am andern Morgen in den hohen Mauern der Peterskirche, um noch den lezten Seegen zu ſeinem Unternehmen vom Himmel zu erflehen. Es ſchauen mit ſegnenden Blicken auf ihn die glänzenden Bilder. Ein Muttergottesbild mit dem Kind hat er lange mit feurigem, andächtigem Blick geſehen, auf einmal ſcheint es ihm lebendig, und es iſt Mathilde. O grauſame Täuſchung, wie nahm das todte Bild auf einmal alle Züge der Geliebten an, um

sie noch einmal in das Herz zu drücken, das dieser Neigung nicht mehr angehört? Das Bild lächelt wie Mathilde, so ist ihr Auge, ihre Locken, und das holde Kind auf ihren Armen, das unschuldig die kleinen Hände ausstreckt, trägt den milden Abglanz ihrer herrlichen Gestalt. Er wendet sich oft von dem Gemählde weg, aber mit gröserer Gewalt zieht es ihn nur wieder zurück. Und da er endlich das majestätische Gebäude verläßt, erblickt er mit trunknem Auge, in jeder schönen weiblichen Gestalt, die ihm begegnet, seine Mathilde. Die eine hat den Gang, diese eine Stellung, die den Blick oder Hals und Locken von ihr. Mit feuchten Blicken sucht er schnell unter hohen Orangenbäumen einen einsamen Ort. Die Blumen sind alle verblüht, und auch ihm blüht nun keine mehr, und er selbst hat den Frühling von sich gewiesen. Noch wäre es Zeit, aber bald nicht mehr, in ihre treuen Arme zurückzukehren, doch sein alter

Wunsch ist lebendig genug, das innige Sehnen zu besiegen, nicht ohne bittre Schmerzen. —

Und nicht länger kann er den Ausbruch seiner Schwermuth zurückhalten, da ihm von ohngefähr einfällt, daß es heute gerade ein Jahr ist, seit er aus seiner Vaterstadt gegangen. Gerade heut war es, wo er aus den vielgeliebten Thoren gieng, betrübt, und doch voll mächtiger Hoffnung. Wo ist nun der Muth geblieben, der ihn damals, noch so nahe dem Wohnort aller seiner Theuren, unaufgehalten wegführte? So hat die Zeit keine heilende Kraft, vielmehr vermehrt sie ein Uebel das sie lindern sollte? Damals noch in frischester Erinnrung der schönsten Stunden, kann er den festen Blick von der süßen Vergangenheit weg, nach der weiten Ferne hinwenden, und jezt da er der ersehnten Küste um so vieles näher gekommen, kehrt sich sein innrer

Wille heimwärts, und möchte jeden Dienst versagen? Eine liebliche Musik, die man aus einem nahen Hause hört, ruft bekannte, lang bekannte Melodien in ihm zurück. Diese nämlichen Lieder sang Mathilde, oft hat er ihre Stimme mit der Laute begleitet.

So kämpft der Jüngling den lezten herben Abschied, und fühlt die Schwere der Stunden, die ihn noch von dem weiten Meere scheiden, doppelt schwer. O stünde er schon auf dem Verdeck, und der Wind bließe fröhlich in seine Segel! das ist sein einziger, sein innigster Wunsch, denn wozu den Kampf verlängern?

Auf einer kleinen Anhöhe sizt er noch einige Augenblicke, und überschaut noch einmal die herrliche Landschaft. Schon berührt die nahe Seeluft seine Schläfe, und nur noch ein kurzer Augenblick, wo ihn die Sehnsucht in ihrer ganzen Fülle besucht, dann ist der herbste Schmerz überstanden.

In meines Herzens Grunde
Quillt Glauben immerdar,
Und keine bittre Stunde
Trübt seine Quelle klar.
Sey Mißgeschick im Bunde
Mit meines Herzens Noth,
Wenn alles schreckt und droht
Läßt Glaube mich nicht sinken.

Mein Sinn hat mich belogen,
Vom Ziele nicht mehr weit,
Das ferne mich gezogen,
Hat mich zu spät gereut.
Dort sind des Meeres Wogen,
Die hatt' ich längst begehrt,
Doch heim die Sehnsucht kehrt,
Als ich zur Fahrt gerüstet.

Wo sind die kühnen Träume,
Die früher mich gerührt?
Wo mag die Sehnsucht säumen?
Die mich hieher geführt. —
Auf jene fernen Räume,
Vor denen nun mir graut,
War einst mein Glück gebaut —
Nun ist mir Lust und Muth zerronnen.

Doch laß den Traum zerrinnen,
Der Glaube wird beſtehn —
Der mag den Preiß gewinnen,
Was nichtig wird verwehn.
Fortan! mit heitren Sinnen,
Was dir den Frieden bringt,
Das Beſte nur gelingt,
Was dein iſt, wird dir bleiben.

Schon lange hatte Ambroſius ſeines Freundes gewartet, denn geizig war der gute Greis mit jedem Augenblick, den ſie noch bis zu dem lezten, der den Jüngling zu Oſtia in das Schiff führte, vereint erleben, endlich kommt der Träumende in ſtiller Schwermuth zurück. Dem theuren Greis ſinkt er in die Arme, „Wohin mein Vater, ruft er aus, wird dieſer untreue, wankelmüthige Sinn noch gehen? ſchon ſehe ich nicht mehr fern die ſchönen Flaggen wehn, ſchon fühle ich die warmen Lüfte der erſehnten Küſten, und die Bilder welche fern hinter mir die Erinnrung mir mit wehmüthiger Freude täglich vorhält, und welche

mein Sehnen unaufhörlich zurückfodert, wollen mich nicht lassen. Welchen Ausgang wird dieser verworrene Wandel noch nehmen?" —

Keinen andern, antwortete Ambrosius liebreich, als den es nehmen soll und muß. Warum erkennen wir die untrügliche und nie von uns weichende Stimme im Innern so wenig? Die Unruhe die uns oft an dem vermeintlichen Ziele noch ergreift, mahnt uns, daß wir das Rechte noch nicht getroffen, oder sie deutet die Nähe eines höheren Strebens an.

Dreyßigstes Capitel.

So sprechend waren sie auf die Höhe des Capitoliniſchen Hügels gekommen, und grüßend trat ihnen der gute Mönch entgegen. Ein ſchönes Gartenhauß unter hohen Bäumen nimmt ſie auf, und weit ſchaut man von dem Altane die Königin der Städte, unter den Säulen der ungeheuren Vergangenheit. Herbſtlich erhebt ſich der Sturm, und Blätter, und Trümmer des Frühlings führt er mit ſich, die hohen Bäume beugen ihre Gipfel, und wie im ſchnellen Gange bewegen ſich die lezten

Herbſtblumen. Gegen den unbändigen Luftſtrom ſeegeln einige königliche Adler, und ſuchen die ſtille Höhe. Als ob er eine große Stunde der Wiedergeburt verkündete, ſo regt ſich der Sturm lebendig, und begeiſtert ſcheint die Welt mit Flammenzungen zu reden. Romanus der ſich immer im Sturm am geſündeſten und lebendigſten fühlt, wird heitrer als er je geweſen, und voll jugendlichen Hoffens, ſieht er nach der Gegend hin, wo die geprieſnen Küſten ſeiner warten.

„Ihr müſt mich entſchuldigen, ſagte der Mönch, wenn ich oft von euch gehe. Dort im Zimmer habe ich noch einige Leute zu unterhalten, die mich freylich zur gelegneren Zeit beſuchen könnten.“ Romanus der mit trunknem Blick an den Zinnen der Königsſtadt hängt, hört nicht was jener ſpricht. An den Ufern des Nils und Ganges, des Euphrates und Tigris wird er bald unter den heiligen

Trümmern einer großen Vergangenheit wandeln und das Thor der älteſten Urwelt ſteht ihm geöffnet, daß er tief in ihr Innres ſchaut.

Ich höre du wirſt nun bald nicht mehr mit uns ſeyn, unterbricht der Mönch, der zurückkömmt, ſeine Träume, ſo laß uns noch einmal das Gemüth in Liebesgeſprächen ergözzen, da uns vielleicht nie wieder ein Dach bewirthet. Du biſt nun dem Wunderland nicht mehr fern, nach welchem dich jugendlich und voller Lieblichkeit deine Träume hinlocken, ſchon wehen günſtige Winde vom Land, die Wimpel tanzen frölich in ihrem günſtigen Strömen, und hoffnungsvoll jauchzen die Schiffer. Und dem Ziel näher als je, ſehe ich — der ich die Welt und die Jugend kenne — dein Herz nach einer andern Seite hinbewegt, wo ihr Recht eine alte, verjährte Leidenſchaft behauptet. Fürwahr, mein

Sohn, nicht glücklich und froh, wie einen Freyen, sondern unlustig, wie einen der ungern und fast gezwungen in die Kampfbahn geht, sehe ich dich die hohe Wallfahrt beginnen. Wie findest du nun die Leidenschaft — die bisher nachgiebig zu schlummern geschienen — stärker als du es geträumt, und gewappnet, wird sie dir das Weiterziehen streitig machen. Umsonst, daß dich hoch und herrlich die fernen Meere, die fernen Gebürge grüßen, und dich zu sich winken, hast du doch einmal die Frucht des heymathlichen Bodens gekostet, und streng läßt er dich nicht mehr als einen Freyen ziehen. Das Loos unserer aller Bestimmung bezahlst du heute, nicht das eines Einzelnen. Frey und kühn, was wäre dem Mann zu hoch und zu fern, wo bliebe sein Wille stehen, und welcher Ort genügte ihm zur Heymath?

Voller Bedeutung ist die alte Sage: — „In heiliger Einfalt — spricht die ehrwürdige Ur-

welt — lebten ihrem göttlichen Urſprunge getreu die Kinder der Elohim. Einſt waren ſie Erzieher der erſten Menſchen, von ihnen erhielten dieſe Sprache, heilige Kunſt und Religion, bis Adam das Paradies verlaſſen mußte, da lebten rein, und in göttlicher Beſchauung, die Elohims Kinder auf den Gebirgen des Paradieſes, ſehnend den hohen Blick nach den Quellen ihres göttlichen Urſprungs gerichtet, trauernd über den Trümmern ihres alten Geſchlechts, von welchem nur ſie noch übrig. Fittiche, hohe Schwingen, zierten dieſe ewigen Genien der Menſchen, und ſchnell wie der Aether vermochten ſie die große Erde zu durchfliegen."

„Die Kinder der Menſchen hatten zu jener Zeit, des Paradieſes, und ihrer göttlichen Lehrer vergeſſen, und nur die Erde und was in ihr iſt, bemerken ſie, nicht den hohen Himmel. Damals wohnte die Liebe nicht

mehr bey ihnen und hohe Lobgesänge, und zarte Lieder, hatten sie ganz verlernt. Die Kinder der Elohim aber, in ewiger Schwermuth nach der göttlichen Herkunft, und den Trümmern ihrer Vorzeit schauend, achteten der Erde nicht, die sie bewohnten, und vergaßen ihrer Früchte zu genießen. In ihrer eignen Heymath waren sie nicht mehr heimisch, sie konnten ihre ewige Mutter — die Erde — nie wieder lieb gewinnen, stets eingedenk der Strenge, womit sie ihre eignen Kinder ein alt Vergehen büßen ließ, stets eingedenk der furchtbaren Zeit, da sie ihr hohes, erstgebohrnes Geschlecht zertrümmerte. Nur dem alten Erzeuger, dem unvergänglichen Himmel, waren sie zugethan, und unruhig schweiften sie auf der Erde umher, stets auf dem Gebürge den Wolken näher, vermieden sie das ebene, niedrige Land. Da gefiel es der ewigen Barmherzigkeit, welche Alle mit gleicher Liebe umfängt, daß die göttlichen Nachkom-

men der Elohim' wieder unter den Sterblichen wandelten, deren unvergängliche Ideen sie sind, auf daß diese dem ewigen Himmel, jene der Erde wieder zugethan würden. Und der Geist des Herrn sendete die Göttlichen unter die Kinder Adams, die sie in Jahrhunderten geb[illegible]den hatten. Es erstaunten die Elohim über die Werke der Menschen — prächtig und ungeheuer, — und sprachen bey sich selber: Sind das die Söhne Adams, welche wir einst unterwiesen, nackend waren sie im Paradies, und nun, siehe, sind ihre Werke herrlich und erhaben, wie einst jene der ewigen Kinder Gottes waren. Die Menschenkinder aber, als sie die Elohim erblickten beteten an vor ihnen, und riefen: Siehe die Götter sind wieder unter uns." —

„Die Töchter der Menschen waren schön von Angesicht, und fanden Gnade vor den Augen der unsterblichen Elohim. Da ver-

mischten sie sich mit dem sterblichen Geschlecht, und siehe die himmlische Liebe kam wieder zu den Menschen, und neue Tempel, die Thäler, Höhen und Hayne, waren voll hoher Lobgesänge und Lieder. Da wurden die Elohim wieder einheimisch auf der Erde, und hiengen mit neuer Liebe an ihr, durch ihre eignen Kinder die sie mit den Sterblichen erzeugt hatten, ihr verbunden."

„So wohnten sie unter den Menschen, bis es ihrem ewigen Erzeuger gefiel, sie, die Unsterblichen zu sich zu rufen. Ihre Kinder, die unter den Sterblichen zurückblieben, waren vergänglich und sterblich wie diese, doch trugen sie unverkennbar die Spuren ihrer hohen Abkunft an sich."

„Noch leben die Nachkommen der hohen Elohim unter uns, und ohne sie würden keine Gesetze, keine Religion, keine Poesie,

und nichts, das groß und herrlich ist, unter uns wohnen. Sie allein sind es, welche jenen göttlichen Ideen, die uns erzeugten, ähnlich sind, die ihnen, obwohl in vergänglicher Form, gleichen. Sie nennen wir Künstler, Gesezgeber, Weise. Auch diese späten Nachkommen des unvergänglichen Geschlechts, sind von Natur wenig heimisch auf der Erde, und ewig nach dem hohen Himmel schauend, würden sie den mütterlichen Boden verachten — ewig umher irren. Fern von ihnen wäre es, sich um die Schicksale der andern Menschen, um ihre Staaten und Gesetze, zu kümmern. Da hat die Erde, mit ewiger Liebe über alle ihre Kinder wachend, das alte Band, das einst die alten Elohim mit ihrem jüngst gebohrnen Geschlecht vereinigte, noch immer in ihren Händen. Schön und lieblich sind die Töchter der Menschen, und in ihnen lernen die aus göttlichem Saamen Entsproßnen, die Erde lieben, und Heymath auf ihr finden."

„Lasset uns preisen die Nachkommen der Göttlichen, die ewige heilige Gemeinde der Besten auf Erden, in welcher sie wohnen. Laßt uns auch preisen die Töchter der Menschen, schön von Angesicht und lieblich, ohne sie blieben die Unsterblichen nicht unter uns wohnen. — Vor allen aber sey ewig gepriesen die ewige Liebe, die sich aller erbarmt.“

Der gute Mönch hatte seine Erzählung geendigt, und ein dankbares Lächeln erschien auf dem Gesicht des Jünglings unter dem Nebel der Schwermuth. „Gar zu gern, sprach er, möchtest du mich meinen schönsten Träumen untreu machen, da ich schon nahe an den goldnen Pforten der Erfüllung stehe, gern möchtest du meine Lieblingspläne vernichten, damit die Gewalt deiner Reden desto offenbarer würde, so nahe der längst ersehnten Stunde. Immerhin versuche alle deine Beredsamkeit, alle deine Allegorien und Sagen an

mir. So gern ich sonst überall, kindlich und ohne Weigern deinen weisen Rath befolge, so wenig möchte dein Unternehmen diesmahl dir gelingen. Aber Vester, berühre nicht grausam die schlummernde Leidenschaft. Oefne nicht unvorsichtig den Schlauch, worin ihre Stürme verborgen ruhn, damit sie nicht zügellos, und wild, mich, nahe dem ersehnten Hafen, wieder aufs weite Meer verschlagen, da ich schon freundlichen Rauch von dem vielgeliebten Port aufsteigen sehe. —

Zu deinem eignen Besten, antwortet der Greis, berühre ich deine alten Wunden, wirst du doch demohnerachtet in den Hafen einlaufen, wie und wann es unabänderlich das hohe Schicksal bestimmte. Siehe hier vor uns die hohe Roma mit ihren Thürmen, Tempeln und Obelisken. An diesen ungeheuren Trümmern, an diesem Gestein, das ewig fest allen Zeiten zu trotzen scheint, lerne was sichre

Heymath ſey, lerne wie Heymath die ſchönſte Frucht, welche die Erde trägt, den Frieden, gewähren mag.

So ſpricht der Greis, jugendlich und lebendig, während mit feurigen Zungen der Sturm unter den hohen Bäumen, und den ewig feſten Säulen der Vergangenheit redet. Bewegt, und im Innerſten getroffen, fühlt ſich der Jüngling, und der Worte, des Widerlegens, und des Beſtätigens, iſt er nicht fähig. Schweigend ſieht er bald nach dem hohen Rom, bald nach der fernen Küſte, und nach der Heymath, die er verlaſſen, hin.

Noch einmal, ſpricht er zu den beyden alten Freunden, laſt mich die unſterblichen alten Statuen der Vorwelt, die Götterbilder des hohen Capitolins begrüßen. Wo ich mich oft meinem kühnen Traum wiedergebohren fühlte,

da will ich mich heute noch einmal hinstellen. Der Anblick dieser Himmlischen soll mich trösten über alles, was ich verlassen muß. Stehen sie doch wie hohe Wegweiser an dem Eingang in den heiligen Tempel der Vorwelt. Und dann, wenn ich zurückkehre, wird Euch erst Antwort. — Ich komme dir nach — ruft der Mönch hinter dem eilenden Jüngling, mit meinem Besuch, den ich auch dahin zu führen gedenke.

Romanus hat die lezten Worte nur leicht gehört, und eilt mit ungemeiner Sehnsucht, die Thränen nicht mehr verbergend, den hohen Bildern zu. Aber ach, verwandelt scheinen sie ihm heute ganz. War es das eifrige Gespräch des Mönchs, oder seine eigne Sehnsucht nach der stillen Heymath, und Mathildens Armen, die göttlichen Bilder schienen liebreich ernst von dem Genuß des Lebens, der Jugend, von den göttlichen Freuden der Liebe zu

reden. Nicht deutet ihr hoher Blick auf das Märtyrerthum hin, das er sich erst erwählte, von den ruhigen Freuden der Heymath, und der himmlischen Ehe verkünden sie hohe Dinge. Genieße das Leben, scheinen sie alle zu sprechen, dessen Ideen, dessen ewige Bilder und Schuzgeister wir sind, ewig einsam wandelt der Mann und unerquickt, welcher die Geschenke von sich stößt, die wir ihm anbieten, Liebe und schöne Freuden. —

Welche Verkehrtheit! ruft der Jüngling, läßt mich heut alles in andern Farben sehen? Bin ich nicht mehr derselbe, der ich an jenem Abend war, da ich mit meinem Antonio — noch unwissend daß es der so lang Ersehnte war — vor dem alten Kirchlein stand? wo mich groß und ernst das heilige Gemäuer zu meinem schönen Ziel hinwies? Aber auch heute, troz dem fast unbezwinglichen Heimweh, will ich zu der ersehnten Wallfahrt ei-

len, noch heute empfängt mich das Nachtlager zu Oſtia. — —

„Hier iſt der junge Pilger" — hört er, indem er ſinnend ſteht, die Stimme des Mönchs hinter ſich, und indem er ſich umkehrt erblickt er — o unvergeßlich — unbeſchreiblich ſchöner Augenblick — ſeinen alten, ewig geliebten Lehrer van Helmont an der Seite des Mönchs. Liebreich lächelnd umarmt ihn der ehrwürdige Greis. „Nicht geglaubt hätte ich, ſpricht er, dich, mein theurer Freund und Schüler, noch hier zu treffen, ich wünſche mir Glück, daß ich meine lange beſchloßne Reiſe nach Rom gerade jezt unternommen, und nicht ſpäter."

Sprachlos, freudig ſtaunend, ſich des ganzen Jahrs, das ſie von einander geſchieden hatte, nur im Traume bewußt, ſteht der Jüng-

ling. Endlich hält er die Ausbrüche seines unendlich bewegten Herzens nicht länger mehr zurück. „Theurer Lehrer, ruft er, ach warum muß ich euch so spät, noch an dem lezten Tag vor meinem Abschied von diesem geliebten Welttheil begegnen? Und doch längst habe ich euch noch einmal zu sehen und zu sprechen, und von euch den lezten Segen zu erhalten gewünscht. O mein Vater und Freund! euch noch einmal danken will ich für die unvergeßlichen, hohen Lehren, noch zum leztenmal das ehrwürdige Haupt umarmen, und an der Seite des wandeln, der mir unter allen hohen Männern, welche nur leben, der theuerste ist. Denn auf viele lange Jahre wird mich mein Trieb in die weite Ferne führen, und wer weiß ob mein Auge jemals diese theuren Küsten wieder schaut.“ —

„Noch habt ihr sie nicht verlassen“ — unterbricht ihn der Mönch.

In unbeschreiblicher Freude ergötzen sich die beyden Freunde in hohen Gesprächen, und Romanus bemerkt nun erst, wie sehr seine Weltansichten, und der Umfang seiner Empfindungen in diesem Jahre gewachsen seyn. In hoher Demuth sezt sich der Meister seinem Schüler gleich, und jede Schranke, die zwischen ihnen war, scheint in diesen heiligen Augenblicken vergessen.

Noch wagt der Jüngling nicht nach Mathilden zu fragen, noch vermeidet er jugendlich zart, sie im Gespräch zu berühren.

Ihr alten und doch ewig jugendlichen Götterbilder, du ewig gepriesner Hügel, wenig Stunden habt ihr in dem hohen Rom gesehen, welche diesen an Freuden glichen. Arm in Arm wandeln Schüler und Meister, und nie, spricht der Jüngling, soll ich meine liebe Heymath wieder grüßen? Nie die welche mir

höher als das Leben sind? Ach siehe, da führt der Pfad mich in wenig Stunden der stillen Küste, und den Schiffen zu, die meiner warten. — Da wendet sich der Klagende von Ohngefähr, und ihm zur Seite, in hoher Sehnsucht erröthend, steht — — Mathilde. —

(Ende des zweyten Bandes.)

Chemnitz,
gedruckt bei C. G. Kretschmar.